WILS
CLS
PT1337
.B53x
1905
bd.5

IBLIOTHEK DER TERHALTUNG UND DES WISSENS

UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •

Aus der Bibliothek
von
Twin Cities Campus

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Somatose

FLEISCH-EIWEISS

Hervorragendes, appetitanregendes KRÄFTIGUNGSMITTEL

FARBENFABRIKEN vorm. FRIEDR. BAYER & CO.

ELBERFELD

Eisen-haltiges

Eisen Somatose

Fleisch-Eiweiss

Hervorragendes, appetitanregendes Kräftigungsmittel für

BLEICHSÜCHTIGE.

Eisen-Somatose besteht aus Somatose mit 2 % Eisen in organischer Bindung.

Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co., Elberfeld.

Neu eingeführt.

Rioja-Bordeaux,

flaschenreifer roter Tafelwein, übertrifft an Qualität, Bouquet u. Feinheit alle kleineren **Bordeaux-Weine,**
verzollt ab Konstanz zu **85 Pf. per Liter.**
1 Postkistchen mit 2 ganzen Flaschen franko gegen Einsendung von **M. 2.70.**

Allen Hotels und Restaurants empfohlen.

SAMOS-SÜSS-WEINE

vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine

Natur- ❁ ❁ reinheit ❁ garantiert.

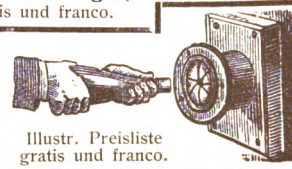
verzollt ab Konstanz zu **M. 1.— per Liter.**
1 Postkistchen mit 2 Flaschen franco **M. 2. 80.**

ZIEGLER & GROSS,

Inhaber: **Carl Aug. Ziegler,**
Konstanz 59, Baden, u. **Kreuzlingen,** Schweiz.
Proben und **Preisliste** gratis und franco.

Verbess. Universal-Flaschen-Verkapsel-Maschine

Preis M. 6.—, steht bis jetzt in jeder Beziehung unerreicht da, redact. bespr. in Nr. 2296 der Ill. Zeitung, Leipzig.
ZIEGLER & GROSS, Inh.: **Carl Aug. Ziegler, Konstanz 59.**



Illustr. Preisliste gratis und franco.

FEIGEN-KAFFEE

SCHUTZ-MARKE

von

ANDRE HOFER

Hof-Lieferant

SALZBURG-FREILASSING

ist anerkannt in jeder Beziehung

der **BESTE**

Kaffeezusatz.

Endlich gewöhnen Sie sich an den Geschmack!

Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens

Zu der Erzählung „Jürn Kerstens Brautfahrt“ von E. Fischer-Markgraff.
(S. 76)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten ⁊ sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1905. Fünfter Band

Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

WILS, CLS
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Die Briefe der Königin. Roman von Auguste Groner (Fortsetzung) 7

Jürn Kerstens Brautfahrt. Eine Geschichte aus Altpommern. Von E. Fischer-Markgraff 73
Mit Illustrationen von Richard Mahn.

Perlen. Ein Kapitel für die Leserinnen. Von E. Appenzeller 85
Mit 13 Illustrationen.

Daniel O'Connels Glück. Novelle von Erich Ernst Weber 105

Ein vierhändiges Genie. Aus einem Affenleben. Von Lothar Brenkendorf 157
Mit 4 Illustrationen.

Heim. Eine Weihnachtserzählung aus den Bergen. Von Otto Behrend 165

Der Lotsendienst. Küstenbilder von Herbert Schmidt . 188
Mit 15 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Der Zahn der Primadonna 207

Gewissensbisse eines Pferdes 208

Neue Erfindungen:

I. Elektrische Neuheiten 210
Mit 3 Illustrationen.

II. Der Nadelhalter 213
Mit Illustration.

Eine Photographie zur rechten Zeit 214

Seite

Ein chinesisches Gastmahl 215
Ein merkwürdiges Gesetz 217
Julius I. von Frankreich 218
Mit Illustration.
Über Teebereitung 220
Moderne Tortur 223
Tiere in Ohnmacht 224
Unbekannte Helden 226
Mit 2 Illustrationen.
Die Einladung der Schwiegermutter 228
Feuchte Hände 230
„Ich will's gewiss nicht wieder tun" 234
Schnecken als Nahrungsmittel 235
Ihr Namenstag 238
Seltsamer Weihnachtsbrauch 239
Ein guter Rat 239
Gräfin und Erzieher 240
Der selbstbewusste Meister 240

Die Briefe der Königin.

Roman von Auguſte Groner.

(Fortſetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Er wird gerettet werden — o, er wird ſicher gerettet werden!“ murmelte Martha Herland und ſah mit rührender Zuverſicht, als ob dieſe Rettung in Langes Hand läge, in deſſen jetzt ſo ernſtes Geſicht.

Er nickte ihr zu. „Wir wollen es hoffen,“ antwortete er leiſe.

Auch Herr Lehmann nahm herzlichen Anteil an dem Unglücklichen, und Profeſſor Herland ſaß da und preßte im Gefühle ſeiner Ohnmacht die Hände vors Geſicht. Die Morris, die vielleicht nur erraten hatte, um was es ſich handle, ſtarrte ſtumm auf die Entſetzten. Selbſt Ladány war jetzt von echt menſchlichem Mitleid und ehrlicher Sorge erfüllt, und dies war ſicherlich auch bei Frau Mengs der Fall, nur daß ſie ſelbſt jetzt das Plappern und Fragen nicht laſſen konnte und dabei wie ein Zicklein umherſprang.

„O, Herr v. Ladány! Können Sie mir denn nicht ſagen, wer es iſt?“ wandte ſie ſich halb flötend, halb kreiſchend an den Ungarn.

Da verlor er den Schliff, über welchen er in unaufgeregtem Zustande verfügte, und antwortete bissig: „Nun! Sie sind es ja nicht. Geben Sie sich also zufrieden!"

„Das ist schrecklich!" sagte in diesem Augenblick eine sehr belegte Stimme dicht neben Deronge, und als dieser den Eigentümer dieser ihm ganz fremden Stimme ansah, wußte er, daß dieses in der Tat alle Nerven aufpeitschende „Mann über Bord!" Manil gegolten hatte, denn der leichenblasse Mensch mit den großen Schweißperlen auf der Stirne und der so ganz fremd klingenden Stimme war John Rustin.

„Lieber Gott, wie Sie aussehen!" rief Deronge dem bebenden Manne zu. „Nun, hören Sie! Sie sind mit Ihren Nerven ja recht übel daran!"

Rustin zwang sich ein Lächeln ab. Es war ein recht mühevoll zuwege gebrachtes Lächeln; auch mußte er sich erst räuspern, ehe er halbwegs seiner Stimme Herr wurde, und dann sagte er: „Gewiß steht es mit meinen Nerven übel, aber ich habe ja das Unglück mit angesehen und deshalb —"

„Ist es sicher Manil, der in das Meer gefallen ist?"

John Rustin nickte.

Jetzt war der Franzose merkwürdigerweise viel ruhiger.

Rustin bemerkte dies. „Weshalb legt sich bei dem Gedanken, daß Manil, der arme Manil, ein Opfer des Meeres geworden ist, Ihre noch eben vorhanden gewesene Angst?" fragte er.

Der Franzose lächelte. „Taylor," erklärte er, „hat mir erzählt, daß Manil einer der besten Schwimmer und Taucher ist, die er je kennen gelernt hat. Sie begreifen jetzt, weshalb meine Angst nun eine weit geringere ist als früher, da ich annehmen konnte, daß — aber nehmen Sie sich doch zusammen!"

John Ruſtin nahm ſich ſchon zuſammen. Wohl war er noch immer leichenblaß und ſtützte ſich ſchwer auf die Reling des Oberdecks, auf welchem ſich die meiſten der Reiſenden, ſowie auch er und Deronge ſich befanden, aber er hielt ſich aufrecht.

Übrigens achtete jetzt keiner auf Ruſtin, denn von einem der Boote, die weit hinter der „Savoia" trieben, klang jetzt ein jauchzender Ruf herüber.

Es legten ſich demnach am Bord die Wogen der Aufregung, während die Wellen des Meeres vom immer heftiger werdenden Winde höher und immer höher gepeitſcht wurden, allerdings lange nicht ſo hoch, daß ſie den beiden gut geführten Booten, in deren einem ſich nun ſchon Manil befand, hätten Schaden bringen können.

Aber eine gute Viertelſtunde dauerte es doch noch, ehe man den Verunglückten auf der „Savoia" hatte.

Ruſtin intereſſierte ſich ungemein für Manil. Er hatte ſich dicht neben die Treppe geſtellt, auf welcher der Chilene, unterſtützt von den Matroſen, emporklomm. Er blieb auch noch ſo lange, bis dieſe auf Deck gelangt waren, dann ging er.

Manil war ſo erſchöpft, daß er nicht ein Wort hervorzubringen vermochte. Man führte ihn ſofort in ſeine Kabine. Sie lag neben derjenigen der Morris, die ſich freundlich erbötig machte, die Pflege Manils zu beſorgen, falls er einer ſolchen bedürfen ſollte.

Aber er bedurfte ihrer nicht.

Doktor Lange und Taylor, welche den Diener in ſeine Kabine gebracht hatten, wunderten ſich über die Hartnäckigkeit, mit welcher er darauf beſtand, ſich in den naſſen Kleidern auf ſein Lager zu werfen, und über die Ungeduld, mit der er, teils durch Geberden, teils durch abgebrochene Reden, allein zu ſein verlangte. Um ihn

nicht noch mehr aufzuregen, willfahrten sie seinen Wünschen. —

Sie hätten sich noch weit mehr gewundert, wenn sie das fernere Verhalten Manils hätten beobachten können.

Kaum hatten sie die Kabine verlassen, richtete Manil sich jäh empor, lauschte, erhob sich dann geräuschlos, schlich zur Tür hin und schob sachte den Riegel vor, dann eilte er zum Fenster zurück, durch welches eben noch so viel Licht hereinfiel, daß er zur Not den Gegenstand zu erkennen vermochte, den er mühsam aus der natürlich völlig durchnäßten Innentasche seines Rockes gezogen hatte.

Es war eine Brieftasche. Sie war aus hellem Leder gefertigt, und ihr Schloß war offen.

Die Brieftasche war leer.

Manil betrachtete sie lange, dann sagte er gedankenvoll zu sich selber: „Diese Tasche also hat er im Meere verschwinden lassen wollen!“

Fünfzehntes Kapitel.

Leise öffnete sich die Tür von Manils Kabine, und ihr Bewohner betrat den schmalen Gang, welcher zwischen den Kabinen und der großen Kajüte lag.

„O,“ sagte John Rustin, der soeben aus seiner Koje kam, „da sind Sie ja wieder frisch und gesund! Lassen Sie sich gratulieren!“

Manil entgegnete artig: „Herr Rustin, das Leben ist nicht so schön, daß Sie mir meiner Rettung wegen Glück zu wünschen brauchten. Ein so armer Diener —“

„Verdient, daß man ihm aufhilft,“ vollendete Rustin rasch und wollte Manil eine ziemliche Anzahl Goldstücke in die Hand drücken.

Jener aber zog die Finger zurück, noch ehe er damit etwas umfaßt hatte. „Meinen Sie, Sie müssen mich des Mißverständnisses wegen bezahlen?“ fragte er leise.

Da wurde Rustins Blick lauernd.

„Bezahlen?“ flüsterte er. „Was fällt Ihnen ein? Was soll ich denn bezahlen wollen?“

„Eben das frage ich mich auch,“ entgegnete Manil. „Ja, wenn es mir gelungen wäre, das, was Sie wegwarfen, aufzufangen, da könnten Sie mich für das kalte Bad, das ich dabei habe nehmen müssen, schon bezahlen.“

„Aber da Sie das Ding nicht auffingen,“ meinte verlegen lächelnd Rustin, „so —“

„Da ich das Ding nicht auffing, so sind Sie mir auch nichts schuldig, und ich muß Sie noch bitten, über mein voreiliges Tun zu schweigen, denn sonst habe ich auch noch Tadel zu gewärtigen wegen meines so ganz sinnlosen Sprunges.“

Einen Augenblick lang starrte John Rustin, als sei er über irgend etwas sehr verwundert, den Chilenen an, dann blitzte es in seinen Augen auf, und er sagte in der denkbar liebenswürdigsten Weise: „Aber selbstverständlich, lieber Manil, natürlich schweige ich. Sie würden ja zum Gespött des ganzen Schiffes werden, wenn man wüßte, daß Sie so gern — apportieren.“

„Das ist das richtige Wort,“ gab Manil ohne weiteres zu. „Also — wir schweigen beide.“

„Beide!“ sagte tief aufatmend Rustin, dann gingen sie nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Rustin kehrte in seine Kabine zurück, an deren Tür er vorhin auf den Augenblick gewartet hatte, in dem Manil wieder erscheinen würde, und Manil ging zu seinem Herrn.

Auf dem Wege zu ihm murmelte er in seiner Muttersprache ein chilenisches Sprichwort, das zu Deutsch heißt: „Am meisten mißtrauisch muß der Schlechte sein."

Manil traf seinen Herrn richtig in der Kabine an.

„Nun Gott sei Dank, daß die Sache so gut abgelaufen ist," rief Taylor und streckte dem Eintretenden die Hand hin. „Wie haben Sie es denn nur zuwege gebracht, ins Wasser zu fallen?"

„Ich bin hineingesprungen, Herr," versetzte der Diener gelassen.

„Hineingesprungen?" Taylor war emporgefahren und starrte Manil verwundert an. „Ja — haben Sie denn sterben wollen?"

„O nein, Herr!"

„Was sonst als den Tod konnten Sie aber im Meere suchen?"

„Diese Brieftasche. Ist es die, nach welcher Sie mich schickten?"

„Es ist dieselbe."

„Nun, ich fand sie, wenn auch nicht in Ihrem Rock, so doch im Meere, und ich hielt es für richtig, dies nur Sie, meinen Herrn, wissen zu lassen."

„Ich verstehe noch immer nicht. Wie konnten Sie das Ding, das nicht einmal schwimmt, im Meere finden?"

„Es hat es einer hineingeworfen, vor meinen Augen. Da sprang ich nach."

„Vor Ihren Augen! Das klingt so unwahrscheinlich, und wenn ich nicht wüßte, daß Sie immer die Wahrheit reden —"

„Ich rede sie auch diesmal. Der sie hineinwarf, war —"

„War der Dieb!"

„Das ist auch meine Meinung, Herr."

„Aber wie würde er denn vor Ihren Augen —"

„Er hat es doch getan; er sah mich eben nicht, denn er stand auf dem oberen und ich auf dem unteren Deck. Zuerst sah ich nur die Brieftasche fliegen, da sprang ich ihr sofort nach, konnte sie erfassen und unter dem Wasser in meinem Rocke verbergen. Danach erst tauchte ich empor und schaute mir den Werfer an."

„Wer ist es?"

„Herr John Rustin."

„Mein Vetter?" Ein grenzenloses Staunen drückte sich in Taylors Gesicht aus. „Mein Vetter also!" wiederholte er noch einmal, die ihm dargereichte Brieftasche gedankenvoll öffnend. „Aber wo ist der Brief?" fragte er enttäuscht.

Manil zuckte die Achseln. „Als ich sie fand, war die Tasche offen und leer."

„Offen und leer," dachte Taylor, den ein unsäglich widerwärtiges Empfinden beschlich, „offen und leer! Und John hat sie gehabt, und er hat sie ins Meer geworfen."

Ein Weilchen hörte man nichts in der Kabine als das Anschlagen des Wassers an die Schiffswand.

Dann sagte Taylor: „Suchen Sie Frau Wilkins auf und fragen Sie, ob die Dame mir eine Unterredung gewähren wolle."

Nicht wenig verwundert entfernte sich Manil. Er kam schon nach wenigen Minuten wieder zurück und meldete, daß Frau Wilkins sich behufs der gewünschten Unterredung bereits in den Salon begeben habe.

Auch Taylor ging eilig dahin.

Eilig, ja sogar viel zu eilig, so meinte wenigstens die Morris, welche dabei gewesen war, als Manil die Frage seines Herrn an Frau Wilkins überbrachte, und welche dann diesem auf dem Wege nach dem Salon begegnete. Die Morris hatte ihrer Herrin einen Um-

hang gebracht, denn trotz des immer noch schönen Wetters war es auf Deck schon ziemlich kühl geworden. Lavinia, Deronge und Frau Wilkins hatten, als Manil kam, beieinander gesessen.

Natürlich hatten auch die beiden ersteren Manils Anfrage vernommen.

Als die Wilkins gegangen war, schaute Lavinia Deronge stumm an.

Er zuckte nur die Achseln.

Ein Weilchen saßen sie schweigend da, dann bemerkte Lavinia so recht aus der Fülle ihrer Gedanken heraus: „Frau Wilkins ist wirklich eine ganz eigenartig reizende Frau!“ Ein Seufzer begleitete diese Worte, ein Seufzer und ein trübes Lächeln.

Deronge beugte sich vor und sah ihr freundlich in die Augen. „Da machen Sie sich ganz unnötige Sorgen,“ sagte er, ihren Gedankengang erratend, was allerdings nicht übermäßig schwierig war.

Lavinia errötete. Ihre Augen standen voll Tränen. „Glauben Sie?“ fragte sie leise. „Ralph hat so viel zu reden mit dieser Frau, und er ist nicht so herzlich wie sonst gegen mich.“

„Er ist eben verstimmt.“

„Und das kann auf sein Verhalten mir gegenüber solchen Einfluß haben?“

„Wenn seine Verstimmung mit Ihnen im Zusammenhange steht — warum nicht?“

„Mit mir im Zusammenhange?“

„Er weiß oder nimmt wenigstens und zwar ganz richtig an, daß Ladány Ihrethalben hier ist.“

Lavinia preßte die Lippen aufeinander.

„Es gehört kein besonderer Scharfsinn zu dieser Annahme,“ fuhr Deronge fort. „Mehr, viel mehr noch würde er verstimmt sein, wenn er darauf käme, wes-

halb Ladány Ihnen gefolgt ist. Hängt seine Anwesenheit wirklich mit Ihrem Budapester Geheimnis zusammen?"

Lavinia erschrak. „Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?" stammelte sie.

„Durch eine einfache Ideenverbindung, liebe Freundin. Sie mußten sich damals nach Möglichkeit vor jemand verbergen. Sie haben sich auch am Belgrader Bahnhofe schon vor jemand zu verbergen gesucht, und dieser jemand war Herr v. Ladány, der, Sie erblickend, ganz plötzlich den Entschluß faßte, auch mitzufahren. Man hat ihn daran gehindert, und so konnte er Ihnen nicht sogleich folgen, aber er hat sicherlich von Nikifor erfahren, daß Sie am 9. September in Graz sein würden."

„Dort war aber doch Ladány nicht!" warf Lavinia ein.

Deronge lächelte. „Wissen Sie sicher, daß er nicht dort war? Er hat sich uns einfach nicht gezeigt. Aber er war dort. Ganz gewiß war er dort, denn er hat es ja in Erfahrung gebracht, daß wir mit der „Savoia" reisen würden, und davon ist doch erst in Graz die Rede gewesen. Ich weiß auch, daß Taylor einmal, beim Tee, ziemlich lebhaft die ganze Route, welche die „Savoia" nehmen würde, besprochen und dabei ihre Stationen genannt hat."

„Ja, ja, das weiß ich auch," warf Lavinia ein.

„Nun — und auf der ersten Station, in Livorno, fand Ladány sich schon ein," vollendete Deronge seinen Gedankengang. „Mußte ich da nicht auf die Idee kommen, daß er Ihnen aus einem ganz bestimmten Grunde gefolgt ist?"

„Und auf eine andere Idee sind Sie nicht gekommen?"

Lavinia sah geradezu angstvoll bei dieser Frage aus.

Ihr alter Freund strich sanft über ihre Hand. „Freilich bin ich in meinen Folgerungen noch weiter gelangt," sagte er gemütlich. „Ich weiß ja, daß dieser Ladány — sehen Sie, dort drüben steht er und beobachtet uns — ehe er hier auftauchte, kaum mehr als dreimal vor Ihre Augen gekommen ist, und daß Sie auch da eigentlich gar nicht mit ihm verkehrt haben, daß dieser Mensch also direkt mit Ihnen nichts zu tun haben kann."

„O doch — leider sind wir direkt miteinander verbunden!" seufzte die junge Frau.

Deronge schüttelte den Kopf. „Sie irren, liebe Freundin. Sie sind nur durch Ihren Bruder mit Ladány irgendwie verbunden. Nikifor hat irgend etwas getan, das niemand wissen soll, das aber Ladány weiß, und deshalb — Aber warum erschrecken Sie denn so? Es tut ja nichts, wenn ich ein wenig weiß, es schadete auch niemand, wenn ich sogar alles wüßte."

„O nein — nein!" wehrte Lavinia ab und setzte rasch einlenkend hinzu: „Also so durchsichtig ist diese Sache?"

„Ja — so durchsichtig, aber nur für mich, der ich mit Ihren Verhältnissen so vertraut bin. Taylor kann nicht so viele Schlüsse ziehen, und deshalb und weil er Sie ganz anders lieb hat als ich, ist er so unruhig und so verstimmt."

„Er wird doch nicht eifersüchtig sein?" fragte Lavinia halb froh, halb unruhig.

„Immerhin ist Eifersucht in seiner Unruhe, gerade so wie bei Ihnen die Eifersucht dieser hübschen Wilkins halber zu glimmen beginnt."

Lavinia senkte die Augen.

Es herrschte eine Weile Schweigen, das Deronge mit einer ärgerlichen Bemerkung über Ladánys taktloses Herüberstarren unterbrach.

„Wenn er zu lästig wird, wird sich wohl ein Mittel finden, ihn von der „Savoia“ zu entfernen,“ setzte er hinzu.

Da schaute Lavinia erschrocken auf. „Unternehmen Sie nichts gegen ihn!“ bat sie hastig.

„Ja warum denn nicht? Müssen Sie sich denn sein Hiersein gefallen lassen?“

Sie nickte.

„Nikifors wegen?“

Wieder nickte sie.

„Ist er im Einverständnis mit Ihrem Bruder hier?“

„Nein. Oder ja. Ich weiß es nicht.“

„Fürchten Sie denn nicht, daß Ladánys Anwesenheit und sein aufdringliches Verhalten Ihnen gegenüber —“

„Ich muß es dulden.“

„Und fürchten Sie nicht, daß dies Ralph an Ihnen irre machen kann?“

Lavinia seufzte nur. Nach einer Weile richtete sie den Kopf empor. „Werden Sie mich nicht für eine eitle Närrin halten, wenn ich jetzt etwas sage, das sehr, sehr romantisch klingt?“

„Ich werde Ihnen Wort für Wort glauben.“

„Ladány ist als Vertrauensmann König Milans hier.“

„So? Um Sie zu überwachen? Dazu hat der König kein Recht. Auch achtet er Sie, wie er noch nie eine Frau geachtet hat. Er hat Ihnen ja sogar seinen Namen, seine Krone angetragen.“

„Er hat es getan.“

„Es überrascht mich nicht sehr,“ fuhr der Franzose nach einer Weile fort, „Milan betrachtet Natalie, seit sie selber nach der Regentschaft strebt, nicht mehr als zu ihm gehörig, und sie weiß es ja auch schon, daß er an die Trennung von ihr denkt.“

„Sie weiß es schon? So hat mir also Ladány die Wahrheit gesagt," fiel Lavinia rasch ein.

„Was sagte er denn?"

„Daß ich mich vor der Königin zu hüten habe, daß sie mich als die letzte Ursache ihrer Eifersucht glühend haßt, und daß der König, dies wissend, ihn mir zum Schutze hergesandt hat."

„Ah! Den braucht man gerade, um Sie zu schützen!" lachte Deronge kurz auf. „Als ob Sie nicht in bester Hut wären! Ich zweifle nicht daran, daß die leidenschaftliche Königin derzeit keine freundschaftlichen Gefühle für Sie hegt, aber daß sie niedriger Rache fähig sei, das glaube ich nicht. Ich meine, es steckt etwas anderes hinter Ladánys Hiersein."

„Was denn?"

„Die Leidenschaftlichkeit des Königs, sein noch immer nicht Verzichtenwollen. Aber lassen wir dieses Thema für jetzt fallen. Ich werde mir erlauben, mit meinem königlichen Freund in Korrespondenz zu treten, da wird die Sache sich ja wohl völlig klären lassen. Und dieser Ladány —"

„Dieser Ladány wird sich, wenn ihm irgend etwas in die Quere kommt, an mir und meiner armen Mutter rächen!" schloß schwer aufatmend die junge Frau. „Warum wollen Sie ihn denn nicht unbeachtet lassen? O — tun Sie es doch und machen Sie es Taylor begreiflich, daß er keinerlei Ursache hat, dieser mir aufgezwungenen Heimlichkeiten wegen verstimmt zu sein. Ich — ich will ja auch nichts suchen hinter seinem ganz gewiß bestehenden seltsamen Einverständnis mit Frau Wilkins."

Sie erhob sich und ging, die Augen voll Tränen, in ihre Kabine.

Auf dem Wege dahin schloß Ladány sich ihr an.

Deronge biß die Zähne zusammen, als er diese neuerliche Zudringlichkeit gewahrte. Er war in rechter Sorge um seine schöne Freundin, denn es mußte sehr Schlimmes sein, das sie zwang, die Gesellschaft dieses Menschen zu ertragen. Arme Frau! Die Reise, auf welche sie sich so sehr gefreut hatte, begann gar nicht schön.

Auch Deronge suchte seine Kabine auf. Er wollte sofort an Milan schreiben, und er tat dies noch am selben Abend.

Er wollte dann auch mit Ralph sprechen, und das war eigentlich eine noch viel heiklere Sache und mußte ganz besonders zart angegriffen werden, denn er besaß ja sowohl Taylor als Lavinia gegenüber nur das Recht der Freundschaft, ein großes, ein herrliches Recht allerdings, aber mit leicht verrückbaren und schwer zu bestimmenden Grenzen.

Ein Gutes, etwas sehr Gutes sogar war indessen bei seinem Verhältnis zu ihnen: er wußte, daß beide so groß dachten, daß man zu ihnen ohne jeden Rückhalt reden konnte. Und in dieser Weise wollte er mit Ralph reden — heute noch.

Aber er kam nicht dazu.

— — — — — — — — — — — —

Frau Wilkins und Taylor hatten sich zu ihrer Unterredung im Salon der „Savoia" zusammengefunden. Es war außer ihnen niemand darin anwesend.

Davon überzeugte sich Taylor, ehe er auch nur ein Wort redete. Dann begann er seufzend: „Nun, das ist ja eine nette Vergnügungsfahrt!"

„Was ist denn noch passiert, als daß man Ihnen eine Brieftasche gestohlen hat?" fragte Frau Wilkins, die sich auf seine Einladung hin an dem Mitteltische niedergelassen hatte.

Ralph legte als Antwort die bewußte Brieftasche vor sie hin.

Die Wilkins schüttelte den Kopf. „Sie wurde also nicht gestohlen?"

„Doch!"

„Wenn sie aber da ist?"

„Wieder da ist — und inzwischen geleert worden ist!"

„So — so! — Wo hat sie sich denn gefunden?"

„Im Meere."

„Im Meere?"

„Man hat sie hineingeworfen."

„Ah, und Manil hat sie geholt?"

„Ja, Manil ist ihr nachgesprungen."

„Und hineingeworfen hat sie Ihr Vetter!" setzte Frau Wilkins mit großer Sicherheit hinzu.

„Woher wissen Sie das?" fragte Taylor erstaunt.

„Er allein konnte sich für den Brief interessieren, der darin lag."

„Aber man stiehlt doch nicht einen Brief, dessen Inhalt man ohnehin erfahren hätte! Das wäre doch ebenso dumm als schlecht!"

„Herr Rustin hat vermutlich vorausgesetzt, daß er den Inhalt dieses Briefes nicht oder doch nur zum Teil erfahren werde."

„Nun — und?"

„Und daß gerade das, was ihn am meisten interessierte, nicht zu seiner Kenntnis gelangen würde."

„Weshalb?"

„Höchst wahrscheinlich hat er einen Grund, dies anzunehmen, und wollte doch den ganzen Inhalt des Briefes kennen lernen. Und wollte ferner, daß Sie selbst den Brief nicht lesen."

Ralph schüttelte den Kopf. „Ich verstehe nur nicht,

wie Sie dazu kommen, so schlecht von ihm zu denken. Sie kennen ihn ja gar nicht."

„Das glauben Sie nur."

„Wie? John Rustin ist Ihnen bekannt? Ja, seit wann denn?"

„John Rustin kenne ich erst seit seiner und meiner Abfahrt von New York, aber einen gewissen Reginald Lewis kenne ich schon seit ein paar Monaten."

„Was heißt das?"

„Das heißt, daß Ihr Vetter sich nicht immer John Rustin nennt und daß er als Reginald Lewis so handelte, daß man das Recht hat, ihn auch eines Diebstahls für fähig zu halten."

„Frau Wilkins!"

„Rührt sich der Familiensinn in Ihnen?" entgegnete die Wilkins ruhig. „Regen Sie sich nur nicht auf! Gar so sehr ans Herz gewachsen kann Ihnen der Mann ja nicht sein, und bezüglich seiner Ehre ist jeder für sich allein verantwortlich. Überdies haben Sie ohne weiteres zugegeben, daß der heute geschehene Diebstahl von Ihrem Vetter verübt worden ist, Sie denken also genau so schlecht von ihm wie ich."

„Sie haben recht," gab Taylor schwer atmend zu, „und ich bin sehr unglücklich darüber und fürchte mich vor dem, worauf wir vielleicht noch kommen werden."

„Ich hoffe, daß wir ganz bestimmt auf das kommen werden, woran wir beide jetzt denken," sagte Frau Wilkins. Es lag dabei ein harter Klang in ihrer Stimme.

„Sie bringen ihn nun auch mit den anderen Fällen in Verbindung?" forschte Ralph.

„Mit den anderen Fällen," sagte Frau Wilkins und betonte besonders das letzte Wort.

„Sie denken, daß auch die Vorkommnisse in Copiapó durch John veranlaßt worden sind?"

„Ich dachte das schon in New York, als Sie mir Ihre Abenteuer erzählten. Acht Tage später betrat ich die „Prätoria". Dicht vor mir ging ein Herr an Bord, dessen Züge mir bekannt vorkamen. Dieser Herr war Ihr Vetter. Ich hielt mich während der Überfahrt fern von ihm, wiewohl ich mein Äußeres genügend verändert hatte, um später nicht erkannt zu werden."

„Warum das?" erkundigte Taylor sich verwundert.

Die Wilkins lächelte. „Weil Ihr Vetter John Rustin der Herr war mit den mir bekannten Zügen. Das wußte ich bald nach Betreten des Schiffes. Daraufhin veränderte ich mein Äußeres."

„Und warum hat John Sie hier nicht wieder erkennen sollen?"

„Eben er brauchte es nicht zu wissen, daß ich auch noch fernerhin mit ihm reisen würde. Ich habe ihn beobachten wollen."

„Nun?"

„Und ich habe gesehen, daß er häufig spielte und merkwürdig glücklich im Spiel war, so auffallend glücklich, daß er schließlich keinen Partner mehr fand."

„Ah!"

„Dieses ganz abnorme Glück im Kartenspiel hat mich noch mehr gegen ihn eingenommen, und eines Nachts — wir hatten sehr argen Seegang, und ich erwachte deshalb öfters — fiel mir ganz plötzlich ein, worüber ich bei Tage schon so viel nachgedacht hatte, fiel es mir ein, wo ich das sehr hübsche Gesicht Ihres Vetters schon gesehen hatte. Ich muß Ihnen das genauer erzählen. Miß Edith Hamilton — Sie haben die Hamilton doch sicher auch gesehen und bewundert, sie gilt ja als die beste Maria Stuart der Jetztzeit — ist noch sehr jung und sehr exzentrisch. Ihre Familie, eine der vornehmsten Londons, war natürlich nicht damit ein-

verstanden, daß eine ihrer Töchter den Leuten für Geld etwas vorspiele. Deswegen kam die junge Dame nach New York und trat unter fremdem Namen auf. Sie spielte fast zwei Jahre lang in New York — jetzt gehört sie einer vornehmen Londoner Bühne an und führt wieder ihren Familiennamen. Da sie eine berühmte Künstlerin geworden ist, schämt sich ihre Verwandtschaft ihres Berufes nun nicht mehr.

Miß Edith Hamilton also, bleiben wir bei diesem Namen, hat in New York die Bekanntschaft eines gewissen Reginald Lewis gemacht. Er war seinem Auftreten nach ein sehr reicher junger Mann. Hübsch ist er auch, kurz, die junge Dame verliebte sich in ihn, und exzentrisch, wie sie ist, beantwortete sie seine feurigen Briefe in nicht minder leidenschaftlicher Weise. Nach ein paar Monaten wußte sie, daß Lewis ihrer Liebe nicht wert sei, und total ernüchtert brach sie mit ihm. Natürlich sandte sie ihm seine Briefe und forderte die ihrigen zurück. Aber er gab sie nicht heraus. Miß Edith hat sie heute noch nicht; wenigstens nicht alle.

Aber er schrieb ihr noch dreimal. Jetzt spielte er nicht mehr den reichen Mann, jetzt war er ein armer Teufel, der Geld brauchte. Es zeigte sich, daß er solches aus Liebesbeteuerungen zu machen verstand.

Die Hamilton befand sich schon in ihrem neuen, glänzenden Engagement und im Kreise ihrer Familie, als diese drei infamen Briefe sie erreichten und vor Angst krank machten. Was blieb ihr übrig? Sie kaufte ihre Briefe zurück. Sie meinte, für die bedeutende Summe, die sie zu diesem Zwecke opferte, sich Ruhe erkauft zu haben. In ihrer Hast war sie aber nicht vorsichtig genug. Und Reginald Lewis ist ein Schuft — er behielt zwar nur einen einzigen Brief zurück, aber es stand in diesem auch all das, was sämtliche andere Briefe enthielten. Und da

die Hamilton um keinen Preis der Welt wollte, daß irgend jemand wisse, wie überaus schlecht sie ihre erste Liebe placiert hatte, Lewis ihr aber drohte, diesen letzten Brief in die Öffentlichkeit zu bringen, wenn er ihm nicht für dreihundert Pfund abgekauft würde, blieb der guten Miß Hamilton nichts übrig, als auch noch diese Summe zu opfern. Dieses Mal aber war sie vorsichtiger. Sie bediente sich eines Mittelsmannes, und von diesem weiß ich die Geschichte. Dieser Mittelsmann fand Lewis in einem Hotel zweiten Ranges. Der Gentleman war im Begriffe abzureisen. Er gab offen zu, daß er nur noch das Eintreffen der dreihundert Pfund abgewartet habe. Das war am 9. April dieses Jahres. Am 10. April erkundigte man sich danach, ob Lewis abgereist sei und wohin er sich gewendet habe. Da erfuhr man, daß er mit der „Jeanne d'Arc" gefahren sei. Die „Jeanne d'Arc" aber war nach — Valdivia bestimmt."

„Nach Valdivia!" wiederholte Taylor mit gepreßter Stimme.

„Valdivia ist Valparaiso schon ziemlich nahe," fuhr Frau Wilkins ruhig fort. „Ich glaube, es liegt nur noch Concepcion als Station für große Schiffe zwischen Valdivia und Valparaiso."

„Ja, ja, nur noch Concepcion," sagte mechanisch Ralph, in dessen Gesicht sich ein großer Schmerz ausdrückte.

„Die Sache geht Ihnen sehr nahe?" bemerkte die Wilkins, mitleidig ihre Hand auf diejenige Taylors legend.

Er preßte die Zähne aufeinander. „Ich habe ihn ja doch lieb gehabt," sagte er nach einer Pause. „Es ist mir undenkbar, warum er es getan haben sollte."

„Ist er heftiger, ich meine maßlos heftiger Empfindungen fähig?" forschte Frau Wilkins.

Ralph dachte eine Weile nach, dann sagte er: „Ich weiß es nicht. Ich kenne ihn nicht genau genug. Wir haben in den sieben Jahren, seit denen er mein Vetter ist, eigentlich nur in der Ferienzeit näher miteinander verkehrt."

„Aber einen Eindruck von seiner Persönlichkeit müssen Sie doch erhalten haben?"

„Das schon."

„Ist er verliebter Natur?"

„Ich glaube nicht. Ich halte ihn für in jeder Beziehung kühl."

„Hat er Frau Gerald nicht schon in New York kennen gelernt?"

„O, Sie denken an Haß aus Eifersucht! Aber diesbezüglich bin ich ruhig. Ich habe die Überzeugung, daß die beiden einander vollständig gleichgültig sind."

„Haben Sie bemerkt, daß er neidisch ist?" fuhr die Wilkins in ihrem Examen fort.

„Sie meinen, daß er mir mein Vermögen nicht gönne?"

„Vielleicht denke ich daran."

„Man bringt indessen die Leute nicht um, weil sie einen Reichtum besitzen, dessen man selber nicht habhaft werden kann."

„Wenn Sie unverheiratet sterben, an wen fällt dann Ihr Vermögen?"

„Teils an meine Schwester, zum größeren Teil aber, unseren Familiensatzungen gemäß, an meinen nächsten männlichen Verwandten, also, wenn der dann noch lebt, an meinen Oheim."

„Und wer beerbt diesen?"

„Ah, daran dachte ich noch nicht. Er hat keine Kinder aus seiner Ehe mit Johns Mutter. Ich glaube, er wird alles, was er besitzt, seiner Frau und deren zwei Kindern überlassen."

„Welcher Art ist diese Frau?"

„Tante Dorothea ist eine sehr tüchtige Frau; nur daß sie ihre Tochter, ein liebes, ganz ungekünsteltes Mädchen, um Johns willen so sehr zurücksetzt, das gefällt mir nicht an ihr."

„War es eine Liebesheirat, welche diese Witwe mit Ihrem Onkel schloß?"

„Ich glaube, daß mein Onkel die Tante sehr liebt."

„Und sie?"

„Sie hat wohl überhaupt nur so recht ein Herz für ihren Sohn."

„Sie war wohl nicht reich?"

„Nein, nichts weniger als das."

„Es war also seitens der Frau eine Geldheirat?"

„Nun ja — so wird es wohl sein."

„Und dieser John ist also ihr Abgott?"

„Das ist sicher."

„Glauben Sie, daß sein Stiefvater ihm so viele Mittel gegeben hat, daß er als „reicher junger Mann" auftreten konnte? Er soll sehr viel Geld verausgabt haben."

„Onkel Robinson hat ihn knapp gehalten; das weiß ich ganz gewiß."

„So hat ihn also seine Mutter mit Geld versorgt."

„Das ist wahrscheinlich."

„Warum sie schließlich damit innehielt, wissen Sie nicht? — Ich nehme nämlich an, daß John Rustin vom Februar dieses Jahres an nicht mehr über viel Geld verfügte, sonst wäre Reginald Lewis in derselben Zeit vielleicht doch nicht zum Erpresser geworden."

In Taylor schien ein neuer Gedanke aufgetaucht zu sein. Es mußte ein sehr unangenehmer Gedanke sein. „Habe ich Ihnen schon gesagt, daß mein Onkel sein Vermögen verloren hat?"

„Nein, davon sprachen Sie noch nicht.“ Die Wilkins sah ihr Gegenüber mit erhöhtem Interesse an. „Bitte, weiter!“ forderte sie Ralph sogar ein wenig ungeduldig auf.

Der aber war in so tiefes Sinnen verloren, daß er ihre Worte wohl gar nicht vernommen hatte.

Endlich fuhr er fort: „Es ist merkwürdig, daß ich, der ich doch längst kein Kind mehr bin, so lächerlich harmlos sein konnte.“

Die Wilkins lachte herb auf und sagte dann: „Auch ich war längst kein Kind mehr und habe mich mit ebenfalls wahrhaft lächerlicher Harmlosigkeit betrügen lassen. Aber freilich — ich habe geliebt, und die Liebe verblendet. Nun — jetzt liebe ich niemand mehr so sehr, daß ich meine Augen nicht gebrauchen könnte, und die sind jetzt scharf geworden und sehen zuweilen sogar mehr, als vorhanden ist. Aber so ist es ja immer. Auf dem getöteten Vertrauen wächst das Mißtrauen. Traurig, daß auch Sie das an sich erfahren müssen. Und nun reden Sie. Ihr Onkel ist also verarmt?“

„Ja. Die Tante erzählte es mir. Mit Onkel Robinson habe ich darüber nicht gesprochen. Es durfte ja nichts Aufregendes mit ihm verhandelt werden, da er sich gerade erst von einem Schlaganfall erholt hatte, als ich heimkam.“

„Auch dieses Umstandes erwähnten Sie noch nicht,“ warf Frau Wilkins ein.

„So? — Nun, jetzt wissen Sie auch das.“

„Ja — und wir beide wissen, daß Schlaganfälle sich zu wiederholen pflegen, und daß, wenn die Störung wirklich eine bedeutende war, das Leben des Betreffenden nicht mehr viel wert ist. Die Erbschaftsaussichten für die Rustins stehen also recht gut, falls Sie, Herr Taylor, kinderlos und früher sterben als Ihr Onkel.“

Ralph atmete tief auf. „Und trotzdem sträubt sich alles in mir, an eine so tiefe Schlechtigkeit zu glauben."

Wieder lachte die Wilkins scharf auf. „Sie dürften nie eine Weltgeschichte, ja nicht einmal eine Zeitung in der Hand gehabt haben, ohne derartige Schlechtigkeit zu finden. Aber bitte, weiter! Ihre Tante erzählte Ihnen von der Verarmung ihres Gatten also erst nach Ihrer Rückkehr aus Copiapó?"

„Ja."

„Sie aber wußte wohl schon seit längerer Zeit von der Sache?"

„Sicher."

„Aber die Familie lebt doch wohl wie sonst? Andernfalls hätte man Ihnen den Rückgang der Vermögensverhältnisse ja nicht erst zu verkündigen brauchen."

„Sie leben wie sonst, nur daß Onkel Robinson wieder verdienen muß. Sein Freund Pullman hat ihm eine Direktorstelle gegeben."

„Also handelt es sich nur um eine relative Verarmung?"

Jetzt lächelte Taylor bitter. „Es stimmt, verehrte Frau; aber es handelt sich auch darum, daß Robinson Taylor nur dann ein Vermögen hinterlassen kann, wenn er mich beerbt, und jetzt kann ich den Gedanken, den entsetzlichen Gedanken, daß John es ist, der mir nach dem Leben trachtet, nimmer los werden."

„So plötzlich ist Ihnen diese Überzeugung gekommen?" fragte die junge Frau ein wenig verwundert.

Er nickte. „Ja. So plötzlich, und deshalb so plötzlich, weil mir noch ein Umstand in Erinnerung kam, der mir nach all dem Gehörten den Beweis liefert, daß John tatsächlich in Copiapó gewesen ist."

„Nun?"

„Ich habe mir dort einen Stock gekauft, einen ziem-

lich sonderbaren Stock, der zur Zeit meines Dortseins in den Handel kam. Es war ein richtiger Lokalartikel, der wohl auch kaum außerhalb der Stadt gekauft worden wäre. Ein invalid gewordener Minenarbeiter porträtierte in Wachs den damaligen Helden des Tages, einen jungen Menschen, der das Glück hatte, einen mächtig großen Goldklumpen zu finden. Diesen Glücklichen, der in einer Minute vom Bettler zum Krösus avanciert war, stellte also jener Arbeiter dar, und es fand sich bald ein Fabrikant, der das Modell in Silber nachbildete und es als Stockkrücke in den Handel brachte. Da ich schon wußte, daß ich wenige Tage später Copiapó verlassen würde und zufällig eines der erstangefertigten Exemplare dieser Stöcke angeboten erhielt, kaufte ich es mir als ein bezeichnendes Andenken an Copiapó. Ich glaube, fünf oder sechs Tage danach reiste ich ab. Als es dann im Hause meines Onkels zum Einpacken für die Europareise kam, half mir Tante Dorothea bei der Auswahl der mitzunehmenden Sachen. Da sah sie den absonderlichen Stock. Vorhin soeben fiel es mir ein, und daß sie dabei sagte: „Du hast auch solch einen Stock?“ Ich wunderte mich über dieses „auch“ und sagte ihr, daß sie einen solchen Stock wohl noch nicht gesehen haben könne, weil er erst in jüngster Zeit und zwar nur in Copiapó in den Handel gekommen sei. Darauf sah sie sehr betreten aus und schwieg. Damals konnte ich mir ersteres nicht erklären. Jetzt kann ich es. Sie hat tatsächlich schon vorher solch einen Stock bei John gesehen, und blitzschnell muß eine schreckliche Ideenverbindung in ihr entstanden sein, denn gerade vorher hatte ich ihr erzählt, daß man in Copiapó es dreimal versucht hatte, mir das Leben zu nehmen.“

„Und wie verhielt sich Frau Taylor hinterher?“ erkundigte sich die Wilkins.

Über Ralphs hübsches Gesicht zuckte ein sarkastisches Lächeln hin. „Hinterher fiel sie in Ohnmacht," sagte er. „Eine Stunde, nachdem sie mich verlassen hatte, fanden wir sie bewußtlos vor der Tür von Johns Zimmer. Jetzt kann ich mir denken, daß sie hineingegangen ist, um sich seinen Stock noch einmal genau anzusehen, und da er dem meinigen auf ein Haar glich —"

Ralph redete nicht weiter. Die zwei nickten einander nur schweigend zu.

„Mit wem korrespondieren Sie denn daheim?" fragte nach einer Weile Frau Wilkins.

„Mit meiner Schwester Jane."

„Es wäre gut, wenn der Briefwechsel mit Ihrer Schwester ein recht lebhafter würde," bemerkte die Wilkins.

„Das glaube ich auch," meinte Ralph, „denn nun zweifle auch ich nicht mehr daran, daß Interessantes zu Hause vorgeht, so Interessantes, daß sich selbst ein Briefdiebstahl verlohnt. Morgen laufen wir Neapel an. Da will ich Jane telegraphieren, und gleichzeitig soll ein Brief an sie abgehen — aber nicht an ihre Adresse. Meine Wirtschafterin, Frau Smith, die ich aus Copiapó mitnahm, und die einstweilen bei Onkel Robinson lebt, die soll von nun an meine Briefe an Jane ausfolgen, da weiß ich doch, daß sie in die richtigen Hände gelangen."

„Und Sie selbst lassen sich Ihre Briefe unter meinem Namen senden," schlug Frau Wilkins vor. „Unsere Sorge muß es sein, daß Herr Rustin-Lewis, der so gut mit Briefen umzugehen weiß, diesem Arrangement nicht auf die Spur kommt. — Haben Sie mir noch etwas zu sagen?"

„Fragen möchte ich Sie etwas."

„Wonach?“

„Wie erfuhren Sie das, was Sie mir über John sagten?“

Die Wilkins lächelte. „Das erfuhr ich zwischen zwei Postämtern, zwischen demjenigen von Hamburg und dem von Genua. Als ich in Hamburg Ihren Brief holte, der mich orientierte, gab ich eine Depesche nach New York auf. Sie war nicht lang; sie lautete: „Brauche Photographie und Genauestes über R. Lewis. Postlagernd Genua.“ Kurz darauf befand ich mich in dieser Stadt, und wenige Tage später sah ich auch John Rustin wieder und lernte noch einen unserer Reisegefährten kennen, Herrn v. Ladány. — Was für ein Gesicht machen Sie denn? Dieser Mann ist Frau Gerald einfach ein Ekel. Das kann ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung sagen, da Sie eine Beruhigung zu brauchen scheinen. — Auf diese Weise also erhielt ich die Photographie des Erpressers. Es lag ihr eine genaue Schilderung des Falles bei. Wollen Sie diese lesen und wollen Sie das Bild sehen?“

Ralph bat darum. Den Brief steckte er zu sich. Das Bildchen aber beschauten beide aufmerksam. Auf dessen Rückseite stand unzweifelhaft in John Rustins Schrift der Name „Reginald Lewis“, und es waren ebenso unzweifelhaft Rustins hübsche Züge, welche die Sonne und die Chemie hier festgehalten hatten.

„Um dieses Bildes willen hätte ich fast die Abfahrt der „Savoia“ versäumt, denn es wurde mir gerade im letzten Augenblick ausgefolgt,“ sagte eben Frau Wilkins, da hatte sich die Tür des Salons geöffnet, und Rustin war hereingekommen.

„Störe ich?“ erkundigte er sich.

„Nicht im mindesten,“ sagte die Wilkins lächelnd, steckte die Photographie in ihre niedliche Brieftasche und

fuhr, sich wieder an Taylor wendend, lebhaft fort: „Das Bild ist doch vorzüglich getroffen?“

„Das Original, wie es leibt und lebt,“ antwortete Ralph.

Er mußte aber durch irgend etwas verwirrt sein. Das nahm John nämlich an, der nicht begriff, warum sein Vetter ihn bei jenen Worten so scharf anstarrte.

John Rustin empfand diesen Blick recht unangenehm.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Mittag fuhr die „Savoia“ in den Hafen von Neapel ein.

Als sie die Anker fallen ließ, erschien ein Herr an Bord, der sich dem Kapitän als serbischer Konsul vorstellte und bat, Frau Gerald sprechen zu dürfen. Der Herr war in Gala und von einem Diener begleitet. Letzterer trug einen herrlichen Blumenstrauß, den eine Schleife in den Farben Serbiens zierte.

Natürlich befanden sich alle Passagiere der „Savoia“ auf dem Verdeck, um die wunderschöne Einfahrt zu genießen — und so waren auch alle Zeugen der Ankunft des fremden Herrn.

Ladány begriff sogleich, was da im Anzuge war, und er beeilte sich, unauffällig an Lavinias Seite zu gelangen.

Sie plauderte soeben lebhaft mit Ralph und Deronge über die Herrlichkeit dieses einzig schönen Hafenbildes, als Ladány neben ihr auftauchte und sie auf den Fremden, der mit dem Kapitän herankam, aufmerksam machte.

„Von unserem Souverän!“ sagte er mit einem Lächeln, welches Frau Gerald das Blut in die Wangen trieb.

Er hatte es in seinem schlechten Englisch gesagt, er wollte also auch von Ralph und Deronge verstanden

werden, und es machte ihm Vergnügen, daß ihre Gesichter sehr ernst wurden, daß aus demjenigen Taylors sogar alle Farbe gewichen war.

Ralph sowohl, als auch Deronge traten auffallend rasch zurück, als der Herr mit dem Riesenstrauß, den er jetzt selber trug, an der Seite des Kapitäns vor Lavinia stand.

Auch die junge Frau wechselte die Farbe. Ihr sonst so blühendes Gesicht wurde ganz weiß, und aus den schönen Augen schaute die Bestürzung. Sie fühlte sich plötzlich ganz isoliert. Alle, die früher in ihrer Nähe gewesen, hatten sich zurückgezogen, nur Ladány stand an ihrer Seite und tat sehr vertraulich.

Er flüsterte ihr irgend etwas zu, das sie nicht verstehen konnte, denn sie war, begreifend, was ihr bevorstehe, ganz verwirrt.

Wie durch einen Schleier sah sie, daß ein fremdes Männergesicht sich vor ihr neigte, sehr ehrerbietig verneigte, aber dabei doch einen sonderbar forschenden Blick über sie hingleiten ließ, während er sie in serbischer Sprache im Namen des Königs Milan willkommen hieß und sich ihr gänzlich zur Verfügung stellte. Während er redete, überreichte er ihr die Blumen, die sie natürlich entgegennehmen mußte.

Zum Glücke hatte sie ihre Fassung schon wieder gewonnen. Sie wußte, daß von diesem Augenblick vielleicht recht viel für sie abhing, deshalb zwang sie sich zur Ruhe.

Das Haupt hoch erhoben dankte sie Milans Vertreter in französischer Sprache für diesen freundlichen, aber freilich ganz unmotivierten Empfang, der sie nur in Verlegenheit setze, denn sie wisse nicht, wie sie dazu komme, solchergestalt ausgezeichnet zu werden, da sie nie die Gelegenheit gehabt habe, noch jemals haben würde, dem König irgendwelche Dienste zu leisten.

Ladány beeilte sich, noch ehe der serbische Bevollmächtigte dazu kommen konnte, einen Einwurf zu machen. „O, gnädige Frau," sagte er serbisch, „wie wollen Sie es wissen, daß Sie unserem König niemals solche Huld vergelten werden können!"

Lavinia maß ihn mit einem kalten Blick. „Ich werde fortan in Amerika leben," antwortete sie. „Dieser Umstand schließt allein schon die erwähnte Möglichkeit aus. Übrigens wundert es mich," fuhr sie zu dem anderen gewendet fort, „daß Seine Majestät es für notwendig gefunden hat, mir einen Beschützer mitzugeben."

„Herrn v. Ladány?" warf der serbische Diplomat halb fragend ein, auf den Ungarn blickend, der sich tief vor ihm verneigte.

„Ja, mich, mein Herr!" sagte er mit viel Selbstbewußtsein. „Seine Majestät hat sehr wohl gewußt, weshalb auch ich diese Reise machen muß. Die Umstände waren eben danach."

Ladány tat so geheimnisvoll, daß der Konsul darüber lächeln mußte.

„Kennen Sie diese Umstände?" fragte Lavinia rasch.

Der Konsul zuckte die Achseln. „Mir ist nur bekannt gegeben worden, daß Sie eines Schutzes bedürfen, daß ein Herr v. Ladány mit Ihnen reist, und ich habe den Auftrag, mich zu erkundigen, ob irgend etwas Besonderes vorgefallen ist."

„Nichts, gar nichts!" beeilte sich die junge Frau zu antworten. „Und nun nochmals, mein Herr, berichten Sie unserem König meinen Dank für seine Sorge um mich und für die Auszeichnung, die er mir heute hat zu teil werden lassen, aber lassen Sie es ihn auch wissen, daß ich außer jeder Gefahr bin, denn ich reise unter dem Schutze meiner zwei besten Freunde."

Sie wies mit anmutiger Gebärde auf Deronge und Ralph, welche eine stumme Verneigung mit dem Konsul austauschten. Dann dankte sie diesem für jede weitere Mühe und Gefälligkeit und verabschiedete damit Milans Abgesandten ebenso artig als deutlich.

Sie atmete auf, als er gegangen war. Als ihre Augen jedoch unwillkürlich Ralphs Mienen gesucht und gefunden, seufzte sie, denn der junge Mann sah sehr finster und sehr unglücklich aus.

Um so ruhiger war Deronge. Er war es auch, der ihr den Arm bot und sie über die Schiffsbrücke zu den Wagen führte, welche zu einer Fahrt den Posilip entlang schon telegraphisch vorausbestellt worden waren.

Dicht hinter den beiden verließen John Rustin und die Wilkins das Schiff.

„Sie werden doch mein Kavalier sein?" lächelte sie, kokett zu ihm aufblickend.

Er war sehr geschmeichelt. Diese Frau machte ihm ja förmlich den Hof. Daß sie es auf keineswegs geschmacklose Art tat, bedeutete einen Reiz mehr. Nun, wollte sie ein bißchen flirten, so war ihm das sehr angenehm. Noch angenehmer wäre es ihm gewesen, ihr großes Vermögen, davon die Kunde auch schon zu ihm gedrungen war, zu gewinnen. Da konnte man sie immerhin mit in den Kauf nehmen, denn sie war schließlich eine ganz reizende Frau.

John Rustin verhielt sich also keineswegs ablehnend, sondern ging recht lebhaft auf ihr Flirten ein und bestieg mit ihr einen der luftigen zweisitzigen Wagen, davon eine ganze Reihe der Reisenden der „Savoia" harrte.

Ganz zuletzt stiegen auch die Morris und Manil in eines der Gefährte und folgten den anderen.

Einer der Passagiere der „Savoia" aber befand

sich noch auf dem Schiffe. Diesmal war es nicht Lehmann, der gewesene Mime, diesmal war es Ladány.

Er drückte soeben der Cameriera, welche die Bedienung der Damen zu besorgen hatte, einen Zehnlireschein in die Hand, welche die kleine Schweizerin sehr willig hinhielt.

„Also Sie wissen ganz genau, daß Frau Gerald an eine Dame und nicht an einen Herrn schrieb?" fragte er.

Die Kleine nickte. „Ganz gewiß, gnädiger Herr. Ich habe den Brief genau angesehen, während ich der Dame die Limonade auf den Tisch stellte. Gleich danach schrieb ich mir die gelesene Adresse auf. Hier ist sie. Ich hoffe, Sie sind mit mir zufrieden."

„Ich bin es und wünsche nur, daß Sie mich nicht auslachen."

„Warum sollte ich denn das, gnädiger Herr? Ich begreife es recht gut, daß Sie ein bißchen eifersüchtig sind. Madame ist die schönste Frau, die ich jemals gesehen habe."

„Und Sie werden mir auch noch weiter behilflich sein, ihre Korrespondenz zu überwachen?"

„Gern. Gnädiger Herr sind ja so generös!"

Das war recht deutlich.

Ladány nickte dem hübschen Mädchen verständnisvoll zu, kniff es in die Wange und ging.

Erst auf dem Lande draußen las er, was auf dem Zettel stand, den seine Helferin ihm gegeben hatte. Es stand darauf: „Ilona T. Hauptpostamt Budapest."

Eine halbe Stunde später befand Ladány sich auf dem Hauptpostamte von Neapel. Er fragte nach Briefen unter den Anfangsbuchstaben seines eigenen Namens und auch nach solchen unter L. G., Lavinia G. und Lavinia Gerald.

Es waren solche Briefe aber nicht da.

Dann gab er an Nikifor eine Depesche nach Belgrad und einen Brief an den Grafen von Takowa nach Gleichenberg auf.

Die Depesche lautete: „L. schreibt postlagernd Budapest an eine Ilona T."

Diesem Telegramm ließ Ladány auch noch einen Brief an Nikifor folgen. Er schrieb ihn, während die anderen Passagiere der „Savoia" die Herrlichkeiten Neapels genossen, in einem Kaffeehause.

Es war nur ein Brief, so glaubte Eugen v. Ladány, aber er irrte. Es war sein eigenes Todesurteil, das er mit zersetzter Tinte und schlechter Feder in jenem Kaffeehause schrieb.

Sechzehntes Kapitel.

Am Morgen des 22. September erhielt Nikifor Ladánys Depesche. Er saß beim Frühstück, als das Dienstmädchen sie ihm brachte. Der Telegraphenbote war, wie sie dabei berichtete, schon am Abend dagewesen. An diesem Abend befand sich Nikifor jedoch in lustiger Gesellschaft und war erst spät heimgekommen.

Als er das Telegramm öffnete, war er denn auch noch recht verschlafen, aber die wenigen Worte, die es enthielt, ermunterten ihn vollständig.

Er wußte sofort, wer diese Ilona sei. Es war der Mädchenname der Frau Körmendy, die eine geborene Toth war. Natürlich! Dieser hatte Lavinia die Briefe und Schriften der Königin anvertraut. Zu diesem Zweck allein war sie so eilig abgereist und natürlich über Budapest nach Graz gefahren. In Budapest hatte sie die so wertvollen Schriften in sichere Hut gegeben. Ja — die Körmendy war eine treue Seele, war der Familie Sadramowitsch ganz und gar ergeben. Lavinia hatte da keine schlechte Wahl getroffen.

Nikifor vergaß es, weiter zu frühstücken. Die Aussichten, die sich ihm eröffneten, nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Wenn er jetzt gescheit war und Glück hatte, war also der Diebstahl doch nicht nutzlos geschehen, winkte ihm eine vergnügliche Zukunft, denn natürlich waren diese hochverräterischen Papiere für Natalie, die so gern allein regiert hätte, sowie für Milan, der sich so gern von den Banden dieser Ehe befreit hätte, ein Vermögen wert.

Freilich mußte er teilen.

Nikifor Sadramowitsch wurde sehr ungehalten bei diesem Gedanken.

Sofort begab er sich in den Konak. Dort erfuhr er, daß der König am Abend von seinem Ausflug nach Gleichenberg, der ja ein vergeblicher gewesen war, zurückkehren werde.

Das war ihm sehr recht. So konnte er am nächsten Tage hoffentlich schon nach Budapest reisen. Er begab sich nach seiner Wohnung zurück und bereitete alles zu der beabsichtigten Fahrt vor. Das war bald geschehen, denn die Reise nahm ja voraussichtlich nur wenig Zeit in Anspruch.

So glaubte nämlich Nikifor Sadramowitsch, als er seine kleine Reisetasche schloß, um den Rest des Tages auswärts zu verbringen.

Am nächsten Mittag wollte er sich eben beim König melden lassen, als Milan selber in die Hofkanzlei nach ihm schickte.

Milan sah nicht frisch aus und war sichtlich nervös. Sadramowitsch war noch nicht bis in die Mitte des Zimmers gelangt, da fragte Milan schon, ob er Nachrichten von Frau Gerald habe.

Nikifor verneinte. Im Sinne der strengen Wahrheit hätte er dies ja nicht tun können, wortwörtlich ge-

nommen aber log er nicht, denn seine Schwester hatte ihn ja tatsächlich noch keiner Zeile gewürdigt, seit sie so fluchtähnlich Belgrad verlassen hatte.

„Also nichts — gar nichts?" sagte der König schwermütig, dann fuhr er heftig fort: „Ich weiß nicht, ob dieser Ladány der richtige Mann ist für diese delikate Mission. Jedenfalls ist er mit seinen Nachrichten zurückhaltend. Auch durch ihn weiß ich so gut wie nichts."

„Majestät, es wäre mir sehr peinlich, wenn Sie mit ihm nicht zufrieden sein könnten," sagte Nikifor ein wenig ängstlich und fuhr dann, die Gelegenheit nützend, rasch fort: „Inzwischen habe ich eine Entdeckung gemacht, welche Eure Majestät interessieren wird."

„Welche Entdeckung?"

Nikifor trat mit der Miene eines Menschen, der etwas recht Geheimnisvolles zu berichten hat, näher.

„Majestät wissen, daß am Tage nach dem Feste auf der Terazia Ihre Majestät die Königin ohnmächtig in ihrem Zimmer aufgefunden worden ist?"

„Ja, das weiß ich," entgegnete Milan. Er sah jetzt wieder recht apathisch aus, und ziemlich gleichgültig fuhr er fort: „Bezieht sich die Mitteilung, die Sie mir machen wollen, auf diesen Fall, dann bemühen Sie sich nicht weiter, denn man hat mir auch schon berichtet, was die Ursache dieser Ohnmacht war."

„Majestät wissen —"

„Daß der Königin Briefe gestohlen worden sind, und daß der Schrecken über den Einbruch jene Ohnmacht veranlaßte."

„Und wissen Majestät auch, welcher Art diese Briefe waren?"

Milan lächelte sarkastisch. „Wollen Sie mich vielleicht eifersüchtig machen?" fragte er und setzte bitter hinzu: „Das würde Ihnen aus zweierlei Ursachen nicht

gelingen. Die eine Urſache — Sie wiſſen es ja — iſt Ihre Schweſter. Und die andere? Nun — die Königin iſt ſo hoch erhaben über jeden Leichtſinn, daß ich in dieſer Beziehung niemals unruhig war."

Nikifor ſpielte nicht übel den Beſtürzten. „Majeſtät — es fiel mir nicht ein, Ihrer hohen Gemahlin in dieſer Beziehung nahetreten zu —"

Da richtete Milan ſich empor. „In welcher Beziehung alſo wollen Sie ihr denn nahetreten?"

Da ſtammelte der andere: „Die geſtohlenen Briefe waren politiſchen Inhaltes."

„Woher wiſſen Sie das?"

„Majeſtät — meine Zunge iſt gebunden."

Milan trommelte mit ſeinen Fingern ungeduldig auf der Tiſchplatte. „Seit wann wiſſen Sie es?"

„Seit geſtern," log Nikifor.

„Iſt das alles, was Sie ſagen — dürfen?"

„Nein, Majeſtät."

„Alſo weiter!"

„Man hat mir auch eine Andeutung darüber gemacht, wo dieſe Papiere zu finden ſein dürften."

Milan war jetzt ſehr intereſſiert. „Wo ſie zu finden ſein dürften!" wiederholte er. „Nun, wo dürften ſie denn zu finden ſein?"

„In Budapeſt."

„Weiter."

„Bei einer Familie, deren Adreſſe mir genannt wurde, und die keine Ahnung hat, daß das Geheimnis, das man ihr anvertraut hat, mit dem Königshauſe von Serbien in Verbindung ſteht."

„Die Schriften ſind alſo bei harmloſen Leuten untergebracht?"

„So wurde mir geſagt. Man hat ſie der größeren Sicherheit halber außer Landes gebracht."

„Ich nehme wohl nicht unrichtig an, daß Sie selbst sie herbeischaffen wollen," sagte der König, Sadramowitsch scharf anblickend.

„Majestät haben das Richtige angenommen. Ich hoffe in die Lage zu kommen, meine Treue für Ihre Person in dieser Weise betätigen und den tiefen Dank, den ich Eurer Majestät gegenüber fühle, wenigstens zum Teil abtragen zu können."

„Wie wollen Sie zu den Papieren gelangen?"

„Auf dem Wege der Überrumplung und mit Hilfe einer Haussuchung."

„Zu der ich Ihnen erst das Recht verschaffen muß?"

Sadramowitsch verbeugte sich zustimmend.

„Wann wollen Sie reisen?" fragte Milan nervös.

„Am liebsten heute noch. Wenn ich mit dem Abendschnellzuge wegfahre, bin ich morgen gegen sieben Uhr früh in Budapest."

„So eilig ist es Ihnen mit dieser Sache?"

„Die Dankbarkeit treibt mich, meinem König so schnell als möglich zu dienen."

„Sie halten die Schriftstücke für sehr wichtig?"

„Majestät — man sagte mir, daß sie es seien."

„Also fahren Sie heute noch. Übermorgen nämlich kommt die Königin aus Nisch zurück, da will ich bereits über diese Sache orientiert sein."

In Milans Wesen lag etwas Drohendes. Sadramowitsch wußte sehr wohl, daß es ihn nicht anging, dennoch rieselte ihm ein Schauer über den Rücken, und er war ganz bleich geworden.

Milan sah ihn verwundert an. „Was ist Ihnen?" fragte er kurz. „Tut es Ihnen leid, daß Sie mir diese Enthüllungen machten? Oder tut Ihnen die Königin leid?"

„Majestät, ich bin meinem Herzen gefolgt, und ich

habe meine Pflicht getan, wenn ich den Zufall ausnütze, der mich zum Mitwisser eines Geheimnisses machte, das meinem König Schaden bringen kann," log Sadramowitsch und machte dabei ganz den Eindruck eines so unzweifelhaften Ehrenmannes, daß der leichtbewegte Milan nicht anders konnte, als ihm die Hand zu reichen.

„Traurig genug, daß ich in die Lage komme, die Königin fürchten, mich vor ihr hüten zu müssen," sagte er seufzend. „Gehen Sie jetzt nach Hause und bereiten Sie sich vor, noch heute abzureisen. Durch das auswärtige Amt werde ich sofort das Nötige verfügen, damit Sie seitens der Budapester Polizei jedwede Unterstützung finden."

Wieder reichte er Sadramowitsch die Hand, und wieder war dieser unverschämt genug, sie sich bieten zu lassen.

Wenige Stunden später reiste Nikifor Sadramowitsch nach Budapest ab.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage — es war ein Sonntag — gegen zehn Uhr, saß Irma v. Körméndy an ihrem Nähtischchen und besserte Wäsche aus, bei welcher Arbeit sie heute oft innehielt, um ihre träumerischen Blicke über das Vorgärtchen des Hauses gleiten zu lassen, darin die Georginen und Astern ihre schweren Köpfe tief zu Boden beugten. Es regnete in Strömen. Der Sturm schüttelte die Rosenbäumchen und warf den Regen gegen die Fenster.

So finster war es in dem Stübchen, daß Jenö, welcher am zweiten Fenster las, sich ganz tief über sein Buch beugen mußte.

Aus der Küche herein hörte man Frau Körméndys Hantieren und vom Flur her das Schnarchen des schon

recht alten Wolfshundes, dem Jenö den Namen des Hunnenfürsten Attila gegeben hatte.

So unbehaglich es draußen auf der menschenleeren Straße war, so gemütlich war es in dem kleinen Häuschen, welches die Körméndys bewohnten.

Auf dieses Häuschen gingen jetzt zwei Männer zu. Der eine von ihnen trug einen langen Regenmantel, dessen Kapuze er über den Kopf gezogen hatte; der andere, feiner gekleidet, schützte sich durch seinen mühsam vorgehaltenen Schirm vor dem Regen. „Ich habe es ja gesagt, wir hätten fahren sollen," meinte er mürrisch.

Der andere erwiderte darauf in höflichem Tone: „Ein Wagen ist in dieser Gasse etwas so Seltsames, daß sogar bei diesem Wetter Fenster und Türen aufgliegen würden, wenn sich einer hier oben sehen ließe, deshalb erlaubte ich mir —"

„Ah — heute wären Türen und Fenster schon zugeblieben," wurde ihm grob erwidert. Dann setzte der Schirmträger etwas freundlicher hinzu: „Also das kleine, gelblich gestrichene Haus ist es, das neben dem Steinbruch steht? — Merken Sie es sich nur, wir müssen rasch und energisch vorgehen. Schwierig ist übrigens die Sache nicht. Es sind nur zwei Frauen im Hause, die sind leicht eingeschüchtert, besonders die eine, die jüngere." Bei diesen Worten lächelte der Sprecher cynisch. „Sie wird uns keine Umstände machen."

„Ich meinte, daß auch ein junger Mann vorhanden sei," warf der andere ein.

Nikifor Sadramowitsch verneinte. „Derzeit ist dieser junge Herr, Jenö heißt er, in Almás. Das habe ich heute früh von der Nachbarin der Frau v. Körméndy erfahren, die da drüben wohnt." Er deutete auf eine recht verwahrloste Baracke, die dem Zusammensturz schon ziemlich nahe zu sein schien.

„Ich soll also mit ins Haus hineingehen?“ erkundigte sich der Kapuzenmann.

„Natürlich. Sie müssen doch auf die zwei Frauenzimmer achtgeben.“

Sadramowitsch war schon ungeduldig und nervös — eine schlimme Verfassung, wenn man an ein Geschäft von der Art des seinigen geht.

Sie waren jetzt am Körméndyschen Häuschen angelangt. Da aber glitten Irmas dunkle Augen wieder über das trübselige Straßenbild.

„Nikifor!“ schrie sie auf. Ihre Wangen wurden glühend rot. Sie konnte ihre Augen nicht losreißen von der Gestalt des geliebten Mannes. Sie fühlte nicht einmal die Lächerlichkeit der Situation, in welcher er sich soeben da draußen befand.

Der Sturm hatte ihm den Schirm umgedreht und den Hut vom Kopfe gerissen, Nikifors Begleiter rannte jenem nach, und er selber mühte sich damit ab, den Schirm wieder in seine natürliche Lage zu bringen und ihn zu schließen.

Diese kurze Zeitspanne wurde in dem gemütlichen Stübchen gut ausgenützt. Auf Irmas Schrei hin war Frau v. Körméndy hereingestürzt und hatte mit Jenö einen Blick gewechselt. Er nickte. Sie hatte schon den Schlüssel in der Hand, der den alten Schrank sperrte, darin sie das aufbewahrte, was Lavinia ihr anvertraut hatte.

Einige Augenblicke später befand sich das Paketchen in Jenös Händen.

Die zwei hatten kein Wort gewechselt. Jenö wußte schon, was er für den soeben eintretenden Fall zu tun hatte. Als Sadramowitsch an der Vordertür des Häuschens die Glocke zog, verließ es Jenö durch die nach dem Garten führende Tür.

Frau Körmendy öffnete die Haustür. „O, Herr Nikifor! Sie kommen wieder einmal zu uns?“ sagte sie im Tone der Verwunderung.

„Lassen Sie uns nur schnell hinein,“ entgegnete der junge Mann mürrisch. „Ich glaube, es weht nirgends so grimmig wie bei Ihnen da oben.“

Er drängte Frau v. Körmendy, die sich heute mit gutem Grunde sehr langsam bewegte, in den Hausflur hinein und folgte ihr rasch. Sein Begleiter schwenkte in der Haustür den glücklich wieder eingefangenen Hut aus und beeilte sich dann auch, daß er unter Dach kam.

„Warum treten Sie denn nicht ein?“ erkundigte sich Frau v. Körmendy, deren Verwunderung jetzt echt zu werden begann.

Sadramowitsch hatte nämlich eine richtige Amtsmiene aufgesetzt, lehnte seinen triefenden Schirm in eine Ecke des Hausflurs und holte dann aus seiner Brieftasche ein Papier hervor, welches er der Frau schweigend hinreichte.

Als sie mechanisch die Hand danach ausstreckte, sah sie ihm ins Gesicht. „Was will er denn nur mit diesem fremden Menschen bei mir?“ fragte sie sich. Dann las sie, und dann starrte sie ihn erstaunt an.

Er war doch nicht so frech, als er gemeint hatte, denn diese Minute war ihm schrecklich peinvoll.

Er zuckte zusammen, als sie, ihn verächtlich messend, unsäglich verwundert sagte: „Sie — Sie kommen, um eine Haussuchung bei mir zu halten? Sie sind zu einer solchen autorisiert? Ja — sind Sie denn zur Polizei gegangen? Und was wollen Sie denn bei mir finden?“

Er hatte sich schon gefaßt. Jetzt war die Frechheit wieder obenauf in ihm. Sich in die Brust werfend, sagte er kurz: „Tun Sie nur nicht, als ob Sie es nicht

ganz genau wüßten, daß man Ihnen politische Schriftstücke zur Aufbewahrung übergeben hat, sondern geben Sie dieselben freiwillig heraus. Sie ersparen dann sich selbst und mir eine unangenehme Stunde."

„Ich antworte Ihnen weiter nichts als: suchen Sie!" entgegnete kalt und ernst die Frau und ging den beiden voran in das Zimmer, wo Irma, die jedes Wort verstanden hatte, das da draußen geredet worden war, ihnen totenblaß entgegenschaute.

Und jetzt erhob sie die gefalteten Hände und schrie auf: „O Nikifor! Tu es nicht! Du weißt ja, die Mutter ist krank — und nie, nie hat sie etwas Unrechtes getan. Mir zulieb tu es nicht!"

Jetzt war auch Frau v. Körmendy totenblaß. „Du sagst „du" zu ihm! So weit hat er dich schon gebracht?" stammelte sie.

Aber die beiden achteten ihrer nicht. Nikifor stand schon neben Irma. Von ihr hoffte er sofort zu erfahren, was er wissen wollte.

„Lavinia war hier und hat deiner Mutter Schriftstücke übergeben," raunte er ihr zu und schaute ihr dabei tief in die Augen. „Schaffe sie mir, wenn du mich liebst und wenn du nicht willst, daß ich schweren Schaden erleide."

Das Mädchen sah ihn ratlos an. „Ich weiß von nichts; weiß auch nicht, daß deine Schwester hier war."

„Lügst du?" fragte er in schmerzlichem Ton.

Da schaute sie ihn vorwurfsvoll an und fragte leise: „Wie könnte ich dich belügen?"

Jetzt wußte Sadramowitsch, daß er von Irma nichts erfahren konnte. Es ergriff ihn darüber ein ganz unsinniger Zorn. Er stieß ihre noch immer gefalteten Hände fort und lachte ihr höhnisch ins Gesicht.

Während sie aufschluchzend in ihren Sessel sank,

wandte er sich an ihre Mutter. „Ich hoffe, Sie werden keine Geschichten machen," sagte er rauh.

Frau v. Körmendy schloß die Zähne, aber sie nahm zugleich den Schlüsselbund, den sie am Gürtel getragen hatte, ab und legte ihn auf den Tisch; dann setzte sie sich und schaute schweigend zu, wie Nikifor und sein Begleiter ihr widerwärtiges Werk begannen.

Sie gingen recht gründlich vor; kein Fach, keine Lade ließen sie ununtersucht; wo irgend das Päckchen hätte verborgen sein können, hatten sie ihre Augen und ihre Hände.

Frau v. Körmendy folgte ihnen nicht in die anderen Räume des Hauses. Sie blieb still im Wohnzimmer sitzen. Dabei warf sie zuweilen einen schmerzlichen Blick auf ihr noch immer bitterlich weinendes Kind, und dann seufzte sie jedesmal.

Jetzt ging draußen die Tür, die in den kleinen Hof führte. Frau v. Körmendy atmete erleichtert auf. Jenö war wieder da, ihr guter, kluger, besonnener Jenö. Sie streckte dem Eintretenden beide Hände entgegen.

„Was ist geschehen?" fragte er. „Die beiden sind noch im Hause?"

„Ja. Sie sind jetzt auf dem Boden."

Jenö betrachtete kopfschüttelnd die offenen, durchwühlten Laden. Seine Hände ballten sich dabei.

„Bleib ruhig," bat seine Mutter. „Sie haben ein Recht dazu. Sadramowitsch hat mir die Vollmacht vorgewiesen, die ihn ermächtigt, hier eine Hausuchung vorzunehmen."

„Kann sie nicht gefälscht sein?"

„Sie sah echt aus. Er, der uns bekannt ist, könnte ja auch einen Schwindel nicht riskieren."

„Wer ist denn der andere?"

„Vermutlich ein Polizeiagent."

„Er hat sich nicht legitimiert?"

„Ich habe es nicht verlangt. Es liegt ja auch gar nichts daran. Die Hauptsache ist, daß sie nichts finden."

„Es sind dumme Kerle!" bemerkte leise der Jüngling. „Es wäre doch einer genug zum Schnüffeln, der andere müßte eigentlich hier sein."

„Freilich — aber Sadramowitsch hat eben noch keine Erfahrung in diesem Geschäft, und der andere muß ihm gehorchen. Er behandelt Nikifor, als sei dieser eine bedeutende Persönlichkeit."

Rasch und leise hatten die beiden geredet, jetzt schwiegen sie. Über ihnen auf dem Hausboden war ein schwerer Gegenstand zu Boden gefallen.

„Was war denn das?" fragte Jenö.

Seine Mutter mußte unwillkürlich lächeln. „Meine Mehlkiste," antwortete sie. „Zum Glück ist sie schon fast leer."

„Und warum tust denn du so unglücklich?" wandte Jenö sich mit einer gewissen Schärfe an seine Schwester.

Die Mutter winkte ihm besänftigend zu. „Laß sie jetzt," bat sie, „du weißt, Nikifor hat sie betört, deshalb trifft sie sein heutiges unwürdiges Vorgehen so hart. Sie wird ja einsehen lernen, wieviel er wert ist."

Irma erhob den Kopf. „Ich habe das schon einsehen gelernt," sagte sie laut und hart. „Ich habe schon die ganze Zeit darüber nachgedacht, daß er schlecht, so recht aus dem Innersten heraus schlecht ist, und ich danke Gott, daß ich nicht noch mehr zu bereuen habe, als daß ich ihm mein Herz gegeben."

„So plötzlich bist du zu dieser Erkenntnis gekommen?" forschte Jenö mißtrauisch. „Hast doch vorhin noch sein Erscheinen mit einem Freudenschrei begrüßt."

In Irmas Gesicht stieg tiefe Röte auf, und tiefe

Qual schaute aus ihren Augen, während sie antwortete: „Ich habe gemeint, er komme zu mir. Aber —“

Jenö stand schon neben ihr und strich ihr liebevoll über die zitternde Hand. „Sprich nicht weiter, Schwester. — Ich kann mir denken, wie es dir zu Mute ist,“ sagte er herzlich.

Dann wollte er sie in die Kammer führen, aber er tat es nicht. Man hörte, daß die Männer die Bodentreppe herunterkamen.

„Gut, bleib nur hier. Wenn es dir auch bitter wird, ihn noch einmal zu sehen — es tut nichts; es wird dich noch gründlicher kurieren,“ sagte Jenö leise.

Sadramowitsch wurde im Flur draußen sichtbar. Er tat einen Blick herein ins Zimmer und war sichtlich betreten über Jenös Anwesenheit.

Er sah überdies recht lächerlich aus, denn sein regenfeuchtes Gewand war jetzt von oben bis unten mit Mehlstaub gepudert.

„Ich habe gemeint, daß Sie in Almás seien,“ sagte er zornig, denn er war voll Grimm darüber, daß sein Suchen bis jetzt erfolglos gewesen war.

Jenö lächelte ironisch. „Da haben Sie sich eben geirrt,“ entgegnete er.

„Man hat es mir bestimmt gesagt.“

„Man hat dann nicht gewußt, daß ich schon gestern abend heimgekommen bin. Übrigens, warum interessiert Sie dieser Umstand? Da Sie doch jedenfalls nicht rechtswidrig diese Haussuchung vornehmen, brauchen Sie sich doch vor der Anwesenheit eines Mannes nicht zu fürchten.“

Sadramowitsch biß sich auf die Lippen. „Hüten Sie sich vor jeder Beleidigung!“ stieß er dann wütend hervor.

„O, ich achte — natürlich nur die Amtsperson!“

erwiderte Jenö. „Sie sehen ja, daß ich keinen Finger rühre, dessen ist Ihr Begleiter, der ja gewiß auch ein Recht hat, hier zu sein, mein Zeuge."

Jenös Augen richteten sich mit scharfem Ausdruck auf den Mann, welcher jetzt neben Sadramowitsch auftauchte und sich als Geheimpolizist auswies.

„Nun, jedenfalls war es gut, daß ich den Keller absperrte, ehe wir auf den Boden gingen," bemerkte Sadramowitsch.

Jenö lachte. „Das war tatsächlich ein ausgezeichneter Einfall."

Nikifor warf ihm einen wütenden Blick zu, dann begab er sich mit seinem Begleiter in den Keller. Der Geheimpolizist war schon ärgerlich, denn er sah längst, eine wie lächerliche Rolle er und dieser ihm unbekannte, aber von hoher Seite zu dieser Haussuchung autorisierte Herr hier spielten.

Sie kamen bald wieder zurück, natürlich mit leeren Händen.

„Nun?" fragte Jenö.

Das stachelte Sadramowitsch, der in der denkbar schlechtesten Stimmung war, zu einer Entgegnung auf, welche ihm ungeheuer teuer zu stehen kommen sollte. Mit Mühe eine gleichgültige Miene zeigend, sagte er: „Ich bin nicht überrascht, daß unser Suchen nutzlos war." Er schaute jetzt zu Irma hinüber, neben welcher Jenö noch immer stand. „Du" — er betonte dieses Wort in infamer Weise — „hättest mir ja selbstverständlich gesagt, wenn irgend etwas Verdächtiges hier vorgekommen wäre."

Frau v. Körmendy griff nach einer Stütze. Sie wußte, daß jetzt etwas Schreckliches geschehen würde, denn sie sah die Veränderung, welche in Jenö vorging.

Der war bis jetzt ganz ruhig gewesen. Nun schwoll

die Ader auf seiner Stirn, wurde sein Gesicht totenbleich und ballten sich seine Hände. Er wandte sich indessen nicht an Sadramowitsch, sondern an seine Schwester richtete er das Wort, an Irma, deren Schulter er jetzt schüttelte, während er mit heiserer Stimme sagte: „Irma, hast du's gehört, daß er „du" zu dir sagt?"

Das Mädchen brachte kein Wort über die Lippen.

„So rede doch!"

„Ich habe es gehört." Ihre Stimme war kaum hörbar.

Um so lauter war diejenige ihres Bruders, der ihr entgegenschrie: „Und du mußt das dulden? Du kannst ihn nicht zurückweisen? So weit bist du gesunken?"

Da schnellte Irma auf. Ihre Augen flammten, und mit stolzem Lächeln entgegnete sie laut und fest: „Ich bin nicht gesunken, Jenö! Jemandes herzlich und sehnsüchtig gedenken — das heißt noch nicht sinken, und mehr habe ich nicht getan. Und doch werde ich," fuhr sie schmerzlich fort, „dafür so tief beschämt." Wieder flammte es in ihren Augen auf, und jetzt ging sie rasch ein paar Schritte auf Sadramowitsch zu. „Oder haben Sie sich noch einer anderen Gunst zu rühmen?" fragte sie ihn.

Er wich zurück. „Nein — nein," antwortete er hastig. „Ich hab's ja auch nicht schlimm gemeint. — Aber," fuhr er fort, „ich bin der Überzeugung, daß ich —"

„Nun — was?" forderte sie ihn auf weiterzureden.

„Daß ich nur ernstlich zu wollen brauchte und —"

Er redete nicht weiter. Jenös Faust hatte ihn mitten ins Gesicht getroffen.

Er schrie auf und wollte sich auf den Studenten werfen, aber der Polizist sowohl als auch Irma drängten sich zwischen die beiden und hielten sie auseinander.

„Das sollt ihr mir büßen!“ keuchte Sadramowitsch. — „Ich bin hier von Amts wegen.“

Jenö lachte laut auf. „Dann werden Sie selbst büßen,“ rief er dann, „denn man beleidigt Frauen nicht von Amts wegen.“

„Der junge Mann hat recht,“ flüsterte der Polizist Sadramowitsch zu, „Sie haben das Mädchen tief beleidigt, ich muß es bestätigen, falls die Sache verfolgt wird.“ Dem Mann war es augenscheinlich angenehm, daß er dem ihn so nachlässig behandelnden und auch ihn lächerlich machenden jungen Herrn dieses sagen konnte.

Und es tat seine Wirkung. Sadramowitsch kam zu sich. Er wußte schon, daß er zwei ungeheure Dummheiten begangen hatte.

Die erste war diese Haussuchung, und die zweite war seine soeben begangene Unverschämtheit.

Er hatte sich in seiner Wut über die verfehlte Operation an den Körmendys rächen, hatte Irma demütigen wollen, die er allerdings in sich verliebt gemacht, aber um deren Hand er doch sicher ganz umsonst geworben haben würde, und nun stand er selber und zwar in ihrer Gegenwart beschimpft und gedemütigt da. Er war fast außer sich vor Grimm, aber des Polizisten Warnung gab ihm so viel Besonnenheit, daß er sich zusammennahm.

Er wagte es nicht mehr, auch nur ein Wort noch über seine Lippen kommen zu lassen, denn nun stand das, was er damit riskierte, klar vor ihm. Ein Skandal mußte ganz gewiß nur ihn selbst vernichten. Da hieß es also schweigen und die häßliche Sache auf sich beruhen lassen.

Nikifor Sadramowitsch war durch und durch verlottert; er war auch gemein, recht gemein geworden,

war ja bis zum Dieb herabgesunken, aber feig war er nicht. Es kostete ihn einen ungeheuren Kampf mit dem Rest seines Stolzes, um diesen Faustschlag ungesühnt zu lassen. Von dem Polizisten geleitet, wankte er aus dem Hause, das er mit so großer Hoffnung betreten hatte.

„Kümmere du dich um die Mutter," sagte Jenö zu seiner Schwester, warf noch einen sorgenvollen Blick auf jene, die bewußtlos in ihrem Stuhle lag, und folgte dann Sadramowitsch.

Zehn Schritte vor dem Hause holte er ihn ein. „Ihr Verhalten ist mir unbegreiflich," redete er ihn an.

Nikifor, noch totenbleich, nur mit dem grotesk wirkenden roten Flecken im Gesichte, den der Schlag hervorgebracht, entgegnete heiser: „Reizen Sie mich nicht!"

Jenö lachte bitter. „Habe ich das nicht schon zur Genüge getan? Dann sind Sie, was ich bisher nicht angenommen habe, ein Idiot oder ein Feigling!"

Sadramowitsch zuckte zusammen. „Jetzt ist's genug!" würgte er hervor und gab dem Polizisten einen Wink.

Der ging, wohl wissend, was jetzt kommen würde, ein gutes Stück weiter.

„Wann und wo treffen wir uns also?" fragte Körmendy.

Nikifor war jetzt ganz ruhig. „Zwischen heute und morgen," antwortete er und zog die Uhr. „Um vier Uhr wird mein Zeuge beim Deakdenkmal den Ihrigen treffen."

Jenö nickte. „Gut." Die Herren werden sich einander mit unseren Namen vorstellen."

Er wandte sich um und ging dem Häuschen wieder zu.

Wenige Minuten später lag die Gasse wieder menschenleer da.

Der Student beugte sich über den Sessel, auf welchem

seine Mutter lag. „Ist dir schon besser?“ fragte er besorgt.

Frau Körmendy faßte ihn an der Hand. „Ich habe schon gefürchtet —“

„Was denn, liebe Mutter?“

„Daß auch du mir Kummer machen würdest.“

„Aber wieso denn? War dir's nicht recht, daß ich ihn so abgefertigt habe?“

„Ist er denn auch wirklich abgefertigt?“

„Du hast's ja gesehen, daß er sich mit dem Schlage zufrieden gegeben hat.“

„Jenö — die Wahrheit! Ihr werdet nicht mehr zusammentreffen?“

„Aber was fällt dir denn ein?“

„Du bist ihm aber doch gefolgt!“

„Um das Haus abzuschließen. Also sei ganz ruhig. Und du auch, Irma, weine nicht mehr. Was du erlebt hast, haben schon Tausende erleben müssen. Dein Herz wird schon wieder gesund werden.“

Er drückte ihren Kopf an seine Brust und lächelte dabei auf seine Mutter nieder. —

Nach dem Essen, dem heute recht mäßig zugesprochen wurde, ging Jenö fort. Er nahm seinen Violinkasten mit, denn Sonntags pflegte er gewöhnlich mit einem Freund zu musizieren. Es fiel also nicht auf, daß er auch heute wegging, hatte ja doch seine Mutter sich wieder vollständig von den gehabten Aufregungen erholt, und auch Irma hatte sich schon beruhigt.

Jenö ging wirklich zu seinem Freund, nur daß sie diesmal nicht der Frau Musika huldigten, sondern längere Zeit ein sehr ernstes Gespräch führten, wonach Aladár Berkay, Jenös Freund, seine Wohnung verließ.

Berkay, der Sohn eines reichen Gutsbesitzers und ebenfalls Student, wohnte bei einer Witwe, in deren

Quartier allezeit die äußerste Stille herrschte. Jenö wurde also durch nichts beim Schreiben der beiden Briefe gestört, deren einer an seine Mutter gerichtet war. Der andere trug die Adresse „Lavinia Gerald". Jenö schloß ihn in den Brief an seine Mutter ein.

Dann saß er eine gute Weile in Sinnen verloren da.

Ein unten vorüberklingelnder Pferdebahnwagen weckte ihn endlich aus seinen schweren Gedanken. Jenö Körmendy war kein Raufer, kein Händelsucher, er ging mit tiefem Widerstreben an die für ihn leider einzig mögliche Austragung dieser Sache.

Als sein Freund nach etwa zwei Stunden wieder zurückkehrte, und er hörte, daß alles in Ordnung gebracht und die Zusammenkunft für die Zeit des nächsten Sonnenaufgangs bestimmt sei, atmete er tief auf.

Es war ein Seufzer der Bitterkeit, denn der nächste Sonnenaufgang sah ihn. entweder als einen Ermordeten oder als einen Mörder.

Daran dachte der junge Student, vor dem sich das Leben gerade jetzt erst so recht licht aufgetan hatte, dieses Leben, das er vielleicht schon in wenigen Stunden verlassen mußte.

Berkay überredete ihn zu einem Spaziergang. Das Wetter hatte sich schon seit Mittag gewendet, und so war es immerhin besser, im Freien zu sein, als zwischen diesen vier stillen Wänden immer und immer wieder nur von der peinlichen Angelegenheit zu reden.

So gingen denn beide miteinander eine Weile spazieren und befanden sich schließlich ganz in der Nähe der Körmendyschen Wohnung.

„Da können wir ja gleich zu den Deinigen gehen," sagte Berkay. „Es hat dich wohl die Sehnsucht hergezogen?"

Jenö wurde etwas verlegen.

Berkay drückte ihm die Hand. „Ich verstehe dich doch," sagte er leise. „Und könnte mir selbst denn Lieberes geschehen, als deine Schwester wieder einmal zu sehen?"

„Aladár!"

„Hast du das nie gemerkt?"

„Nie. Du hast ja Irma eher gemieden als gesucht."

„Erst seit sie es mich so auffallend merken ließ, daß sie meine Gesellschaft nicht mehr liebt."

„Ihr waret doch früher immer so gut miteinander!"

„Dann aber hat sie sich eben für einen anderen interessiert," entgegnete Berkay trüb lächelnd, „und weil sie fein empfindet, und weil es ihr nicht Vergnügen macht, einen Verehrer leiden zu lassen, hat sie mich rasch zur Seite geschoben, was ja ehrlich gehandelt war. Aber ich habe schwer darunter gelitten."

„So sehr liebst du sie?"

„So sehr."

Jenö war stehen geblieben. Er legte die Hand auf seines Freundes Arm. „Weißt du es denn nicht, daß Nikifor Sadramowitsch es ist, der Irma betört hat?"

Berkay fuhr auf. „Nein — das habe ich nicht gewußt. Ich habe aus deinen heutigen Andeutungen nur erfahren, daß er sie beleidigt hat, und daß du dich deshalb mit ihm schlägst."

Jenö atmete tief auf, sagte jedoch ganz ruhig: „Es ist so. Du brauchst nicht so unruhig zu werden. Ich habe nicht viel über die Sache reden wollen. Mädchenehre ist so heikel. Aber sei ganz ruhig, Sadramowitsch ist zwar ein für unerfahrene Mädchen gefährlicher Mann, aber so gefährlich, daß sie sich ihrer zu schämen brauchte, ist er Irma Gott sei Dank nicht geworden, und heute hat sie ihn in seiner wahren Natur kennen gelernt. Du kannst mir's glauben: sie ist für immer mit ihm fertig."

Sie gingen weiter, und bald standen sie vor dem Häuschen.

Ehe sie eintraten, reichte Berkay Jenö die Hand und sagte herzlich: „Was immer morgen und später geschehen wird, ich schwöre dir, daß ich an den Deinigen so handeln werde, als wäre ich dein Bruder."

„Ich danke dir," entgegnete Jenö und drückte Aladárs Hand.

Danach verlebten sie den Abend mit Irma, die noch ein wenig gedrückt war, aber sichtlich auflebte angesichts der zarten Aufmerksamkeiten, die Berkay ihr erwies, und mit Frau v. Körméndy, die sich der Anwesenheit ihres Sohnes und seines ihr sehr sympathischen Freundes so harmlos erfreute, daß die beiden jungen Männer daraus ersahen, sie habe auch nicht die leiseste Ahnung von dem, was schon in den nächsten Stunden vorfallen würde.

Gegen zehn Uhr verabschiedeten sich Aladár und Jenö.

Ersterer hatte ganz zu Beginn seines Besuchs schon gesagt, was eigentlich diesen veranlaßt habe. Bei ihm zu Hause sei Weinlese, und da wolle er heimfahren und Jenö einladen, mit ihm nach Stuhlweißenburg zu kommen.

Da solch eine Einladung in letzter Zeit noch jedes Jahr an Jenö ergangen war, machte sie Frau v. Körméndy keineswegs nachdenklich. Sie wunderte sich nur ein wenig darüber, daß die jungen Leute schon den Nachtzug benützen wollten. Gar so eilig hatten sie es ja sonst nicht gehabt.

Aber von dem Grundsatze ausgehend, daß sie ihren Sohn, der ja ein musterhaftes Leben führte, in keiner Weise beschränken wolle, fragte die kluge Frau nicht einmal nach dem Grunde dieser Eile, sondern richtete

das wenige zusammen, dessen er für die paar Tage seiner Abwesenheit bedurfte, und wünschte beiden, als sie gingen, daß sie recht vergnügt sein möchten.

Sieben und eine halbe Stunde später trafen die beiden feindlichen Parteien in einem entlegenen Winkel des Stadtwäldchens zusammen.

Auch ein Arzt hatte sich eingefunden. Er war in einem bequemen Landauer gekommen, der nahe der Örtlichkeit anhielt, an welcher der Zweikampf stattfinden sollte.

Der Nebel zog in breiten Streifen zwischen den Bäumen hin und stieg wie Rauch aus dem nassen Boden. An jedem Blatte und an jedem Grashalm hing ein schwerer Tropfen, und naß und kalt wehte die Luft durch das Gehölz.

Die Sache ging außerordentlich schnell vor sich.

Der übliche Versöhnungsversuch blieb erfolglos. Eine Minute später knallten dicht hintereinander zwei Schüsse, dann sank ein aufstöhnender Mann in das Gras.

Der Arzt beugte sich eine Zeitlang über ihn, dann erhob er den Kopf und sagte ernst: „Es ist vorüber. Die Kugel hat ihn ins Herz getroffen."

Siebzehntes Kapitel.

Die beiden befreundeten Studenten fuhren nicht zur Weinlese. Jenö meldete bei der Behörde, daß er im Duell seinen Gegner erschossen habe, und durfte, nachdem er sich legitimiert hatte, nach Hause gehen. Man hatte ihn, da er nicht fluchtverdächtig war, nicht zurückgehalten.

Natürlich erfuhr jetzt Frau v. Körmendy und ihre Tochter, was geschehen war. „Also hast du mich doch

belogen!" stammelte die Mutter, ihn nach seinem Bekenntnis krampfhaft umschlungen haltend.

Er streichelte ihr Haar. „Diesmal mußte ich dich schon belügen," sagte er, „hätte ich dir denn melden dürfen, daß ich unter Umständen dem Tode entgegengehen müßte?"

„Für mich!" setzte seine totenbleiche Schwester hinzu.

„Nein," entgegnete Jenö ernst, „um eines Menschen willen, der selber wenig Ehre besaß, denn er hatte ja keine Achtung mehr für die Ehre anderer."

Frau Körmöndy hatte an diesem Morgen ein Schreiben Lavinias erhalten, in welchem ihr diese anzeigte, daß sie sich derzeit in Neapel befinde, woselbst ein Aufenthalt von zwei Tagen genommen würde, daß aber ein Schreiben sie erst wieder mit Sicherheit in Athen treffen werde. In dem Briefe erwähnte Lavinia auch ihres Freundes Deronge, und da man aus der ihm geltenden Bemerkung entnehmen konnte, daß auch er die Fahrt bis Athen mitmachen werde, wurde an ihn ein Schreiben abgesandt.

Diesen Brief schrieb Jenö, der Deronge bat, Frau Gerald schonend mitzuteilen, was bezüglich Nikifors geschehen war.

Selbstverständlich gab er dem Bekennen der Tatsache auch deren vollständige Erklärung bei.

Aber auch ein Telegramm wurde von Jenö aufgegeben. Es meldete in aller Kürze Frau Gerald nach Neapel, daß eine resultatlose Haussuchung durch N. S. stattgefunden habe.

Am nächsten Tage kam von Lavinia eine Antwortdepesche. Sie enthielt nur die Worte: „Vorsicht. Nur mir oder D."

— — — — — — — — — — — —

Es war drei Tage nach dem Duell. König Milan befand sich allein in seinem Arbeitszimmer.

Er war sehr verdrossen. Zum dritten Male schon las er den Brief, welchen Deronge aus Neapel geschrieben hatte.

Es war ein Brief voller Vorwürfe. Daß sie in die höflichste Form gekleidet waren, machte sie im Grunde nicht weniger scharf.

Milans innerstem Wesen entsprechend, griffen ihn indessen diese Vorwürfe weit weniger an als die neben ihnen auftauchenden schonungslosen Versicherungen, daß er gar nichts zu hoffen habe, daß Lavinia niemals ihren Sinn ändern werde und — dies stand in einer Nachschrift des Briefes — daß ihr die Aufmerksamkeiten, mit denen des Königs Gunst sie verfolge, keineswegs Freude bereiteten, sondern ihr direkt peinlich seien. Auch Ladánys sehr unerwünschter Anwesenheit gedachte Deronge in seinem Briefe und ließ durchblicken, daß seiner Überzeugung nach Ladány nicht so sehr zum Schutze als zur Beaufsichtigung und vielleicht zur Mürbemachung Lavinia nachgesandt worden sei. Habe indessen Seine Majestät wirklich diesen Ladány nur aus Sorge für die Sicherheit der Dame entsendet, dann habe er eben vergessen, daß diese ja ohnehin unter dem Schutze zweier ihr wahrhaft ergebenen Männer reise.

In diesem Ton war Deronges an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassender Brief gehalten. Kein Wunder, daß er den König, der wie ja schließlich alle Menschen unangenehme Wahrheiten nicht gern hörte, aufs tiefste verstimmte.

Milan hatte übrigens noch einen weiteren Grund, verstimmt und unruhig zu sein. Sadramowitsch war nun schon seit drei Tagen fort und hatte noch nichts von sich hören lassen, trotzdem er doch die Weisung erhalten hatte, dem König sofort telegraphische Nachricht über den Erfolg oder Nichterfolg der bewußten Haussuchung zukommen zu lassen.

Die Geduld war niemals Milans starke Seite gewesen. Er fieberte förmlich bei dem Gedanken, daß ihm jene wichtigen, seine nun schon von ihm gehaßte Gemahlin kompromittierenden Schriftstücke entgehen könnten.

Waren sie wirklich, wie Sadramowitsch angedeutet, hochverräterischen Inhaltes, dann hatte er ja Nataliens Geschick in der Hand, dann war er frei von ihr.

„Frei!"

Milan atmete tief auf. Er dachte mit glühender Sehnsucht an Lavinia und zerknitterte dabei den Brief Deronges, der ihm jedes Recht absprach, sich jetzt noch dem geliebten Weibe zu nähern.

Dann lachte Milan wieder. Er dachte an den Brief, der jetzt an Lavinia unterwegs war. In einem, längstens in zwei Tagen mußte er in ihren Händen sein, mußte sie an ihn erinnern und an seine Liebe, seine große Liebe. Er hatte dieser nimmer gebieten können. Er hatte zu Lavinia reden müssen, zu ihr, an die er immer dachte und die so fern von ihm war, und an der Seite eines anderen, der sie auch liebte, der — um so viel glücklicher war als er, der arme König!

Und vielleicht doch nicht glücklicher.

O, Deronge mochte sich immerhin feindlich gegen ihn verhalten, Lavinia war ja gar nicht so kühl, als sie sich gab! Sie hatte, ja, sie hatte gewankt.

Warum aber, warum gab dieser Sadramowitsch keine Nachricht?

Die Ungeduld folterte Milan. Er drückte auf den Taster.

Sein Kammerdiener erschien. „Majestät befehlen?"

„Ist Kustitsch noch immer nicht zurück?"

„Seit einer Minute harrt er draußen auf die Befehle Eurer Majestät."

„Warum meldest du ihn denn nicht sogleich?"

„Majestät haben befohlen, daß —"

„Daß ich Ruhe haben will. Also gut — aber jetzt soll er kommen."

Kustitsch, ein Beamter des königlichen Haushaltes, der heimlich wütend darüber war, daß man ihm diesen, ihm höchst unsympathischen Sadramowitsch vor die Nase gesetzt hatte, kam eiligst herein.

Der König nickte dem noch Atemlosen zu. „Nun?" fragte er.

„Majestät, Sadramowitsch ist immer noch nicht zurück."

„Ist das alles, was Sie erfahren haben?"

„Er hat auch nicht geschrieben, weder an seine Quartiergeberin noch an Frau Bogumitsch, seine Tante."

„So — so!"

„In seiner Wohnung warten zwei Briefe und ein Telegramm auf ihn."

„Ein Telegramm und zwei Briefe? Sie haben sie mitgebracht?"

„Majestät, ich wußte nicht —" Der Beamte sah recht unpassend verwundert aus.

Milan wurde nervös. „Sie wissen doch, daß ich um Sadramowitsch besorgt bin und daß ich ihn mit einem schwierigen Auftrag fortgeschickt habe. Vielleicht enthalten die Briefe oder die Depesche Anhaltspunkte, die — die mich beruhigen."

Kustitsch verneigte sich. „Ich soll sie also holen?"

„Natürlich. Die Verantwortung übernehme selbstverständlich ich selbst. Also eilen Sie!"

Kustitsch beeilte sich, den etwas sonderbaren Befehl seines Königs auszuführen, und eine halbe Stunde später lagen zwei Schreiben und ein Telegramm vor dem König, die alle drei nicht an ihn gerichtet waren und die er doch eines nach dem anderen öffnete.

Zuerst riß er die Depesche auf. Er hatte als Aufgabeort Neapel gelesen. Das Papier knisterte in seinen Händen, so aufgeregt war er.

Zuerst fiel sein Blick auf den Namen „Lavinia". Es fehlte nicht viel, so hätte er diese Unterschrift geküßt.

Aber er kam doch noch zu rechter Zeit wieder zu sich. Sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, las er den Text des Telegramms: „Noch solch ein Streich, und ich bin fertig mit Dir. Lasse Dich nicht aufhetzen. L. ist unser beider Feind."

Milan schüttelte den Kopf. Er verstand nur so viel oder glaubte wenigstens zu verstehen, daß sich die Depesche auf Nikifors derzeitiges Unternehmen bezog. Trotzdem war sie ihm ein Rätsel.

Jetzt betrachtete er die Briefe. Der eine trug die Handschrift einer im Schreiben augenscheinlich ungeübten Frau und war in Belgrad aufgegeben worden, den anderen, größeren hatte eine Männerhand adressiert.

Der König erkannte auch die Schrift. Es war diejenige Ladánys, ein wenig schlechter noch als die Schrift in den zwei anderen Briefen, welche Milan schon in Gleichenberg von ihm erhalten hatte.

Die Briefadresse war mit sehr blasser, zersetzter Tinte und mit einer fast unbrauchbaren Feder geschrieben. Er trug eine italienische Marke und war, wie das Telegramm, in Neapel aufgegeben worden.

Milan öffnete ihn nicht weniger hastig als jenes und lehnte sich dann schwer aufatmend in seinen Sessel zurück.

„Vielleicht werde ich endlich die Wahrheit erfahren," dachte er und richtete seine Augen mit furchtsamem Ausdruck auf das schlechte Papier, aus dessen Fugen schwarzgrauer Streusand rieselte. Und während der König diese dritte Nachricht las, welche ihm heute aus

Neapel in die Hände gekommen war, verfinsterte sich sein Gesicht, preßten sich seine Lippen zusammen, und ballte sich seine freie Hand.

Als er den Brief gelesen hatte, ließ er ihn auf den Schreibtisch fallen und saß lange, sehr lange in peinvolles Sinnen versunken da, dann nahm er noch einmal Lavinias Depesche zur Hand und durchlas sie zweimal noch aufmerksamer, als er dies früher getan.

Auch sie legte er alsdann still hin und sagte ganz laut und grimmig: „Also von allen Seiten betrügt man mich! Natalie, die gegen mich konspiriert, Lavinia, dieses Weib, das ich liebe, wie ich noch keine geliebt habe, betrügt mich ebenso wie diese beiden Schurken.“

Milan hatte sich erhoben. Dabei streifte er Ladánys Brief und auch die Depesche zu Boden. Er lachte höhnisch auf und trat beide mit Füßen. Dann rannte er, aufs höchste erregt, im Zimmer auf und nieder.

Der Inhalt des Briefes, den Ladány an Nikifor gerichtet, war aber auch danach. Er lautete:

„Neapel, 21. 9. 1886. Lieber Freund! Mein Telegramm ist natürlich längst in Deinen Händen, wenn dieser Brief nach Belgrad kommt. Vielleicht findet er Dich sogar nimmer dort. Vielleicht hast Du Dich von M. schon — wie wir's ja brieflich bestimmt haben — dorthin schicken lassen, wo Deine Schwester die Papiere vor uns verborgen hat. Du wirst Dir hoffentlich eine Ermächtigung zu einer Haussuchung verschaffen können. Und diese wird uns doch endlich zum Ziele führen! Bedenke, daß für uns beide ein Vermögen davon abhängt, ob Du die Papiere für uns in Sicherheit bringst oder nicht.

Entweder verkaufen wir sie an M. oder an N. Beiden wird ungeheuer viel daran liegen, sie zu erlangen. Also Vorsicht! Mache, daß ich bald zurück-

berufen werde. Der einzige Zweck meines Hierseins ist ja mit der Erkundung der bewußten Adresse erfüllt. Daß L. lebhaft mit Budapest korrespondiert, dessen bin ich sicher. Schon in Genua erhielt sie einen Brief, der von einer Frau adressiert und in Budapest aufgegeben worden ist. Also ich will bald zurückberufen werden, hörst Du! Ich schrieb heute schon in diesem Sinne an M. nach G. Deine Schwester macht überall Furore. Natürlich denkt sie nicht im geringsten an M. Sie wurde heute vom serbischen Bevollmächtigten hier wie eine Fürstin empfangen. Sie schob ihn kurzweg ab — auch wie eine Fürstin. Sie ist eben ein prachtvolles Weib, wenn sie mich auch ihre tiefste Verachtung oft genug fühlen läßt. Sie glaubt übrigens an das Märchen vom Haß der Königin und meint wirklich, daß ich einzig und allein zu ihrem Schutze mitreise. Trotzdem schickte sie mich am liebsten weg, denn erstens bin ich, was ich schon in Belgrad war, ihr widerwärtig, und zweitens hat sie ja ihre besten Freunde, diesen Deronge und Ralph Taylor, bei sich. Du weißt also, was Du zu tun hast. — — Soeben las ich, daß der Peloponnes sehr sehenswert sei. Den will ich also noch auf M.s Kosten besichtigen. Habe ihm wieder um Geld telegraphiert. So ein Narr! Nun — siehst Du's endlich ein, daß Haß und Liebe gleich dumm machen? Servus.

v. L."

Der Brief ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, so wenig wie der Deronges. Nur daß Deronges Schreiben von einem edlen und guten Empfinden diktiert worden war, während in Ladánys Brief Zeile für Zeile die niedrigste Gemeinheit zu Tage trat.

Aber beide Briefe hatten ihr Gutes. Jetzt endlich war der König wenigstens in Bezug auf Lavinia Gerald orientiert. Freilich auch nur in Bezug auf die

Empfindungen ihres Herzens ihm gegenüber. Er war ihr also als Mann nichts — gar nichts!

Aber als Träger einer Königskrone hatte er doch Bedeutung für sie. Wie war sie, als er ihr in seiner Leidenschaft die Krone angetragen, in Zwiespalt mit sich selbst geraten! Da war er der sicheren Hoffnung gewesen, daß sie wenigstens um diesen Preis sein werden würde.

Aber freilich, sie hatte sich sehr bald wieder gefaßt. Sie hatte wohl nur nicht gleich berechnen können, wie das zusammenstimmt, gegen den König zu intrigieren und doch seine Königin werden zu wollen. Denn sie, die augenscheinlich mit im Komplotte Nataliens war, konnte doch unmöglich auf die Krone rechnen! Wenn Natalie den Hochverrat mit ihrer Krone bezahlen mußte, konnte Lavinia doch nicht hoffen, daß man sie dann ihr selbst aufsetzen werde! Das hätte schon Natalie unmöglich gemacht, diese leidenschaftliche Frau, welche Lavinias Schönheit haßte, aber ihren Geist anerkannte, welche die Nebenbuhlerin in Lavinia wohl öffentlich beleidigte, aber sie als ihre Gehilfin heimlich benützte.

In des Königs Kopf wirbelten all diese Gedanken durcheinander, er wußte nicht, wie denn all die Widersprüche, die sich unleugbar vorfanden, zu lösen seien. Was war Wahrheit, was war Komödie?

Er versuchte es, seine Gedanken zu ordnen. Und er kommt zu dem Resultat, daß Natalie diesmal vielleicht nur die Eifersüchtige gespielt hat, damit Lavinia nach außen hin gewiß nicht als ihre Verbündete angesehen werden könne.

Und Milan rast vor Zorn, als er es sich so recht lebhaft vorstellt, wie wohl beide Frauen, meisterhaft ihre Rollen spielend, ihn betrogen haben.

Wie er so, einem gereizten Panther gleich, in dem

Zimmer auf und nieder rennt, fällt sein Blick wieder auf die vor ihm liegenden Papiere. Er hebt sie auf und verschließt sie; dann reißt er auch noch den zweiten an Sadramowitsch gerichteten Brief auf. Dieser enthält aber nichts als eine Einladung.

Auch ihn verschließt Milan. O, er wird Sadramowitsch alles zurückgeben. Wenn er ihn nur erst hat, wenn er ihn nur erst hat, diesen schamlosen Betrüger, der ihm den anderen Schurken auch noch aufgehalst hat, diesen anderen, der auf des genarrten Königs Kosten sich auch noch den Peloponnes ansehen will, und der sich doch einzig und allein zu dieser Beschützerrolle herangedrängt hat, um eine Adresse zu ergattern, die Adresse jener Leute, bei denen Lavinia die geheimnisvollen Schriftstücke vor ihm und Sadramowitsch verborgen hat!

Der König ballt wütend die Hände. Gestern erst hat er Ladány wieder Geld angewiesen. Jetzt lacht der Schurke natürlich über ihn. Milan drückt wieder auf den Taster.

„Meinen Wagen!" befiehlt der König dem eintretenden Diener.

Dieser zögert. Er will offenbar etwas melden.

„Nun, was gibt es?" fährt Milan ihn an.

„Majestät, es ist soeben ein Mann erschienen, welcher Nachrichten von Herrn Sadramowitsch bringt. Er hat Herrn Kuslitsch in der Kanzlei aufgesucht."

„Der Mann soll sofort hierher geführt werden."

Der Diener eilt fort, und tief aufatmend setzt Milan sich an seinen Schreibtisch. Er kann die Ankunft des Boten kaum erwarten.

Endlich steht dieser vor ihm.

„Wer sind Sie?" fragt Milan.

„Majestät, ich bin Agent der Budapester Polizei, heiße Lajos Horvath und war Herrn Sadramowitsch

bei der Hausſuchung in der Wohnung der Frau Ilona v. Körmendy in der Ofener Vorſtadt zugeteilt."

„Und was war das Reſultat dieſer Hausſuchung?"

Lajos Horvath zuckt die Schultern. „Majeſtät, wir haben das Geſuchte leider nicht gefunden."

„Verlief alſo die Sache in nichts, oder haben Sadramowitſch und Sie wenigſtens eine Spur gefunden?"

„Nein, Majeſtät."

„Sie haben noch etwas zu berichten?"

„Ja, Majeſtät. Als wir gehen wollten, wurde Herr Sadramowitſch von dem jungen Körmendy geſchlagen."

„Warum denn?"

„Fräulein Irma Körmendy iſt ein junges, ſchönes Mädchen."

„Und was hat dieſes junge, ſchöne Mädchen mit dieſer Sache zu tun?" fragte Milan. Er lächelte ſchon wieder.

„Herr Sadramowitſch erlaubte ſich eine freche Bemerkung gegenüber dieſem Fräulein."

„Nun — und weiter?"

„Dies ließ Herr Körmendy ſich nicht gefallen."

„Er züchtigte alſo Sadramowitſch?"

„Ja, Majeſtät. Er ſchlug ihn mit der Fauſt ins Geſicht."

„Nun, das hat Herrn Nikifor Sadramowitſch nichts geſchadet."

„Nein, Majeſtät, das hat ihm nicht ſehr geſchadet. Er hat die Züchtigung auch eingeſteckt."

„O! Er iſt alſo doch ein Feigling!"

„Das ſagte ihm Herr v. Körmendy auch, als er uns folgte."

„Er ging euch nach?"

„Ja — und mir wurde befohlen, ich ſolle außer Hörweite gehen."

„Aha! Sie sind also außer Hörweite gegangen. Und wann hat dann der Zweikampf stattgefunden?"

„Gestern früh, Majestät, gleich nach Sonnenaufgang im Stadtwäldchen. Morgen wird Herr Sadramowitsch begraben."

Achtzehntes Kapitel.

Ladány hatte den Aufenthalt in Neapel tüchtig ausgenützt. Er hatte in jenem Kaffeehause sich nicht nur darauf beschränkt, an Sadramowitsch zu schreiben und an König Milan nach Gleichenberg um Geld zu telegraphieren, welche Depesche man dem König, der bald wieder von dort abgereist war, nach Belgrad nachschickte; er hatte sich auch noch die Zeit genommen, einen kleinen Artikel zu verfassen, der für die Öffentlichkeit bestimmt war.

Der Gedanke, dies zu tun, war ihm in dem Augenblick gekommen, in welchem Milans Bevollmächtigter den Bord der „Savoia" verließ. Ladány hatte sehr wohl bemerkt, welch peinlichen Eindruck die königliche Huldigung auf Taylor hervorbrachte und mit welch scharf forschenden Blicken dieser Lavinia während jener Szene beobachtete. Ladány baute auf diese Wahrnehmung einen Plan, natürlich einen Plan, der seiner würdig war.

Dieser Taylor war feinfühlig, eifersüchtig und mißtrauisch. Auf Grund dieser Eigenschaften konnte mancherlei erreicht werden. Man konnte sie dazu benützen, eine Kluft zwischen Lavinia und ihrem Verehrer aufzureißen, die vielleicht nicht mehr überbrückbar war, einen Wall zwischen ihnen zu errichten, der sie für immer trennte.

Lavinia war ja stolz, sehr stolz, die vertrug es hoffentlich nicht, beargwöhnt zu werden. Der Schein aber, der war jetzt schon gegen sie, und man konnte,

um Lavinias Ruf zu schaden, ja noch mehr tun, als Milan in seiner Verliebtheit schon getan hatte.

Dieses „Mehr" besorgte Ladány mit Eifer und Sorgfalt.

Er tat es auch mit boshaftem Vergnügen, denn es war seiner Niedrigkeit ein Bedürfnis, dieser Frau, die ihn so tief verachtete, zu schaden.

Aber er wollte ihr nicht nur den Mann entfremden, der sie und den sie liebte, er wollte sich dadurch auch selber nützen.

Daß Lavinia ein großes Interesse für Taylor hegte, das wußte Ladány, ebenso zeigte auch Taylors Verhalten ohne jeden Zweifel, daß Lavinia ihm teuer sei. Gebunden jedoch, durch Worte aneinander gebunden waren beide sicherlich noch nicht; noch war ihr Verhältnis zueinander nicht so geklärt, daß eine rückhaltlose Aussprache zwischen ihnen vorauszusehen, also zu befürchten war.

O, man konnte sie schon noch trennen, und in ihrer Verletztheit, in ihrer Verlassenheit wandte Lavinia sich vielleicht doch noch dem Serbenkönig zu.

Im Schweiße seines Angesichts fabrizierte also Ladány ein „Eingesandt", das, so hoffte er, die stolze Lavinia um ihr Lebensglück bringen, ihm selbst aber Milans Gunst sichern sollte.

Er hatte, da er des Italienischen gar nicht mächtig war, all sein Französisch zusammengenommen, um eine ziemlich ausführliche Notiz zuwege zu bringen, und war froh, endlich die wirklich recht schlechte Feder aus der Hand legen zu können.

Dann ließ er sich ein Adreßbuch geben, machte sich verschiedene Notizen, bezahlte seine Zeche und ging.

Er trug sein Artikelchen nach der Redaktion einer größeren Zeitung. Dort empfing man ihn artig, ver-

ständigte sich mühsam mit ihm, las den Beitrag und erklärte ihm alsdann, und zwar nicht mehr übermäßig artig, daß das Blatt derlei nicht zu bringen pflege.

Wenige Minuten später befand er sich wieder auf der Straße. Natürlich war er recht übler Laune und wurde noch schlechter gelaunt, als er, auch von zwei anderen Redaktionen kurzer Hand abgewiesen, sich bemüßigt sah, sein Geistesprodukt schließlich einem Winkelblättchen anzutragen.

Hier hatte er endlich Erfolg.

Man versprach ihm, den Artikel zu bringen, er könne jedoch erst am zweitfolgenden Tage erscheinen, da die morgige Nummer bereits im Drucke sei.

Ladány hatte es gar nicht eilig. Es genügte ihm vollständig, wenn die Sache überhaupt gedruckt wurde. Es sollte sie ja nur Taylor in die Hand bekommen, und ob dies einen Tag früher oder später geschah, das machte nichts aus. Er war es also zufrieden, daß man ihm etliche Exemplare der betreffenden Nummer nachsenden werde.

Ladány bestimmte, daß dies nach Syrakus geschehen möge. Er wußte, daß für dort ein längerer Aufenthalt geplant war, daß er also dort die Blätter sicher erhalten werde.

Als er diese Sache in Ordnung gebracht hatte, machte der edle Ungar sich daran, die eigentümliche Schönheit und die nicht immer schönen Eigentümlichkeiten Neapels kennen zu lernen, und traf erst spät Nachts, höchlich befriedigt von seinem Tagwerk, wieder auf der „Savoia" ein. —

Nicht so vergnügt, wie er, hatte Lavinia den Tag beschlossen, denn Ralph war so kalt, so tief verstimmt gewesen, war ihr ausgewichen und hatte recht unglücklich ausgesehen.

Und sie hatte ihn nicht aufklären können! Wer kann denn über derlei reden! Aber selbst wenn Lavinia dies über sich gebracht, so hätte sie nicht reden wollen, denn das unverdiente Mißtrauen schloß ihr den stolzen Mund.

Sie verbrachte recht elende Stunden in dem wunderschönen Golf von Neapel, auf dessen Wassern geheimnisvoll das seltsame Licht der südlichen Nacht lag.

Peinigend war ihr auch die Erkenntnis, daß alle ihre Reisegefährten, nur Deronge nicht, dem Huldigungsakt des Serbenkönigs dieselbe sie quälende Bedeutung unterlegten, und wenn sie auch zu wohlerzogen waren, um es ihr deutlich merken zu lassen, wie sie jetzt über sie dachten, so gab es doch Nüancen im Benehmen dieser früher so harmlosen und lieben Menschen, die Lavinia das Blut in die Wangen trieben.

Und zwei von ihnen begnügten sich nicht einmal damit, einfach ein bißchen steifer, ein bißchen zurückhaltender oder — ein bißchen vertraulicher zu sein. Diese beiden waren die ewig jugendliche Frau Mengs, welche plötzlich auffallend kalt, und Herr Lehmann, der ebenso plötzlich auffallend galant geworden war.

Dies alles hatte Lavinia den Aufmerksamkeiten eines Mannes zu danken, über dessen Abenteuer bereits ganz Europa zu lächeln begann. Kein Wunder, daß König Milan, der ihr niemals besonders sympathisch gewesen, ihr in diesen Tagen nahezu verhaßt wurde, und daß sie zu bereuen begann, so schnell in diese Reise gewilligt zu haben, die ihr bis jetzt so wenig Freude und schon so viele Pein bereitet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Jürn Kerſtens Brautfahrt.

Eine Geſchichte aus Altpommern.

Von E. Fiſcher-Markgraff.

Mit Illuſtrationen von Richard Mahn.

(Nachdruck verboten.)

Es ſchneite, was immer vom Himmel herunter wollte, und die Flocken legten ſich ſo ſacht und dicht nebeneinander, daß ſie in kurzer Friſt das karge Grün der Flur, die aufſtrebenden Spitzen der Winterſaat in eine linde, weiße Decke hüllten.

Die Erde aber lachte und freute ſich darüber, wie eine gute Mutter, die Abends die Bettchen ihrer Kinder noch einmal aufſchüttelt und ihnen einen Gutenachtkuß auf die ſchlaftrunkenen Geſichtchen drückt. „So, ihr Kleinen, nun habt ihr genug getollt und gejubelt, nun ſchlaft, und behüt euch Gott!“ —

Durch die tanzenden, wirbelnden Flocken zog Jürn Kerſten mit ſeinem Hundefuhrwerk dem Heimatdorfe zu.

Die Pfeife im Munde, die Peitſche auf die Knie geſtemmt, hockte er auf dem Kaſten ſeines Wagens, der für ihn zugleich Warenſpeicher und Kutſcherbock war; er holte altes Leder und Abfälle darin zuſammen, die er in der Gegend aufkaufte und zu Fabrikationszwecken weiter verhandelte.

Ihm war es gleich, ob es regnete, ſchneite oder der Hagel fiel; ſeine Toilette litt nicht unter Witterungseinflüſſen, und ſeine Haut, die wie altbraunes Pergament ſchimmerte, hätte auch noch weit ſtärkeren Unbilden ſtandgehalten.

Die beiden Hunde zogen mit keuchendem Atem und hängender Zunge das ſchwere Fuhrwerk hinter ſich her, aber das focht Jürn Kerſten nicht an; vom „Seelenleben des Tieres“ hatte er noch nichts gehört.

Ab und zu ſah er ſich um und freute ſich über die

dunkle, von den Rädern seines Karrens in der weißen, flaumigen Decke zurückgelassene Spur, die sich sogleich wie mit zarthellen Schleiern bedeckte; dann blickte er wieder gedankenvoll vor sich hin mit den hellen, stillen, ein wenig verträumten Augen; nur wenn eine vorwitzige Schneeflocke sich in seine offene Tonpfeife verirrte und sich dort zischend in ein feines gekräuseltes Rauchwölkchen aufzulösen begann, schüttelte er sich und schickte einen anklagenden Blick zum Himmel empor, als wollte er Petrus einen Vorwurf daraus machen, daß er auf Jürn Kerstens Pfeife beim Wettermachen nicht die nötige Rücksicht nehme.

Jetzt kam er nun bald heim. Leider aber fand er da keine warme Stube, denn niemand erwartete ihn. Er mußte erst abladen, dann Feuer machen und seinen Suppentopf zusetzen. Das war ihm schon lange recht zuwider.

Es war wohl das beste, wenn er doch noch heiratete. Fieken Busch war 'ne schmucke Deern trotz ihrer vierzig Jahre, so groß und drall — und 'n Haus hatte sie und 'n paar Felder und 'ne Kuh — hm —. Nehmen würd' sie ihn schon. Warum sollte sie ihn auch nicht nehmen wollen? Er richtete sich stramm in die Höhe; war er nicht noch immer „'n statschen Kierl"?

Wundern würden sie sich ja alle, wenn Jürn Kersten noch auf die Freite ging. Natürlich wunderten sie sich, und sie würden auch wieder sagen, er wär' wohl „'n beeten düsig". Lautlos kicherte er in sich hinein. Die sollten nur sagen, was sie wollten! Der Klügste war er! Die anderen hatten sich alle schon sehr bald 'ne Frau genommen, und dann kam ein Kind nach dem anderen, und sie hatten nichts zu beißen und nichts zu brechen. Er lachte wieder vor sich hin. Jawoll, wenn er nu heiratete, dann hatte er's gut! Fieken Busch war

flink und kräftig und hielt alles gut in Ordnung. Wenn er dann Abends nach Hause kam, dann fand er 'ne warme Stube und 'nen Teller Suppe. Und wenn er den Tag ordentlich verdient hatte, dann machte sie ihm auch 'nen Grog, und noch einen und noch einen.

„Oha!" rief er plötzlich und fuhr in die Höhe; das eine Rad des Karrens war über einen Stein gefahren und hatte ihn aus seinem Brüten geweckt. Er berührte mit dem Peitschenstiel den Rücken der beiden Hunde, die nun für einige Sekunden in einen schlanken Trab verfielen, dann aber wieder langsam und ergeben und, wie es schien, ebenso gedankenvoll wie ihr Herr ihres Weges zogen.

Das Flockengewirbel hatte sich etwas gelegt; jetzt sah man die Spitze eines Kirchturms in der Ferne auftauchen, dann spitze Giebeldächer, eine Reihe entlaubter Pappelbäume, und endlich zog Jürn die Zügel an.

Er stieg bedächtig von seinem Kasten herab und wickelte die Zügel über den Karrenpfosten, dann trat er zu dem schmucken Häuschen heran, das mit den grünen Fensterladen, der gelben Haustür und dem roten, freilich jetzt beschneiten Ziegeldach seinem Farbensinn schmeichelte, und drückte das Gesicht an die blitzblanken Scheiben.

„He, Fieken!" rief er laut.

In der Stube wurden Tritte laut; eine große, starke Person öffnete das Fenster und bückte sich heraus, einem ganzen Strom warmer, speisedunstiger Luft den Ausweg gebend.*)

„Was gibt's denn?"

Jürn Kersten kraute sich hinter dem Ohr und schien sich zu besinnen. Dann faßte er sich aber ein Herz. „Ich wollt' man fragen: wie is's denn nun, Fieken?"

*) Siehe das Titelbild.

„Was meinst du denn, Jürn?“ war die kurze Antwort.

„Ja, mit uns, mit 's Heiraten!“

„Ach so 'rum, meinst du?“ Ficken Busch wurde rot und lächelte verschämt, daß ihre festen großen Zähne hinter den vollen Lippen blitzten.

„Hm, kiek mal,“ fing Jürn wieder an, „sieh, du hast das Haus und hast 'ne Kuh, und mein Handel geht auch gut; wenn wir das nun in einen Topp tun, was meinst du?“ Er wurde ganz redselig, und die Worte gingen ihm jetzt ganz glatt vom Munde. „Kiek, den Tag über bin ich weg, dann bist du allein, und das Feld und die Schweine, die besorg' ich dir, und wenn ich dann Abends nach Hause komm', dann sitzen wir Sommers vor dem Haus auf der Bank und Winters achtern Ofen und snaken.“ Er hob den Arm und versuchte ungeschickt ihre Hand zu tätscheln. „Nich, lütt Ficken?“

Das kleine Ficken — sie hatte ihre sechs Fuß wie ein Gardegrenadier, aber Jürn maß eben mit den Augen der Liebe — richtete sich in ihrer ganzen stattlichen Höhe auf und besann sich — den Ellbogen in die rechte Hand, das Gesicht auf die geballte Faust der Linken gestemmt — eine Weile, dann erschien ihr Kopf wieder unter dem niedrigen Fensterkreuz. „Na, dann is mir's ja auch egal,“ sagte sie, „und du kannst heut gleich zum Pastor geh'n. Weihnachten kommen doch meine mecklenbörgschen Verwandten, da können wir gleich Hochzeit machen. Un nu adjüs, die Stube wird sonst kalt!“

Damit flog das Fenster zu, und das gleichmäßige Summen und Surren des Spinnrades, das kurz darauf ertönte, zeigte dem neugebackenen Bräutigam an, daß sein „lütt Ficken“ in unerschütterlichem Gleichmut ihre unterbrochene Tätigkeit wieder aufgenommen hatte.

Jürn Kersten stand noch ein paar Augenblicke und sah das geschlossene Fenster an, in dessen blanken Scheiben sich die Schneelandschaft und sein eigenes Gesicht spiegelte.

Dann nahm er die Mütze ab und kraute sich in dem strohblonden Haar. „'ne hellsche Deern!" murmelte er, und seine Augen glänzten vergnügt.

Er wickelte gedankenvoll die Leine ab und blickte abwesend auf Karo, dessen Kopf sich dem seines Gefährten näherte, als wenn er ihm etwas ins Ohr flüsterte, und jetzt schüttelte er sich, wahrhaftig, als wenn er lachte. Lachte er etwa gar über seinen Herrn, der noch im Herbst Rosen zu pflücken gedachte? Oder war er ein Philosoph, der über Welt und Leben seine eigenen Anschauungen hatte?

Am Abend desselben Tages fuhr Pastor Stark aus dem Lehnsessel in die Höhe; draußen war die Hausglocke ertönt, und scharrende, stampfende Füße wurden laut.

„Ich glaube, es kommt jemand," sagte er zu seiner Gattin, die ihm soeben eine kleine Vorlesung über Ausgaben für unnötige Bücher und den Nachteil des Pfeifenrauchens für weißgestärkte Gardinen gehalten hatte. Man hätte auf ein Haar darauf schwören können, daß es wie Aufatmen klang. „Herein!" rief er dann merkwürdig eifrig, als ein schüchternes Klopfen an der Tür erklang.

„Du kannst gehen, Regina," wandte er sich an die Pastorin, als sich Jürn Kerstens derbe, eckige Gestalt durch die Türspalte schob.

„Nun, mein Lieber," fragte er, ohne sich zu erheben, „was führt Sie zu mir?"

Pastor Stark hatte für die Schäfchen seiner Herde

verſchiedene Arten der Begrüßung, je nach Rang und Würde, eingeführt, und Jürn gehörte zu der Klaſſe der im Lehnſtuhl Abzufertigenden.

„Was wünſchen Sie denn?“ fragte er noch einmal, als Jürn purpurrot und ohne zu ſprechen die Mütze in der Hand drehte.

„Herr Pastor," platzte er dann heraus, „nu sind wir so weit."

„Wen meinen Sie denn?" fragte der Pfarrer verwundert.

„Nu, Fieken Busch un ich," stotterte Jürn, „nu heiraten wir uns."

„Ach so, Sie wollen das Aufgebot bestellen?" meinte der Geistliche freundlich. „Haben Sie Ihren Taufschein bei sich? So ... geben Sie her."

Nachdem er einen Blick auf das Papier geworfen, wandte er die behäbige Gestalt auf dem Lehnstuhl und sah Jürn gerade ins Gesicht. „Ich freue mich, liebster Kersten," fing er an, „daß auch Sie sich doch noch entschlossen haben, in den heiligen Ehestand zu treten, denn der Ehestand ist ein von Gott eingesetzter, ihm wohlgefälliger Zustand, und was kann es wohl Schöneres geben als ein inniges, christliches Zusammenleben mit seinem lieben Eheweib" — er warf einen scharfen Blick auf die Tür, hinter welcher seine Gattin verschwunden war, und stippte die Finger der wohlgepflegten Hände aneinander — „allerdings — äh — hat die Ehe auch ihre Leiden — ja, wie sagt' ich doch eben? — ach so — ihre Leiden, doch müssen wir diese als eine Prüfung des Himmels ansehen."

Jürn war nähergetreten und sah ihm freundlich ins Gesicht. „Grämen Sie sich darum man nich, Herr Pastor," meinte er treuherzig, „Sie brauchen mir das gar nich erst zu sagen, das wissen wir ja alle im Dorf!"

Pastor Stark wurde dunkelrot und kniff die schmalen Lippen zusammen; dann horchte er auf. Draußen war die Flurschelle gegangen, und er hörte Frauenstimmen und Begrüßungsworte.

„Ist das nicht die Frau Oberförster, die da eben kam?"

„Jawoll, Herr Pastor."

„Na, dann ist's ja gut, mein Lieber," erwiderte dieser, der es mit einem Male sehr eilig hatte, und griff zur Feder. „Also: Georg Wilhelm Friedrich Kersten — und Anna Marie Sophie Busch, nicht wahr? Am nächsten Sonntag biete ich Sie auf. Wegen der Trauung reden wir noch. — Also gehen Sie mit Gott, mein Lieber."

Am nächsten Sonntag — das heisere Gebimmel der Kirchenglocken scholl durch die kaltklare Winterluft — trat Jürn Kersten aus der Tür seiner Wohnung, im Sonntagsstaat mit blauem Rock und hohen Stiefeln, das Gesangbuch in der Tasche.

Fieken Busch hatte ihre Begleitung verweigert. Sie wollte sich nicht „anglubschen" lassen, wenn sie „von der Kanzel fielen", hatte sie gesagt.

So betrat er als einer der letzten die Kirche und drückte sich in die hinterste Bank. Er war unruhig und aufgeregt und erwartete mit einem Gefühl, aus zitternder Wonne und angstvoller Spannung gemischt, den großen Moment, wo hier sein Name vor allen Anwesenden genannt werden würde.

Der Pastor redete so schön und eindringlich, die Sonne schien so weiß und freundlich auf die schmucklosen, getünchten Wände und entlockte ihnen ein blendendes Licht.

Da ertönte kräftig das „Amen!" und nun würde Pastor Stark seiner Gemeinde die „besonderen Mitteilungen" machen.

Jürn räusperte sich, straffte sich kerzengerade auf und richtete die Augen ganz hell auf die Anwesenden, als erwartete er etwas ganz Besonderes.

Und jetzt kam sein Aufgebot. Alles sah sich nach ihm um.

Als der Pastor nun aber die damals üblichen Worte

am Schluſſe des Aufgebots: „Wer aber etwas dawider hat, der melde ſich beizeiten,“ geſprochen hatte, und der

Gottesdienſt wie immer ſein Ende nahm, erhob ſich Jürn und blieb noch einen Augenblick kopfſchüttelnd in der Bank ſtehen.

Vor der Kirchtür antwortete er nur mit halber Rede auf die Neckereien und Anspielungen der anderen und ging mißmutig und in sich gekehrt seines Weges.

Gegen Abend klopfte es an des Pastors Studierzimmer, und in den Tabakswolken, mit denen jener sich umgeben — die Frau Pastorin war ausgegangen — erschien Jürn Kerstens eckige Gestalt wie ein wolkengetragener Heiliger.

„Ich wollt' man fragen, Herr Pastor," stotterte er verlegen unter dessen verwundertem Blick, „hat sich noch keiner gemeldet, der sie auch haben will?"

„Wen?" fragte der Geistliche erstaunt.

„Na, Fieken Busch, Herr Pastor."

„Ihre Braut? Nein, mein Lieber, Sie können ruhig sein, es hat niemand Einspruch erhoben."

Kopfschüttelnd schob sich Jürn aus der Tür.

Am nächsten Sonntag saß er wieder in der Kirche; aber er sah anders aus als sonst, etwas blaß und um den Mund einen verbissenen Zug.

Noch gespannter als das letzte Mal überblickte er die Anwesenden, während der Pastor das Aufgebot verlas. Als aber nichts erfolgte, und jeder an seinem Platze blieb, stand er auf und verließ noch vor dem Segen die Kirche.

Der Schweinebraten mit Kraut, den seine Braut ihm zu Mittag vorsetzte, wollte ihm gar nicht schmecken; es schnürte ihm etwas die Kehle zu, und er musterte sie ab und zu mit unwilligen Blicken.

Am Abend erschien er wieder auf der Schwelle von Pastor Starks Studierstube. „n' Abend, Herr Pastor! Hat immer noch keiner was dawider?"

„Nein, lieber Kersten." — —

Der dritte Sonntag kam. Jürn Kersten war seit mehreren Tagen über Land gewesen und hatte sich nicht bei seiner Braut sehen lassen.

Heute machte er sich schon beim ersten Klang des Geläuts auf den Weg mit dem festen Tritt eines Mannes, der einen Entschluß gefaßt hat, und sah weder rechts noch links.

Am Abend erschien er wieder in dem Pastorhause, wo der Geistliche mit seiner Familie um den Abendtisch saß, mit zusammengepreßten Lippen und starrblickenden Augen. Aber heute stotterte er nicht.

„Ich wollt' man fragen, Herr Pastor, ist immer noch keiner gekommen, der sie auch haben will?"

„Nein, lieber Kersten. Aber es ist mir lieb, daß Sie kommen, da können wir gleich wegen der Trauung reden. Am zweiten Weihnachtstag —"

Da richtete sich Jürn straff in die Höhe, strich sich glatt an der Brust herunter und atmete hoch auf. „Na, Herr Pastor," sagte er fest, „dann sag'n Sie ihr man: wenn sie keiner sonst will, dann will ich sie auch nicht!"

Sprach's, verschwand und ward nicht mehr gesehen.

Perlen.

Ein Kapitel für die Leſerinnen. Von E. Appenzeller.

Mit 13 Illuſtrationen. (Nachdruck verboten.)

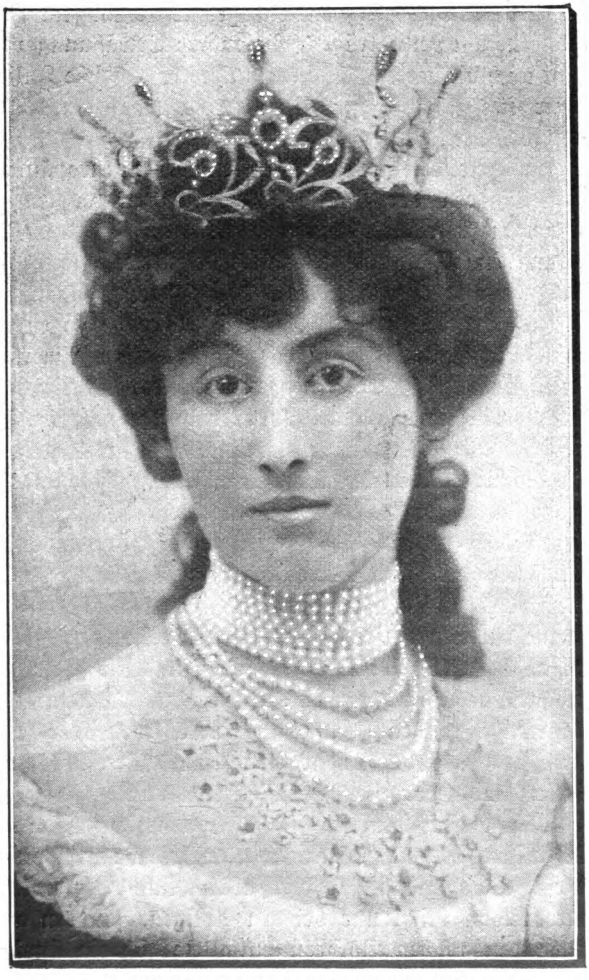
Unter den unermeßlichen Schätzen, welche in den Tiefen des Weltmeeres ruhen, wird keiner von den Menſchen eifriger geſucht und höher geſchätzt als die Perle. Schon im grauen Altertum wurde ſie als Schmuck verwendet und den edelſten Steinen gleich geachtet. In Indien findet man ſie in uralten Sagen erwähnt, nach welchen Kriſchna, einer der höchſten Götter, die Perlen im Ozean fand und ſie nach Indien brachte, um ſeine Tochter Pandaia zu ſchmücken. Und nicht nur den Menſchen, ſondern auch Götterbildern, Fürſtenthronen, Grabdenkmälern, ja ſogar Elefanten diente dieſes Kleinod des Meeres als Schmuck. Auch in China wurde ſchon ſehr früh ein großer Luxus mit Perlen getrieben, und ſchon zweitauſend Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung bildeten ſie dort ein gebräuchliches Mittel zur Bezahlung von Steuern und Tributen.

Durch den Handelsverkehr mit Aſien und wohl auch durch die Kriegszüge Alexanders des Großen und der Römer gelangten die Perlen auch nach den Küſtenländern des Mittelmeers, vorzugsweiſe Ägypten, Griechenland und Italien. Welch hohen Grad der Perlenluxus in Ägypten erreichte, geht ſchon aus der allbekannten

Erzählung von der Perle der Kleopatra hervor. Diese Herrscherin hatte, wie Plinius erzählt, die zwei größten Perlen, welche seit Menschengedenken gefunden wurden, von orientalischen Königen geerbt. Sie trug dieses herrliche und einzige Werk der Natur als Ohrenschmuck und opferte, um die kostbaren Gastmähler des Antonius zu überbieten, eine ihrer Perlen, indem sie dieselbe vom Ohr nahm, in Essig warf, auflöste und trank. Als sie im Begriff war, mit der zweiten Perle dasselbe zu tun, ergriff Lucius Plancus ihre Hand und erklärte als Schiedsrichter den Antonius, der eine Wette darauf eingegangen war, daß die Königin nicht zehn Millionen Sesterzien (1,700,000 Mark) bei einer einzigen Mahlzeit vertun könne, wie sie zugesagt hatte, für besiegt. Die andere gerettete Perle ließ Agrippa, der Feldherr des Augustus, teilen und die Hälften in die Ohren der Venus im Pantheon einsetzen.

Zu dieser immer wieder erzählten Geschichte bemerkt Möbius in seiner inhaltreichen Abhandlung über „Die echten Perlen", welcher wir verschiedene geschichtliche Angaben entnehmen, daß Kleopatra die Perle nicht ganz, sondern nur teilweise gelöst eingenommen haben könne, da selbst ganz kleine Perlen durch Essigsäure erst im Verlauf mehrerer Stunden sich teilweise lösen, so daß die organischen Bestandteile als weiche, häutige, einer Pille ähnliche Masse zurückbleiben.

In Rom entfaltete sich ein so verschwenderischer Perlenluxus, daß die Schriftsteller dagegen eiferten. So ruft der berühmte Kirchenvater Tertullian (200 n. Chr.) entrüstet aus: „Eine Million Sesterzien sind auf eine einfache Perlenschnur gereihet; ganze Wälder und Inseln trägt ein schwacher Nacken; in zarten Ohrläppchen hängt ein schweres Zinsenbuch, und jeder Finger hat seinen Schatz, mit dem er tändelt. So hoch ist die



Gräfin Dudley, Perlenschmuck aus ihrer kostbaren Sammlung tragend.
Nach einer Photographie von Lallie Charles

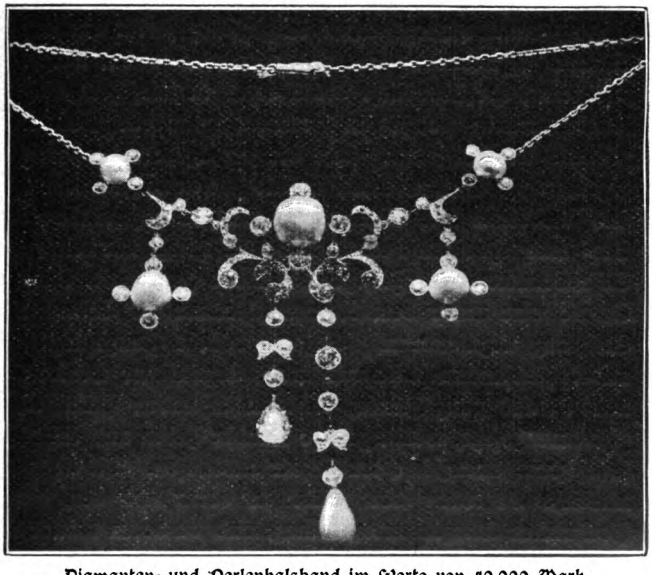
Eitelkeit gestiegen, daß ein einziges Weib all sein Hab und Gut am Leibe trägt." Besondere Erwähnung verdient auch die berühmte „Servilia-Perle", welche Julius Cäsar für sechs Millionen Sesterzien kaufte und der Servilia, der Mutter des Brutus, schenkte.

Im Mittelalter kam auch in den übrigen europäischen Kulturländern der Brauch, Perlenschmuck zu tragen, immer mehr auf, insbesondere als sich nach der Entdeckung Amerikas den erstaunten Spaniern ungeahnte, seit Jahrhunderten von den Eingeborenen angesammelte Perlenschätze enthüllten. Ein Beispiel möge zeigen, in welch üppiger Blüte bei den Naturvölkern Amerikas der Perlenluxus zur Zeit der Eroberung ihrer Reiche durch die Spanier stand. „Der Tempel, worin der Beherrscher Mexikos, Montezuma, des Nachts zu beten pflegte, war mit Gold- und Silberblechen ausgeschlagen und glänzte von Perlen und Edelsteinen. In der Stadt waren über tausend riesengroße Götzen über und über mit Perlen und Edelsteinen besät. Als Thomas Gage Mexiko besuchte (1626), waren Perlen und kostbare Steine ein allgemeiner Schmuck. Die Handwerksleute trugen Perlenschnüre auf den Hüten, und selbst schwarze und braune Sklavinnen zierten ihre dunklen Arme und Nacken mit weißen Perlen. Die Vornehmen aber zeichneten sich aus durch schwere goldene Gürtel, die mit Perlen und Edelsteinen besetzt waren."

Von diesem amerikanischen Perlenreichtum wurde ein großer Teil nach Europa gebracht, wodurch dieses edle Kleinod allmählich den alten Ruhm der Seltenheit verlor. Nicht nur bei den Adligen, sondern auch unter den reichen Bürgern entfaltete sich ein üppiger Perlenluxus; die Mittelpunkte verschwenderischer Pracht jedoch bildeten die fürstlichen Höfe.

Maria von Medici, die Gemahlin Heinrichs IV.

von Frankreich, trug bei der Taufe ihres Sohnes einen prächtigen Rock, der mit 3000 funkelnden Diamanten und 32,000 schimmernden Perlen besetzt war. Kurfürst Maximilian von Bayern sandte 1635 seiner Braut, der Tochter des Kaisers Ferdinand II., zum Werbegruß eine



Diamanten- und Perlenhalsband im Werte von 40,000 Mark.

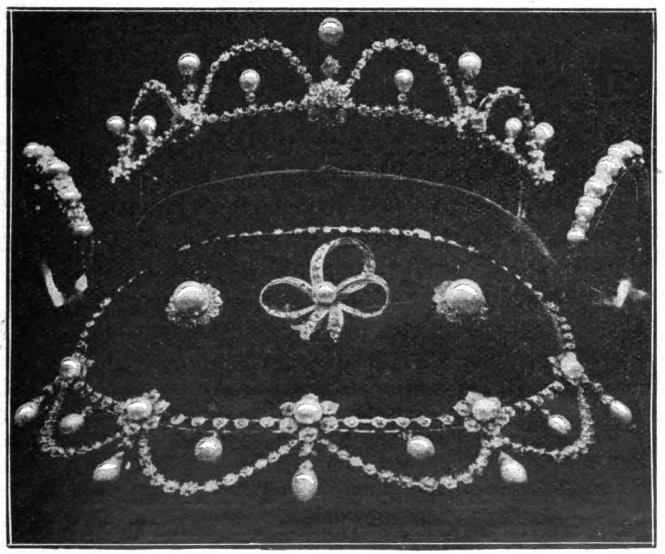
Schnur von 300 auserlesenen Perlen, von denen jede 1000 Gulden kostete.

Einige durch besondere Schönheit und Größe ausgezeichnete Perlen haben geschichtliche Berühmtheit erlangt, unter anderen die im Jahre 1579 von Panama an den Hof Philipps II. gebrachte unvergleichliche „Peregrina" und die vollkommen runde, herrlich glänzende „Zosima-Perle" in Moskau, von welcher berichtet wird, daß sie auf weißem Papier wie eine Quecksilberkugel

hinrolle und dieses Metall an Weiße und Glanz übertreffe. —

Über die Entstehung der Perlen herrschten lange Zeit sehr widersprechende Ansichten. Nach einer altindischen Sage wird die Muschel durch Tautropfen zur Perlenerzeugung befruchtet. Nach einer ähnlichen, in einem Gemälde dargestellten Auffassung streut ein auf Wolken schwebender Amor Tautropfen aus, welche andere an der Oberfläche des Meeres in Muscheln auffangen, worin sie sich in Perlen verwandeln. Dieser poesievollen Darstellung steht die prosaische Wirklichkeit gegenüber, welche uns lehrt, daß die Perlen nichts anderes sind als krankhafte Erzeugnisse gewisser unscheinbarer See- und Flußmuscheln. Diese besitzen, wie einige Schneckenarten, die Fähigkeit, an der Innenseite ihrer Schale eine unter dem Namen „Perlmutter" bekannte Substanz abzusondern. Letztere besteht hauptsächlich aus kohlensaurem Kalk mit etwas organischer Materie und ist aus ganz feinen, lichtdurchlassenden Plättchen zusammengesetzt, welche zackige Ränder haben und etwas schief zur Innenfläche der Schale auslaufen. Die eigentümliche Lagerung der Plättchen verursacht den die Perlmutter kennzeichneten Glanz, und da deren Ränder und Vertiefungen die Lichtstrahlen unter verschiedenen Winkeln zurückwerfen und in ihre regenbogenfarbigen Bestandteile zerlegen, so entsteht das bekannte prächtige Farbenspiel der Perlmutteroberfläche. Aus demselben Stoffe sind auch die Perlen selbst gebildet, die ihre Entstehung dem Eindringen eines fremden Körpers, zum Beispiel eines Sandkorns, einer Alge oder eines winzig kleinen Schmarotzertierchens, in das Innere der Muschel verdanken. Letztere wehrt sich gegen den eingedrungenen Feind, indem sie ihn nach und nach mit der von ihr abgesonderten Substanz überzieht. Ist dieser Feind ein

Lebewesen, so gelingt es ihm bisweilen, sich aus der ihn umhüllenden, anfänglich gallertartigen Masse zu befreien; andernfalls wächst die Hülle durch Auflagerung neuer Perlmutterplättchen allmählich zu einer wirklichen Perle heran. Öffnet man diese, so findet man als deren Kern den toten Schmarotzer, so daß der

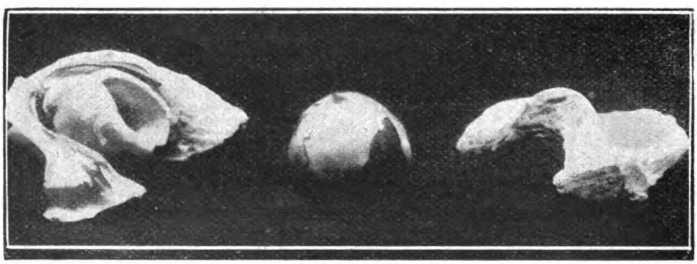


Perlengeschmeide im Werte von 80,000 Mark.

französische Forscher Dubois auf Grund eingehender Untersuchungen mit Recht sagen konnte, daß selbst die schönste Perle schließlich doch nur der glänzende Sarkophag eines Wurmes sei.

Von großer Wichtigkeit für die Form der Perle ist ihre Erzeugungsstelle; ist letztere zu nahe an der Innenfläche der Schale, so kann sich die Perle nicht kugelförmig entwickeln; es entsteht nur eine mit der Schale

verwachſene Halbperle oder Perlenwarze; wird ſie jedoch durch die Nähe der Schale in ihrer Bildung nicht beeinträchtigt, ſo wächſt ſie zu einer kugel- oder birnenförmigen oder auch ganz unregelmäßig geformten Vollperle aus. Eine ſolche beſteht alſo nicht etwa aus einem Stücke, ſondern aus einer großen Anzahl von übereinandergelagerten, im Laufe vieler Jahre gebildeten Perlmutterplättchen. Dies läßt ſich leicht nachweiſen, indem man eine Perle bis zum Glühen erhitzt, was das Abblättern der einzelnen feinen Lagen zur Folge hat. In



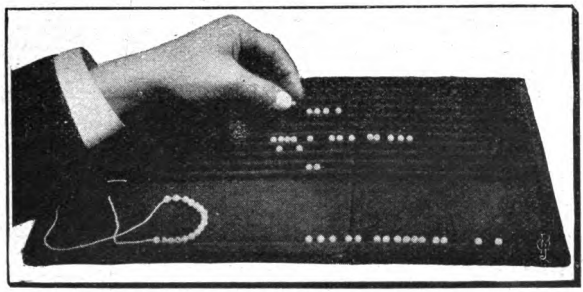
Große ſchwarze Perle mit beim Bohren erlittener Beſchädigung. Auf beiden Seiten Perlmutterſtücke.

geringerem Grade üben auf durchbohrte, längere Zeit auf Schnüren getragene Perlen die Reibung und der Schweiß eine ähnliche Wirkung aus.

Da die Perle aus demſelben Stoffe beſteht wie die Perlmutter, ſo hat ſie gewöhnlich auch die gleiche ſilberartig milchweiße Farbe; jedoch gibt es infolge beſonderer Urſachen auch andersgefärbte, zum Beiſpiel gelbliche, graue, braune, rote, bläuliche, bleifarbige, ja ſogar ſchwarze Perlen, welch letztere faſt ſo hoch geſchätzt werden wie die rein weißen.

Auch die Größe der Perlen iſt ſehr verſchieden; ſie ſchwankt zwiſchen der eines feinen Sandkorns und

der einer Walnuß. Eine der größten bekannten Perlen besitzt der Schah von Persien; sie ist birnförmig, 35 Millimeter lang und 25 Millimeter dick. Wegen ihrer Größe und ihres prächtigen Glanzes wurde sie im Jahre 1633 von dem damaligen Schah für die hohe Summe von 1,280,000 Mark erworben. Noch größer ist eine seit 1839 bekannte Riesenperle, welche bis 1886 der berühmten Sammlung des Engländers Beresford Hope angehörte, dann aber verkauft wurde. Sie ist eine unregelmäßig geformte sogenannte Barockperle von

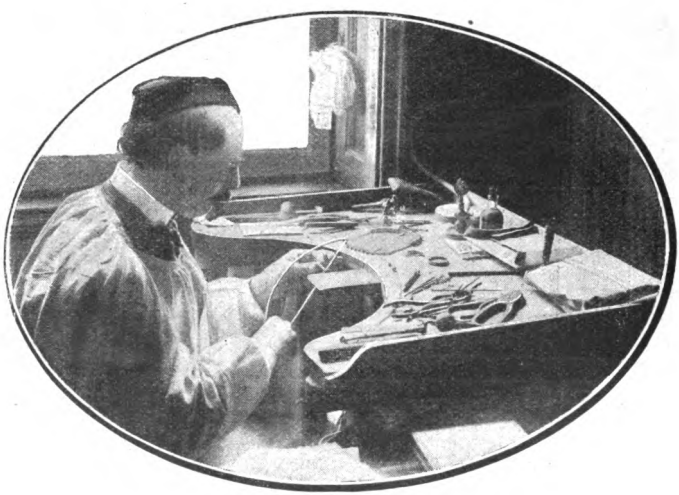


Vor der Fassung werden die Perlen auf einem Sortierbrett nach ihrer Größe geordnet.

455 Karat Gewicht, 2 Zoll Länge und 4½ Zoll Umfang. In ihrer jetzigen Fassung, welche, wie unsere Abbildung (S. 97) zeigt, ein Gehänge aus einer goldenen, mit Email und Juwelen geschmückten Krone bildet, ist sie eines der kostbarsten Kleinodien der Welt.

Da eine Muschel mehrere, ja sogar viele (20 bis über 80) Perlen enthalten kann, so kommt es auch vor, daß einzelne zusammenwachsen. Ein eigentümliches Gebilde dieser Art ist nach dem bekannten Sternbilde der südlichen Himmelskugel das „südliche Kreuz" genannt (S. 98). Es besteht aus neun Perlen, wovon sieben in der aufrechten und zwei in der Quer-

linie ſo angeordnet ſind, daß ſie ein richtiges Kreuz von 1½ Zoll Länge bilden. Die Perlen ſind gut, aber auf einer Seite etwas mangelhaft geformt, weil ſie ſich zu nahe an der Innenſeite der Muſchelſchale entwickelten. Dieſes Naturwunder wurde im Jahre 1874 an der Küſte Weſtauſtraliens gefunden und ſpäter in London öffentlich ausgeſtellt, wo jedermann ſich von deſſen



Das Bohren der Perlen.

Echtheit überzeugen konnte. Sein Wert wird auf 200,000 Mark geſchätzt.

Zur Verwendung als Schmuck werden die Perlen entweder gefaßt, ſehr oft in wirkungsvoller Verbindung mit Edelſteinen, oder auf Schnüre gezogen, zu welchem Zwecke ſie natürlich durchbohrt werden müſſen. Da ſie in Bezug auf Form, Farbe und Größe ſehr verſchieden ſind, ſo beſteht eine Hauptſchwierigkeit darin, gut zu-

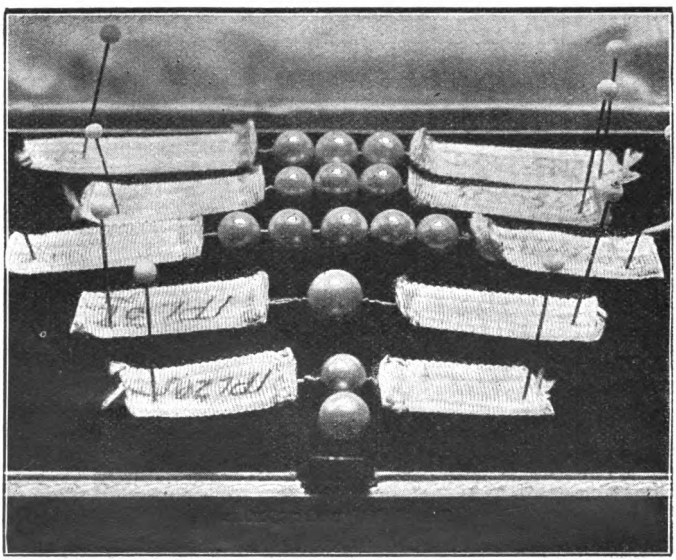
ſammenpaſſende Perlen zu finden, wozu oft eine lange Zeit erforderlich iſt.

Über den Preis der Perlen ſagt Profeſſor Doktor M. Bauer in ſeinem ausgezeichneten, dem König Wilhelm II. von Württemberg gewidmeten Werke „Edelſteinkunde“: „Wie bei den Edelſteinen, ſo iſt auch hier der Wert abhängig von der Größe, der Form und dem

Das Aufziehen der Perlen.

vorzugsweiſe auf Glanz und Farbe beruhenden Ausſehen. Schöne Formen heben den Preis, unregelmäßige Geſtalten vermindern ihn, und unter ſonſt gleichen Verhältniſſen, alſo bei gleicher Beſchaffenheit und Größe, iſt eine unregelmäßig geſtaltete Perle erheblich weniger wert als eine ſolche von regelmäßiger Form. Am meiſten geſchätzt iſt die reine Kugelgeſtalt, danach eine ganz ſymmetriſche, ringsum gleiche Birnform, auf welche die ovale oder Eiform folgt. Beſonders wichtig iſt das Ausſehen. Eine Perle von der beſten Sorte (vom erſten

Waſſer) muß eine glatte Oberfläche und einen vollkommenen „Orient“ (Perlenglanz) haben, was mit einer recht dünnblätterigen, feinen Struktur zuſammenhängt; ſie darf keine Flecken und keine Riſſe haben, und ſie muß endlich einen hohen Grad von Durchſcheinenheit und eine ſchöne weiße Farbe zeigen, verbunden mit einem



Herſtellung eines Perlenhalsbandes im Werte von 280,000 Mark.

möglichſt vollkommenen Perlenglanz. Allerdings ſtehen auch ſchöne ſchwarze Perlen ſehr hoch im Preiſe und nicht weniger ſolche mit einer ſchönen und kräftigen ſonſtigen Farbe, Rot, Gelb u. ſ. w., aber immer nur, wenn der Glanz gut iſt. Perlen ohne „Orient“ haben auch bei der ſchönſten Farbe und der vollkommenſten Form nur einen geringen Wert.“

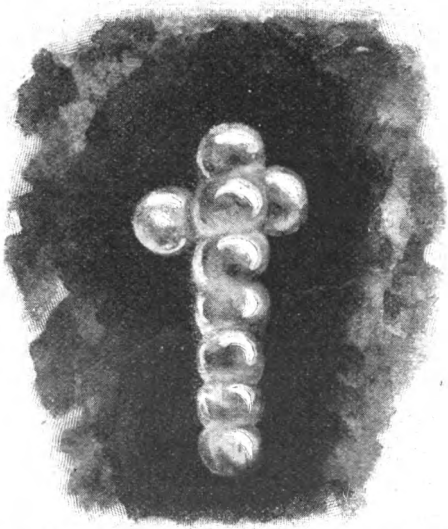
Die Perlen können in ſehr verſchiedenen Gattungen

von Schaltieren erzeugt werden, jedoch kommen für deren Gewinnung im allgemeinen nur die in tropiſchen Meeren lebende Seeperlmuſchel und die in außertropiſchen Ländern vorkommende Flußperlmuſchel in Betracht. Die ſchönſten, glänzendſten Perlen ſind die der echten orientaliſchen Seeperlmuſchel, welche man im ganzen Gebiete des Indiſchen Ozeans und Polyneſiens, vorzugsweiſe aber im Perſiſchen Meerbuſen, im ſüdlichen Teile des Roten Meeres, in der Meerenge zwiſchen Ceylon und Vorderindien, an der Nordweſtküſte Auſtraliens und auf verſchiedenen Inſelgruppen des Stillen Ozeans findet. Die Muſcheln leben in größerer Anzahl zuſammen in einer Tiefe von 6 bis 18 Meter, wo ſie, wie die Auſtern, ſogenannte Bänke bilden, meiſtens auf Korallenriffen, an denen ſie durch zähe, hornige Fäden feſtge-

Die „Hope-Perle", die größte Perle der Welt.

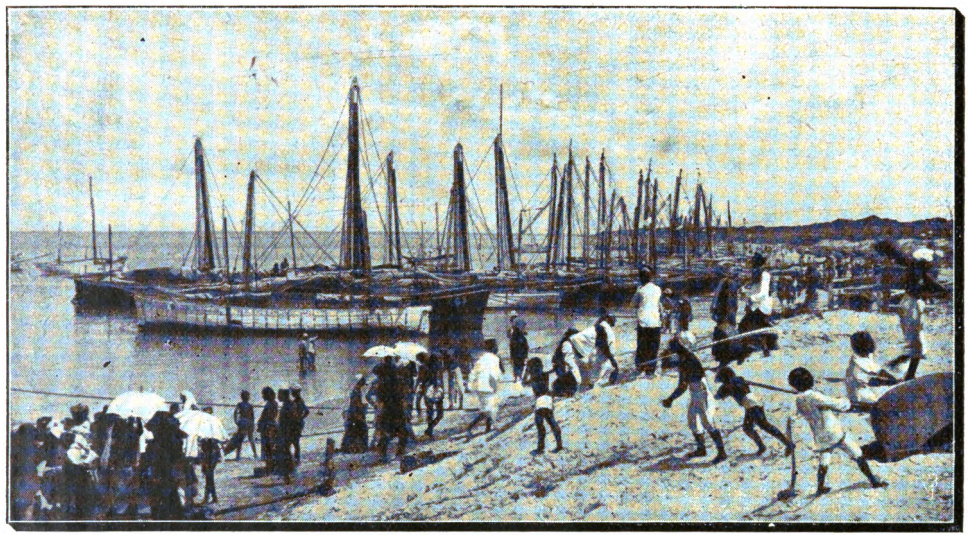
wachſen ſind. Sie werden von Tauchern, an einigen Plätzen auch von Taucherinnen, heraufgeholt, gewöhnlich faſt ohne künſtliche Unterſtützung, bisweilen mit Zuhilfenahme von modernen Taucherapparaten.

Die bedeutenderen Perlenfiſchereien, zum Beiſpiel diejenigen an den Küſten Indiens und Ceylons, ſind



Das „ſüdliche Kreuz", ein ſeltſames Gebilde aus neun zuſammengewachſenen Perlen.

Großbetriebe unter Staatskontrolle. In den Monaten März und April, wenn das Meer dort am ruhigſten iſt, entwickelt ſich alsdann bei den Perlmuſchelbänken und am benachbarten Strande ein äußerſt buntes Treiben von Tauſenden von Eingeborenen aus allen Teilen Indiens. In erſtaunlich kurzer Zeit entſteht an dem vorher einſamen Geſtade eine Perlenfiſcherſtadt aus langen Reihen von Bambushütten mit einer ſehr ge-

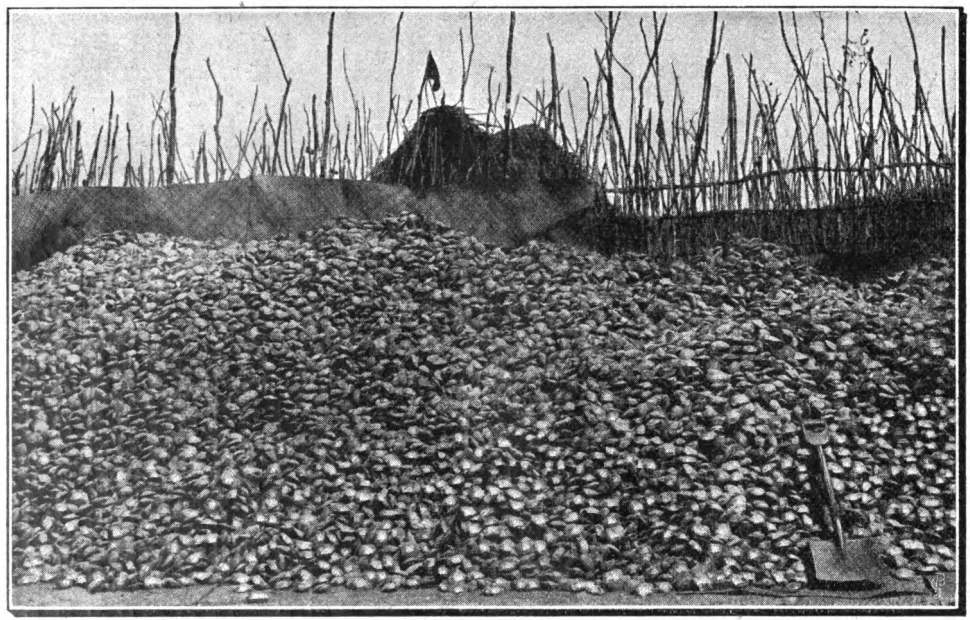


Segelfertige Perlenfischerflotte.

mischten Bevölkerung von Tauchern, Fischern, Händlern, Priestern, Haifischbeschwörern, Gauklern und Abenteurern, unter welchen auch Diebe nicht fehlen. An dem für den Beginn des Fischens festgesetzten Tage fahren die Boote, manchmal bis zu 300, mit 10 bis 30 Tauchern und deren Gehilfen, zu den von der Aufsichtsbehörde vorher bezeichneten Muschelbänken hinaus. Bei der Ankunft daselbst werden die Segel eingezogen und die Anker ausgeworfen, während die Regierungsdampfer über die strenge Einhaltung der vorgeschriebenen Grenzlinie wachen.

Auf einen Signalschuß fahren die ersten Taucher mit Hilfe von 30 bis 40 Pfund schweren, an Tauen hängenden Steinen in die Tiefe, wo sie schleunigst ihre Netze oder Körbe mit den von der Bank gerissenen Muscheln füllen und dann, nach etwa 60 bis 80 Sekunden, wieder aufsteigen. Als Waffe gegen Haifische und sonstige Meeresungetüme tragen sie einen Speer; einen weiteren Schutz erblicken sie in den von den Haifischbeschwörern am Strande verrichteten Gebeten.

Da sich die Taucher ununterbrochen ablösen, und jeder von ihnen sich vierzig- bis fünfzigmal hinunterläßt, so kann ein Boot an einem Tage bis zu 30,000 Muscheln sammeln. Am Abend, oder bei herannahender stürmischer Witterung auch schon früher, kehrt die ganze Segelflotte ans Land zurück, wo sich alsdann ein geräuschvolles Leben entwickelt. Die Muscheln werden ausgeladen, auf die Lagerstätten gebracht und in drei Haufen geteilt, von welchen einer den Tauchern und zwei der Regierung gehören. Jene verkaufen ihren Anteil gewöhnlich sofort, von zehn Stück an aufwärts, an die draußen harrende Menge. Zu einer bestimmten Stunde wird auch der Regierungsanteil verkauft, und zwar entweder in kleineren Haufen von tausend Stück



Perlmuscheln, die man in der Sonnenhitze faulen läßt, um desto leichter durch Auswaschen die Perlen zu gewinnen.

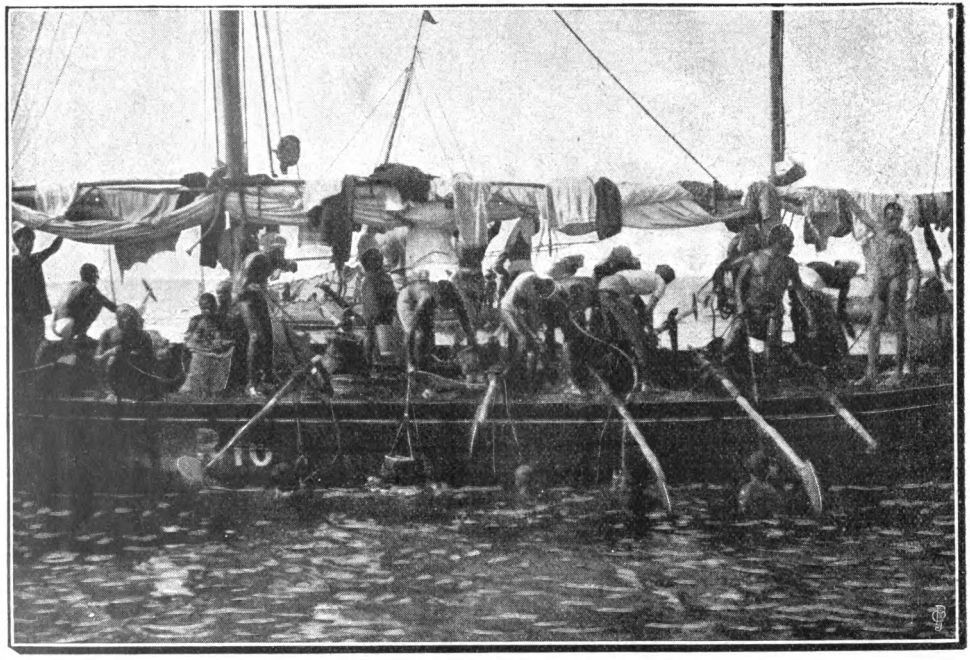
an oder auch in ganz großen Massen. Die höchste bis jetzt erreichte Stückzahl, die an einem Abend verkauft wurde, beträgt 1,867,600 Muscheln.

Gewöhnlich läßt man sie haufenweise in eingezäunten und bewachten Räumen absterben und faulen, was einen entsetzlichen Geruch verursacht; dann öffnet man sie in hölzernen Gefäßen, in denen sich die Perlen sammeln. Diese werden darauf gesiebt und sortiert, häufig auch gleich gebohrt und verkauft. Nach beendigter Fischerei verschwindet die bunte Menge und die ganze Ansiedlung wieder, und der Strand ist einsam und öde wie zuvor.

Auch in Amerika, namentlich an den Küsten Zentralamerikas, werden viele Perlen gefischt, obschon die „okzidentalischen" nicht so hoch geschätzt werden als die „orientalischen". An der Küste von Venezuela zum Beispiel wird die Fischerei von etwa 400 Segelbarken mit 2000 Mann Besatzung betrieben, und zwar vermittels metallischer Scharrnetze, die über die Bänke hingezogen werden. Neuerdings hat sich für die Ausbeutung dieser Bänke eine französische Gesellschaft gebildet, die den Fang mit Tauchern und Taucherapparaten betreiben will.

Im Vergleich mit den Seeperlenfischereien ist die Gewinnung der Perlen aus der Flußperlmuschel von geringer Bedeutung. In Deutschland kommt letztere hauptsächlich in Bächen und Flüßchen, die vom Böhmerwald, vom Fichtel-, Erz- und Riesengebirge herabfließen, sowie am östlichen Rande der Lüneburger Heide und an der Nordgrenze Schleswigs vor. Außerdem findet man sie in Rußland, Skandinavien, England, Schottland und Irland, in Amerika und in Ostasien, namentlich in China.

Die Chinesen betreiben schon seit vielen Jahrhunder-



Arabiſche Perlentaucher bei der Arbeit.

ten die künstliche Erzeugung von natürlichen Perlen, indem sie lebende Muscheln behutsam öffnen, kleine Kügelchen oder flache Buddhabildchen zwischen die Schale und die Mantelhaut des Tieres hineinschieben und dann die Muschel wieder ins Wasser setzen. Diese Fremdkörper werden allmählich mit Perlsubstanz überzogen, und wenn nach zwei bis drei Jahren die Muscheln wieder herausgefischt werden, so sind aus den Kügelchen kleine Perlen und aus den Buddhabildchen überperlte Statuen geworden, die einen beliebten Handelsgegenstand bilden.

Zum Schlusse möge noch erwähnt sein, daß auch künstliche Perlen hergestellt werden, nämlich hohle, dünnwandige Glaskügelchen, die man im Innern mit Perlenessenz, das heißt einem aus Fischschuppen gewonnenen perlmutterglänzenden Farbstoff, überzieht und dann mit Wachs ausfüllt. Derartige Nachahmungen sollen oft so täuschend gelingen, daß man sie erst nach genauerer Prüfung von echten Perlen unterscheiden kann.

Daniel O'Connels Glück.

Novelle von Erich Ernſt Weber.

1. (Nachdruck verboten.)

Im Bureau der Steinkohlen- und Kupfermontanwerke Hooley Brothers, im ſiebenten Stock eines Wolkenkratzers in der Roadſtreet New Yorks, knirſchten in fliegender Haſt zehn Federn über das Papier. Die Bureauſtunden neigten ſich ihrem Ende zu, und darum galt es für die zehn Beamten, die laufenden Arbeiten in den Büchern und den geſchäftlichen Briefwechſel noch ſchnell zum Abſchluß zu bringen.

Es waren lauter elegant gekleidete junge Leute, die da auf ihren Drehſeſſeln vor den Pulten ſaßen. In den intelligenten Geſichtern ſpiegelte ſich ein kecker, ſelbſtbewußter Zug wider, der zu ſagen ſchien: Wir ſind zwar heute nur noch Angeſtellte der Firma Hooley Brothers, morgen aber können wir ſelbſt Chefs eines Welthauſes ſein.

Am äußerſten Ende der langen Pultreihe, am weiteſten entfernt von der Tür, die in das Privatkontor des Chefs William Hooley führte, ſaß eine auffallende, von den übrigen Herren ſich etwas unterſcheidende Ge-

stalt. Der rötliche Teint des Buchhalters im Verein mit dem hochblonden Haar und dem hageren, starkknochigen Körperbau legten die Vermutung nahe, daß der etwa am Ende der Zwanziger stehende Herr von Geburt ein Ire war. Und in der Tat stammte Daniel O'Connel aus dem grünen Irland. Während er tief niedergebeugt eifrig an einem Geschäftsbriefe schrieb, malte sich eine gewisse Zaghaftigkeit und Gedrücktheit in seinem wenig anziehenden, aber gutmütigen Gesicht.

Die Tür des Privatkontors des Chefs wurde geöffnet, und heraus trat William Hooley, ein untersetzter, etwas nervös unruhiger Herr mit bereits ergrautem Kopfhaar und kaltblickenden grauen Augen.

„Sind Sie noch nicht mit dem Brief an George Whitaker fertig, O'Connel?" rief er ungeduldig in das Bureau hinein.

„Sogleich, Mister Hooley," antwortete der Angeredete mit einem kurzen, scheuen Seitenblick auf den Chef.

„In der Zeit dampfe ich von New York nach Südafrika," versetzte Hooley, indem ein spöttisches Lächeln in seinen scharfgeschnittenen Zügen aufleuchtete. „Sie werden sich nie an elektrische Arbeitsgeschwindigkeit gewöhnen."

In diesem Augenblick ertönte die Klingel des Aufzugs auf dem Flur vor dem Bureau. Die Tür tat sich auf, und herein trat mit schnellen Schritten ein hochgewachsener, breitschulteriger Herr in langem, dunklem Überrock und mit einem hohen, glänzenden Zylinderhut auf dem massigen Kopf.

„Das trifft sich ja ausgezeichnet, Mister Whitaker," rief Hooley und ging dem Besucher, ihm die Hand zum Gruße hinreichend, entgegen. „Ich wollte gerade einen Brief an Sie expedieren lassen. Jetzt können wir unsere Angelegenheit mündlich erledigen."

„Und wahrscheinlich auch schneller," erwiderte der Angeredete kurz, während er die Hand Hooleys schüttelte.

„Sie brauchen nun den Brief nicht zu beenden, O'Connel," wandte sich der Chef an den Buchhalter. „Das wird Ihnen gewiß eine große Erleichterung sein."

Dann gingen die beiden Männer in das Privatkontor, dessen Tür sie hinter sich schlossen, und ließen sich in den breiten Armsesseln nieder.

„Wie steht's?" fragte Hooley gespannt. „Haben Sie endlich genauere Nachrichten erhalten?"

„Ja," antwortete der andere, „vor einer Stunde. Deshalb bin ich hierher gekommen. Die Sache stimmt. Mein Explorator, der früher fünfzehn Jahre in Pennsylvanien tätig gewesen ist, hat mir heute mitgeteilt, daß der Blackshirediſtrikt sicher petroleumhaltig ist. Der Vorteil ist enorm. Der Blackshirediſtrikt ist New York um fünftausend Meilen näher als die pennsylvanischen Ölgebiete. Wir brauchen keine Eisenbahn und keine Röhrenleitungen. Wir können auf dem Readriver und dem Hudson unser Öl in Schiffstanks bis hierher in den Hafen verschiffen. Ich wette, daß uns das Öl um die Hälfte weniger kostet als Rockefeller und der Standard Oil Company. Es stecken Millionen in dem Topf. Zunächst heißt es also bohren! Drei Bohrtürme müssen wir mindestens haben. Sie bemerkten neulich, der Scherz könnte gegen zweihunderttausend Dollars kosten. Halten Sie also zur Hälfte mit?"

Hooley überlegte einen Moment. Dann sagte er: „Ja, Whitaker, ich übernehme die Hälfte."

„Abgemacht! Haben Sie immer noch nicht von der Eisenbahn- und Tiefbaugesellschaft Perseverance die genaue Kostentaxe für den Transport der Maschinen, Aufstellung der Türme, die Bohrarbeit und so weiter, Hooley?"

„Nein," antwortete der Gefragte. „Ich sollte sie heute noch erhalten. Sie ist aber nicht eingetroffen. In dem Brief, den ich an Sie abfertigen lassen wollte, hätte ich Ihnen dieses mitgeteilt und zugleich angefragt, ob Ihnen über unser Petroleumprojekt neue Nachrichten zugegangen wären."

„Das letztere ist der Fall," erwiderte Whitaker, mit den Fingern trommelnd, „wie Sie jetzt wissen. Wann werde ich also die Taxe haben?"

„Ich denke, noch heute. Sicher aber morgen." Hooley zog die Uhr. „Wenn ich jetzt gleich einen meiner Angestellten nach der Perseverance schicke, kann ich möglicherweise die Taxe noch heute erhalten. Ich würde Ihnen dann von meiner Privatwohnung aus über die Höhe der Kostensumme telephonieren, so daß wir morgen den Vertrag abschließen könnten."

„Gut, dann also bis morgen." Whitaker erhob sich und griff nach seinem Zylinderhut. „Übrigens," wandte er sich, mit den Augen zwinkernd, an Hooley, „Sie haben doch mit der Bearbeitung unseres Geschäftes nicht gerade den gewecktesten Ihrer Buchhalter betraut? Es gibt gerissene Kerle genug, die nicht eine Unze Bedenken tragen, ihrem eigenen Chef einen fetten Happen wegzuschnappen oder mit fremder Hilfe das Nest selbst auszunehmen."

„Keine Sorge," lachte Hooley belustigt auf. „Um unser Unternehmen weiß von meinen Buchhaltern nur der ehrenwerte Daniel O'Connel. Der ist so hell wie die Tinte in seinem Tintenfaß."

Jetzt war es Whitaker, der in ein wohlgefälliges Lachen ausbrach. „Ein solch kaufmännisches Genie," erwiderte er, „muß man stets unter seinen Leuten für wichtige Vertrauenssachen auf Lager haben. Solche Leute sind unbezahlbar. Es wäre aber auch schändlich, wenn irgend ein Spekulant durch Bestechung und

Verrat von unserem Petroleumprojekt Witterung bekäme und vor uns bohrte. Aber Ihre Erklärung hat mich beruhigt. Ich hege," schloß er spöttisch, „vor Ihrem Kleinod O'Connel jetzt dieselbe unbegrenzte Hochachtung wie Sie selbst."

„Er wird sie rechtfertigen," erwiderte Hooley trocken. „Ehe sich mein teurer O'Connel verleiten ließe, einem dritten ein Geschäftsgeheimnis zu verraten, könnte ihm ein Berg Dollars geboten werden, und selbst dann bisse er sich doch noch lieber seine dicke Zunge ab. Man könnte ihm zudem einen faustgroßen Diamanten an den Kopf werfen, er merkte nicht das geringste von seinem Wert. Ich füttere ihn schon seit sieben Jahren in meinem Bureauzwinger auf. Er ist mir unersetzlich, aber man muß solchen Perlen gegenüber stets so tun, als ob sie einem zur Last lägen wie ein abgemahlener Mühlstein. Das bewahrt diese blinden Schläfer vor dem Aufwachen und Sehendwerden. Mein Daniel O'Connel hat die Vorzüge eines Grabes. Er ist ebenso verschwiegen und obendrein ebenso stockfinster."

Noch einmal lachten die beiden Geschäftsmänner auf, dann verabschiedeten sie sich voneinander.

Als Whitaker gegangen war, rief Hooley den Buchhalter O'Connel zu sich herein.

„Sie werden sofort," redete er ihn an, „mit der Untergrundbahn nach dem Geschäftshaus der Eisenbahn- und Tiefbaugesellschaft Perseverance fahren, um sich dort die Taxe für die Petroleumbohrtürme geben zu lassen. Erhalten Sie sie, so bringen Sie sie mir nach meiner Privatwohnung. Sollten die Bureaus bereits geschlossen sein, so gehen Sie morgen früh noch einmal hin und bringen die Taxe mit auf das Kontor. Aber wenn Sie sich beeilen, so werden Sie auch heute noch rechtzeitig zu der Perseverance hinkommen."

„Sehr wohl, Mister Hooley," antwortete O'Connel sich verbeugend.

„Also was werden Sie von der Perseverance verlangen?"

„Ich werde mir die Taxe für die drei Petroleumbohrtürme im Blackshiredistrikt ausbitten."

„Herr," fuhr Hooley entrüstet auf, „sind Sie von Sinnen? Haben wir je in unserem Briefwechsel mit der Perseverance erwähnt, daß die Bohrtürme im Blackshiredistrikt errichtet werden sollen?"

„Nein, Mister Hooley," entgegnete der Buchhalter kleinlaut.

„Haben wir nicht stets nur die Eisenbahnentfernung in Meilenzahl angegeben, ohne die Station zu nennen, bis zu der die Maschinen und das übrige Material geschafft werden müssen, haben wir nicht stets nur erklärt, daß dann noch ein Warentransport von achtundneunzig Meilen nötig sein wird bis zu den Bohrstellen? Niemals ist der Name des Blackshiredistrikts erwähnt worden. Wollen Sie es etwa der Perseverance auf die Nase hängen, wo das Petroleumfeld liegt, damit sie uns zuvorkommt und selbst bohrt?"

„Ich glaubte, Mister Hooley, kaufmännische Ehrlichkeit würde einen derartigen Vertrauensbruch nie gestatten."

„Kaufmännische Ehrlichkeit? Kaufmännische Ehrlichkeit? Die kann mir ... ja, die," fuhr der Chef sich verbessernd fort, „die ist sehr, sehr nett, aber man findet sie selten. Sie rechnen immer von sich auf andere. Aber Sie sind eben kein Kaufmann. Tagtäglich frage ich mich, was mich nur vor sieben Jahren genarrt haben kann, Sie für mein Kontor zu engagieren. Ich muß geradezu im Traum gehandelt haben. Sie sind als Kaufmann völlig unbrauchbar und werden nie

brauchbar werden, und darum werden Sie auch nie in Ihrem Leben Glück haben."

„Ich hoffe bestimmt, Mister Hooley, daß es doch noch der Fall sein wird."

„Was? Daß Sie brauchbar werden?"

„Ich meinte, daß ich noch einmal Glück haben werde."

„Zu dieser Meinung von Ihrem Glück wünsche ich Ihnen viel Glück," stieß Hooley laut lachend hervor. „Vielleicht regnet es noch eines Tages auf dem Nordpol Honig, dann wird auch Ihr Glück kommen. Aber das soll meine Sorge nicht sein. Einstweilen begeben Sie sich schleunigst ohne Ihr Glück nach dem Geschäftshaus der Perseverance und holen Sie die Taxe."

Wenige Minuten später fuhr O'Connel auf der Untergrundbahn in der Richtung nach der Perseverance, die in der Hudsonstreet lag, ab. Er befand sich in einer sehr verdrießlichen Stimmung. Die Unterredung mit seinem Chef hatte ihm wieder einmal gezeigt, wie gering man über ihn dachte. Man hielt ihn also immer noch für einen geschäftlichen Tölpel. Aber es hätte gar nicht der rücksichtslosen Bemerkung Hooleys, er sei unbrauchbar, bedurft, um ihn das ungünstige Urteil, das man von ihm hegte, erkennen zu lassen. Schon die Andeutung des Chefs, daß das Petroleumprojekt eine Sache von weittragender Bedeutung sei, lehrte ihn, daß auf ihn immer noch das verletzende Wort Anwendung fand, das vor längerer Zeit Hooley einem Geschäftsfreund gegenüber gebraucht hatte, indem er diesem erklärte: Die gewichtigsten Geschäftsangelegenheiten muß man dem größten Bureauesel aufpacken. Da liegen sie sicher und geborgen. — Nun, man sollte sich doch noch eines Tages wundern!

Wieder keimte in O'Connels Brust die feste Zu-

versicht auf, daß ihm doch noch einst das Glück lächeln werde. Dieses Gefühl lenkte seine Gedanken auf einen erfreulicheren Gegenstand. Vor seinen Augen tauchte das Bild eines anmutigen Mädchens auf, das fern, fern von ihm weilte, seiner liebevoll harrte und seine Zukunft an sein eigenes Geschick geknüpft hatte. Aber bald verflog diese heitere Gedankenreihe wieder, und die frühere Mißstimmung und ärgerliche Gereiztheit kehrten zurück.

Als der Buchhalter in der Perseverance anlangte, waren zwar die Bureaus noch geöffnet, aber der Abteilungsingenieur für das Bohrwesen war geschäftlich verreist. Man teilte O'Connel indessen mit, daß der Ingenieur am nächsten Morgen im Bureau anwesend sein werde, und bat ihn, dann noch einmal wegen der Taxe anzufragen.

Dieser Bescheid trug wenig dazu bei, O'Connels Stimmung zu verbessern. Es stand bei ihm fest, daß am anderen Morgen, wenn er seinem Chef die Taxe übergeben werde, dieser ihm sofort vorwerfen würde, nur einem solchen Unglücksraben wie ihm könne es passieren, daß der Ingenieur, mit dem man zu tun habe, gerade verreist sei. Da, wenn er wirklich noch einmal mit der Untergrundbahn nach Hooleys Bureau gefahren wäre, er doch niemand mehr dort angetroffen haben würde, so beschloß er, das Pensionshaus aufzusuchen, in dem er seine Mahlzeiten einzunehmen pflegte.

Sein täglicher Tischnachbar, ein Mister Greenfield, Inhaber eines kleineren Bankgeschäfts und Börsenspekulant, war noch nicht anwesend. O'Connel begann daher sein Mahl allein.

Der Suppenteller war eben von dem bedienenden Nigger abgetragen worden, als Greenfield, ein mit ausgesuchter Eleganz gekleideter Herr mit braunem Teint,

dunklem Haar, schwarzen, funkelnden Augen und einer stark vorspringenden Hakennase den Speiseraum betrat.

„Ich wette, O'Connel," sagte er, während er sich neben dem Angeredeten am Tisch niedersetzte, „Sie haben heute wieder Ihren grauen Tag."

„Warum?" fragte dieser kurz.

„Das weiß ich natürlich nicht. Aber Ihre Regenstimmung sieht man Ihnen hundert Meter weit an der Nasenspitze an."

„Nun denn, meinetwegen."

„Was ist Ihnen denn wieder zwischen die Beine gelaufen?" forschte Greenfield weiter, indem er die ihm vorgesetzte Suppe auszulöffeln anfing.

„Halten Sie es etwa für angenehm," erwiderte O'Connel, während er ingrimmig das Roastbeef, das ihm der Negerdiener gebracht hatte, mit dem Messer zerschnitt, „wenn man von seinem Chef für einen ausgemachten Dummkopf erklärt wird?"

Greenfield lachte leise vor sich hin. „Zuweilen ist Dummheit noch nicht das allerschlimmste Erbstück."

„Allerdings," wehrte der Buchhalter den dreisten Angriff ab, „ich kenne selbst noch ein schlimmeres, das ist skrupelloser Eigennutz, den man hier zu Lande als geschäftliche Gerissenheit bezeichnet. Sie weiß nichts von Treu und Glauben und läßt sogar, wie ich es erlebt habe, den Angestellten kaltblütig seinen Chef hintergehen, wenn ihm selbst daraus ein Vorteil erwächst."

„Sie stammen doch aus Irland?" fragte Greenfield. „Denkt man dort anders?"

„Gewiß, wenigstens was das Verhältnis zwischen Angestellten und Chef betrifft. Dort wird einem treue Ergebenheit nicht als närrische Beschränktheit angerechnet. Mein Lehrherr, der alte Donnivan, prägte mir immer wieder ein: Sei deinem Chef stets treu wie

dir selbst, dann wirst du auch Glück haben. — Und Nelly —"

„Nelly?" unterbrach ihn der Bankier. „Wer ist denn das?"

„Die Tochter meines früheren Lehrherrn."

„Weiter nichts?"

In O'Connels Gesicht stieg eine jähe Röte auf. „Doch," antwortete er zögernd, „sie ist außerdem meine Braut. — Und Nelly," fuhr er lebhafter fort, „sagte mir als letztes Wort, als ich vor sieben Jahren von ihr Abschied nahm und hierher nach Amerika ging: Daniel, sei nur in allen Stellungen, die du erhältst, deinem Herrn treu, dann wird Vaters Voraussage sich auch sicher erfüllen."

„Hm," machte Greenfield und winkte den Nigger zur Auftragung der folgenden Speise zu sich heran. „Sie haben also wohl bisher riesiges Glück gehabt?"

„Ich? O heiliger Patrick von Dyndall! Durch die größten Einschränkungen ist es mir in den sieben Jahren gelungen, neuntausend Dollars zu ersparen. Noch ein Jahr warte ich, dann werden es zehntausend sein. Dann lasse ich meine Nelly nachkommen und heirate. Aber mir sagt es eine innere Stimme: ich werde doch noch einmal Glück haben."

„Warum nicht? Wenn Sie recht alt werden, kann es schon möglich sein. — Aber weshalb hat Ihnen denn heute Ihr Chef wieder den Kopf gewaschen?"

„Es handelte sich um eine Taxe über Bohrungen."

„Hat der alte Windhund Hooley ein neues Kohlenfeld aufgestöbert?" fragte Greenfield kauend.

„Nein, ein Petroleumgebiet."

„Petroleum? In Pennsylvanien?"

„Bewahre! Viel näher. Es liegt gleichsam vor den Toren New Yorks," erwiderte O'Connel, während

er die gefüllte Omelette, die ihm aufgetragen worden war, mit einem Löffelchen zerstückelte.

Greenfield hatte Messer und Gabel aus der Hand gelegt. „Gleichsam vor den Toren New Yorks, sagen Sie? Ist an der Sache was dran?"

„Anscheinend ja. Man will mit den Bohrungen in allernächster Zeit beginnen. Whitaker beteiligt sich daran."

„Whitaker? Dieser ewig hungrige Haifisch? Dann steckt sicher —"

O'Connel war zu sehr mit seiner Omelette beschäftigt, als daß er das funkelnde Aufblitzen in Greenfields Augen bemerkt hätte.

„In welchem Distrikt liegt denn," fragte dieser nach einer Pause nebenhin, „das Petroleumfeld?"

„Das ist natürlich Geschäftsgeheimnis," antwortete der Buchhalter und schob ein Stück Omelette in den Mund.

„Richtig, richtig, freilich," fiel der Bankier eifrig ein. Einige Augenblicke grübelte er vor sich hin. „Sagen Sie mal, O'Connel," fuhr er bedächtig fort, „haben Sie Lust, auf einen Schlag fünftausend Dollars zu verdienen."

„Ohne Frage," stieß der Buchhalter lachend hervor. Der plötzliche Lachreiz löste bei ihm einen heftigen Hustenanfall aus. „Ohne Frage," wiederholte er, nachdem er sich beruhigt hatte, „die allergrößte Lust habe ich sogar. Wollen Sie sie mir etwa zu verdienen geben?"

„Jawohl. Das will ich," entgegnete Greenfield gelassen. „Sie brauchen mir nur den Namen des Distrikts zu nennen, so zahle ich Ihnen fünftausend Dollars."

„Ah, auf diese Weise! Jetzt verstehe ich. Nein,

unter dieser Bedingung muß ich auf den Verdienst verzichten."

Greenfield überlegte. „Nun, dann biete ich Ihnen zehntausend Dollars."

„Auch dafür sage ich Ihnen den Namen des Distrikts nicht."

„Sie brauchen ihn mir gar nicht zu sagen," wisperte der Bankier mit starker Betonung des letzten Wortes. „Schreiben Sie den Namen auf ein Stück Papier und lassen Sie es unter den Tisch fallen. Ich hebe es auf — und Sie sind um zehntausend Dollars reicher."

O'Connels Kopf durchstürmte eine Flut von Gedanken. Wenn er auf das Anerbieten Greenfields einging, so schädigte er zwar seinen Chef, aber dieser war so vermögend, daß er die Einbuße tragen konnte. Niemand konnte behaupten, daß er Greenfield und dem Konsortium, das dieser zur Anbohrung und Ausbeutung des Petroleumfeldes bilden würde, den Distrikt genannt hätte. Und hatte ihm nicht Hooley selbst oft genug seine Gewissenhaftigkeit offen zum Vorwurf gemacht? Vielleicht dämmerte es dann dem Herrn auf, daß er doch nicht der Tropf war, für den er ihn zu halten liebte. War die Preisgabe des Namens nicht eine angenehme Rache für die erlittenen Demütigungen? Und dann noch eines. Wenn er zehntausend Dollars erhielt, konnte er seine Nelly auf der Stelle herüberkommen lassen und brauchte nicht noch ein ganzes Jahr zu warten, bis sie endlich die Seine wurde! War jetzt etwa das Glück genaht, auf das er immer gehofft hatte? Aber nun schweiften seine Gedanken hin zu dem alten Donnivan und zu Nelly, und in seinem Ohr tönte das Wort wieder: Sei deinem Chef stets treu wie dir selbst! — Nein, das konnte nicht das Glück sein, das ihm winken sollte; er mußte noch weiter harren und aus-

halten, bis er die Gelegenheit fand, die ihm Reichtum und Besitz bescheren würde. Er hatte jetzt seinen Entschluß gefaßt.

„Nein," wandte er sich an Greenfield, „auch dieses Ansinnen muß ich ablehnen."

„Ist das wirklich Ihr fester Vorsatz?" knurrte der Bankier gereizt.

„Ja, mein felsenfester."

„Nun, Sie wissen eben nicht, das Glück beim Schopf zu packen. Ein zweiter hätte nicht so töricht wie Sie gehandelt. Doch vielleicht ändern selbst Sie sich noch mit der Zeit. Wenn Sie wieder einmal von einem gewinnversprechenden Unternehmen Kenntnis haben, so brauchen Sie sich mir nur anzuvertrauen. Ich bin immer der Mann, der auf eine Nummer setzt, die ein Treffer zu werden verspricht."

O'Connel hatte sein Mahl beendet und verabschiedete sich von seinem Tischnachbar. Auf dem Wege nach seiner Wohnung überdachte er die Unterredung mit Greenfield. Einen Augenblick erfaßte ihn fast Reue, das Anerbieten nicht angenommen zu haben. Aber bald gewann das Bewußtsein, pflichtgetreu gewesen zu sein, die Oberhand. Und nun überkam ihn eine beseligende Befriedigung, die Versuchung zurückgewiesen und die Mahnung, die ihm einstmals ans Herz gelegt worden war, gewissenhaft befolgt zu haben.

2.

Als er am anderen Morgen die Perseverance aufsuchte, war der Abteilungsingenieur für das Bohrwesen, ein Deutscher namens Lutschmann, bereits anwesend. Er war ein munterer, etwas beleibter Herr mit einem fröhlichen, rotbackigen Gesicht. O'Connel hatte schon wiederholt mit ihm geschäftlich zu tun gehabt, so daß

sich zwischen ihnen eine Art Freundschaftsverhältnis angesponnen hatte.

„Ja, mein lieber O'Connel, gewiß, mein lieber O'Connel," erwiderte der Ingenieur, als ihm der Buchhalter den Grund seines Kommens erklärt hatte, und breitete einen Haufen Papiere auf seinem Arbeitstisch aus, „die Taxe ist fertig, aber noch nicht ganz. In einer Viertelstunde werde ich aber die Aufstellung zu Ende gebracht haben — ja, gewiß, in einer Viertelstunde wird die Taxe in Ihren Händen sein. Vorher aber wollen wir unsere Geister durch etwas flüssigen Geist verstärken. Nehmen Sie gefälligst auf dem Stuhl da Platz, denn durch Stehen wird die Wartezeit auch nicht kürzer." Damit schritt er zu einem Wandschränkchen, dem er eine Flasche und zwei tüchtige Gläser entnahm. „Ein guter Wisky," fuhr er fort und schenkte die Gläser voll, „macht Kopf und Augen klar. So — eins für mich und eins für Sie, mein lieber O'Connel." Er drückte dem Buchhalter das eine der Gläser in die Hand.

„Ich trinke eigentlich sonst keinen Branntwein," erwiderte dieser schüchtern, „und kann ihn auch gar nicht vertragen."

„Das ist ein Fehler, ein großer Fehler, mein lieber O'Connel. So ein Wisky verleiht Geweckтheit, Gewandtheit und Unternehmungslust."

Der Ingenieur leerte sein Glas auf einen Zug, und der Buchhalter folgte seinem Beispiel. „Das erste Glas," fuhr Lutschmann fort, „war für den Kopf, das jetzt ist für die Augen." Währenddessen schenkte er wieder die Gläser voll.

„Aber ich bitte Sie —" wandte O'Connel abwehrend ein.

„Nein, zu bitten brauchen Sie nicht. Ich gebe es

Ihnen gern. Trinken Sie nur, und wenn Sie noch ein paar Gläschen wünschen — sie stehen Ihnen zu Diensten. Also, prosit!"

Abermals wurden die Gläser geleert.

„So, nun an die Arbeit!" Der Ingenieur trug Flasche und Gläser nach dem Wandschrank, setzte sich dann an seinen Arbeitstisch und begann eifrig zu schreiben und zu rechnen.

O'Connel fühlte eine angenehme Wärme in sich aufsteigen. Es wurde ihm eigenartig frei und wohl zu Mute, und heitere Melodien, die er in der Jugend daheim in Irland gesungen hatte, summten ihm durch den Sinn. Der Ingenieur hatte wirklich recht, ein guter Wisky war ein wundersamer Lebenswecker.

Nach einer Viertelstunde fragte er den Ingenieur: „Sind Sie noch nicht fertig, Mister Lutschmann? Mein Chef wird jede Minute zählen, bis ich komme."

„Es geht nicht vorwärts, mein lieber O'Connel," erwiderte der Angeredete und erhob sich. „Wir müssen noch einen Wisky nachfüllen." Er ging wieder zu dem Wandschränkchen, nahm Flasche und Gläser heraus und goß diese voll. „Auf unser gemeinsames Wohlsein!"

„Aber Mister Lutschmann," sträubte sich der Buchhalter, „ich bin an Branntwein gar nicht gewöhnt, und noch dazu nüchtern am frühen Morgen!"

„Nicht gewöhnt? Nicht gewöhnt? Der Mensch muß sich an alles gewöhnen können — ja, an alles gewöhnen können, mein lieber O'Connel. Ich habe mich an Unglaubliches gewöhnen müssen. Prosit! — So, so ist's recht, trinken Sie nur! — Na, sehen Sie, Sie haben ja den Wisky doch noch geschafft! Der Mensch muß zufassen, wo er etwas erhaschen kann, wenn er auch mal daneben greift. Woran habe ich

mich nicht gewöhnen müssen, was bin ich nicht alles gewesen!" Der Ingenieur hatte bereits wieder beide Gläser gefüllt. „Auf einem Bein kann man nicht stehen. Auch wenn man sitzt, wie Sie, mein lieber O'Connel, muß man das Gleichgewicht halten. Also, bitte, hier, das ist der letzte!" Damit reichte er dem Buchhalter einen neuen Wisky hin. „Erst war ich Maschineningenieur auf einem Lloyddampfer, dann —"

„Nein, nun habe ich aber genug," unterbrach ihn der Buchhalter. „Jetzt trinke ich nicht mehr."

„Eingeschenkt ist er. Was soll nun daraus werden?" entgegnete Lutschmann mit ruhiger Gelassenheit. „Genieren Sie sich nur nicht! Das ist Öl auf die Lampe, ja, Öl auf die Lampe! Gießen Sie es nur auf, mein lieber O'Connel! Ich gehe mutig voran. Prosit noch einmal! Prosit!"

Wohl oder übel mußte der Buchhalter sein Glas an den Mund setzen und es austrinken.

Nachdem der Ingenieur Flasche und Gläser nach dem Wandschränkchen getragen hatte, nahm er an seinem Arbeitstisch Platz und schrieb und rechnete von neuem. Zwischendurch aber plauderte er munter mit dem Besucher.

„Ja, was bin ich nicht alles gewesen, an was habe ich mich nicht alles gewöhnen müssen," kam er auf sein früheres Gespräch zurück. „Nachdem ich als Maschineningenieur hier in das gesegnete Land der Freiheit eingelaufen war, wurde ich Schafzüchter in Texas, dann Barbier in Louisville, später Kapitän auf einem Mississippidampfer, darauf Apotheker in St. Paul, nachher Kutscher in Chicago. Einmal bin ich sogar Rubingräber in dem gepriesenen Staate Minnesota gewesen."

O'Connel hatte nur mit halbem Ohr zugehört, denn eine eigentümliche Schwere und Dumpfheit hatte sich

seiner bemächtigt. Nur die letzte Bemerkung erregte sein lebhafteres Interesse.

„Was waren Sie in Minnesota?“ fragte er aufhorchend.

„Rubingräber. Ich wollte zwar nicht Gold, aber Edelsteine, Rubine, am Coleridriver graben. Die Geschichte war ein fauler Schwindel, Humbug, abgefeimte Spitzbüberei, aber verteufelt gewitzig ausgetüftelt,“ schloß er und lächelte vergnügt. „Doch das erzähle ich Ihnen ein anderes Mal.“

O'Connel fühlte sich von Minute zu Minute unbehaglicher in seiner Haut. In seinem Magen begann es zu rumoren, eine siedende Hitze überflog ihn, in seinen Schläfen hämmerte es, ein wüster Kopfschmerz marterte ihn, und vor den Augen flimmerte es ihm. Drehte sich das Zimmer oder drehte er sich selbst?

„Mister Lutschmann,“ brachte er mühsam heraus, „ich glaube, Ihr Wisky —“

„Sie wollen noch einen haben?“ unterbrach ihn der Ingenieur. „Sie wollen noch einen haben, mein lieber O'Connel?“ Im nächsten Augenblick schritt er schon nach dem Wandschrank und füllte ein Glas. „Sehen Sie, jetzt sind Sie erst hinter den richtigen Geschmack gekommen. Ja, es ist ein ausgezeichneter Stoff!“ Damit reichte er ihm das Glas hin.

„Um Gottes willen,“ stieß der Buchhalter hervor, „ich will nicht mehr trinken, ich wollte sagen, ich glaube, Ihr Wisky hat mich be—“

„Was,“ fiel der Ingenieur ein, „betrunken gemacht? Sie spaßen wohl nur — nein, nein, Sie spaßen wohl nur! Aber gegen einen Wiskyrausch ist Wisky das anerkannte Gegenmittel. Da müssen Sie erst recht einen trinken. In einer Viertelstunde, mein lieber O'Connel, in einer Viertelstunde bin ich mit der Taxe fertig.

Wenn Sie jetzt noch einen Wisky aufsetzen, wird bis dahin Ihr kleiner Spitz vollständig das Weite gesucht haben. Ich habe es selbst Hunderte von Malen probiert. Es geht nichts darüber. Sie werden die Wirkung sogleich verspüren."

„Ist das Ihr Ernst? — Und eine Viertelstunde wird es immer noch dauern, bis Sie die Taxe aufgestellt haben? Genau dasselbe sagten Sie schon, als ich herkam. Und nun sitze ich schon über eine Stunde und warte und warte."

„Ja, eine Viertelstunde, eine lumpige Viertelstunde dauert es noch, mein lieber O'Connel. Es geht nicht alles so schnell, wie der Mensch denkt. — Aber das mit dem Wisky hat seine Richtigkeit. Hier! Versuchen Sie es nur, Sie werden mir Dank wissen!"

O'Connel griff nach dem Glas und leerte es langsam aus.

„Stellen Sie das Glas nur auf den Tisch hier," sagte der Ingenieur, der schon wieder an der Taxe arbeitete. „In wenigen Minuten wird Ihnen ganz anders geworden sein."

„Ich will es hoffen," erwiderte der Buchhalter stockend. Aber die Hoffnung täuschte ihn. Im Gegenteil, je länger er auf eine Besserung wartete, desto entsetzlicher wurde sein Zustand. In seinem Magen hob und senkte es sich, seine Füße wurden ihm bleischwer, und in seinem Kopf schien sich ein Mühlrad im tollsten Wirbel zu drehen. Er stand vom Stuhl auf. Aber er schwankte und mußte sich am Tisch festhalten.

„Mister Lutschmann," stöhnte er, „Lutschmann, ich bin tatsächlich betrunken, Ihr Gegenmittel war scheußlich. Haben Sie nicht ein Glas Wasser bei der Hand?"

Der Ingenieur trat an ihn heran und faßte ihn unter den Arm. „Es hat nicht geholfen? Sonderbar.

Sehr sonderbar. Aber die Naturen sind eben verschieden. — Wasser wollen Sie trinken? Kommen Sie mit in das Nebenzimmer dort. Es ist unser Konferenzzimmer. Warten Sie, ich führe Sie, mein lieber O'Connel." Der Ingenieur geleitete den Buchhalter in das nebenan gelegene Zimmer. „So, hier ist Wasser," fuhr er fort und füllte aus einer Karaffe ein Glas, „trinken Sie, und dann setzen Sie sich auf den Diwan da. Sie können sich bequem darauf ausruhen. In einer Viertelstunde, mein lieber O'Connel, bin ich mit der Taxe fertig. So lange können Sie schlafen. Ich wecke Sie dann. Eine Viertelstunde Ruhe macht viel aus."

Der Buchhalter sank auf dem Diwan nieder, während der Ingenieur aus dem Zimmer schritt, dessen Tür er etwas aufstehen ließ.

O'Connel saß zusammengekauert auf dem Diwan und stützte seinen schmerzenden Kopf mit beiden Händen. Also betrunken war er, betrunken am frühen Morgen! Wie hatte er sich nur zu dem abscheulichen Wiskytrinken verleiten lassen können? Er konnte doch nichts vertragen! Und was würde Hooley sagen, wenn er merkte, daß er sich berauscht hatte? Und Nelly? O, wenn sie sähe, wie er hier auf dem Diwan hockte! Würde sie auch dann noch überzeugt sein, daß er doch noch einst Glück haben werde?

Aus dem dumpfen Brüten, in das O'Connel versunken war, weckte ihn eine tiefe Stimme, die im Bureauzimmer des Ingenieurs ertönte. Der Buchhalter kannte diese Stimme. Sie gehörte dem Direktor der Perseverance, Mister Longwrith.

„Lutschmann," sagte der Direktor zu dem Ingenieur, „man hat mir drüben in der Eisenbahnabteilung mitgeteilt, daß Sie zufällig in den Littlebluebergen Bescheid wissen."

„Gewiß, Miſter Longwrith," entgegnete der Angeredete. „Wie den ganzen geprieſenen Staat Minneſota, ſo kenne ich auch die Littleblueberge in- und auswendig mitſamt dem Coleridriver und der Coleridnäs."

„Coleridnäs? Was iſt das?" fragte der Direktor.

Der Ingenieur lachte auf. „Das iſt ein dicht am linken Ufer des Colerid wie eine gewaltige Naſe aufragender Felskegel, den wir darum die Coleridnäs tauften."

„Es iſt Ihnen bekannt," fuhr Longwrith fort, „daß wir eine Verbindungsbahn von Chicago nach Manitoba bauen wollen. Der Eiſenbahningenieur, der die Strecke bereiſte, hat mir erklärt, daß es für uns das vorteilhafteſte wäre, unſere Bahn durch das Tal des Colerid, der die Littleblueberge durchſchneidet, zu legen."

Bis dahin hatte O'Connel im Konferenzzimmer ziemlich gleichgültig zugehört. Jetzt, wo eine geſchäftliche Angelegenheit zur Erörterung gelangte, horchte er auf.

„Legen wir die Bahn nicht durch das Coleridtal," ſprach der Direktor weiter, „ſo müſſen wir die Bergkette entweder untertunneln oder ſie in einem großen Bogen umgehen. Das würde nach oberflächlicher Berechnung einen Mehraufwand von ſechshunderttauſend bis ſiebenhunderttauſend Dollars erfordern. Es iſt nun die Frage, wird das Talgelände nicht vom Hochwaſſer bedroht und bieten ſich auch ſonſt keine Hinderniſſe für den Eiſenbahnbau dar?"

„Ich habe mich geraume Zeit am Colerid aufgehalten," antwortete Lutſchmann. „Hochwaſſer tritt dort ſehr oft ein. Am rechten Ufer des Colerid ſteigen die Berge ſteil auf. Dort iſt eine Eiſenbahn ſchwerlich ausführbar. Am linken Ufer dagegen zieht ſich ein breiteres, ebenes Gelände hin. Erſt hinter dieſem er-

heben sich die Berge. Dieses Gelände wird, da es höher liegt, bis auf eine etwa eine Meile lange Strecke nicht überschwemmt. Die etwa eine Meile lange Strecke dagegen liegt wieder tiefer. Hier treten die steilen Berge auch auf dem linken Ufer nahe an den Fluß heran. Die Talsohle hat auf dieser Strecke nur die Breite einer Großstadtstraße, verengert sich dann immer noch mehr und mehr bis zu der engsten Stelle, die dort liegt, wo die Coleridnäs vorspringt. Hinter der Coleridnäs erweitert sich das Tal wieder. Auf der etwa eine Meile langen, äußerst schmalen Strecke bis zur Coleridnäs müßte also das Gelände zum Schutz gegen Hochwasser fünf bis sechs Fuß durch Aufschüttung erhöht, und außerdem müßte die Coleridnäs weggesprengt werden. Aber diese Ausgabe käme gar nicht in Betracht, wenn dadurch sechshunderttausend bis siebenhunderttausend Dollars erspart werden, wie Sie sagen."

„Ah," dachte O'Connel trotz seiner wütenden Kopfschmerzen, „wer diese Strecke besäße und sie für teures Geld an die Eisenbahngesellschaft verkaufen könnte! Er würde auf einem Brett einen Bombengewinn einheimsen."

Als hätte dieser Gedankengang in Longwrith ein Echo erweckt, fragte dieser: „Das Land ist doch wohl Staatsbesitz?"

„Es ist eine öde, gottverlassene, nur von einem Dutzend Fichten bestandene Gegend, Mister Longwrith," antwortete Lutschmann, „aber dennoch gehört sie einem Privatbesitzer."

„Woher wissen Sie das so genau?"

O'Connel hörte jetzt mit höchster Spannung zu.

„Das hängt mit meiner Rubingräberei zusammen," erwiderte der Ingenieur lachend.

„Mit Ihrer Rubingräberei?"

„Ja. Es war eine Komödie, eine Windbeutelei, ein Schelmenstreich erster Klasse und für die Beteiligten ein Reinfall erster Güte. Vor fünf Jahren war ich gerade Apotheker in St. Paul, als ich hörte, daß ein Mister Shamperwield Rubinen in Massen am Coleridriver entdeckt habe. Ich ließ Büchsen, Salben und Pflaster im Stich und eilte den glückverheißenden Ufern des Colerid entgegen. Als ich nach Williampol, einem elenden Nest am Fuße der Littleblueberge, etwa drei Meilen entfernt vom Colerid, kam, hatte der gerissene Mister Shamperwield sein Rubinland, eben jenen schmalen Uferstreifen von einer Meile Länge mit der Coleridnäs, schon an einen Mister Watsthone für dreißigtausend Dollars verkauft. Von ihm erstand ich eine Berechtigung zum Rubingraben für hundert Dollars. Außer mir waren noch gegen fünfzig Schlauköpfe auf den Leim gekrochen. Aber den Hauptschaden hatte doch der brave Mister Watsthone."

O'Connel prägte sich die Namen Williampol und Watsthone in seinem schmerzenden Gehirn ein, als wollte er Pflastersteine in einen Straßendamm rammen.

„Und haben Sie Rubinen gefunden?" fragte Longwrith leichthin.

„Ja, anfänglich einige Körnchen, nachher aber kein Stäubchen mehr. Aber Gips gab es, Gips für die ganze Welt. Die Rubinen hatte der Vorbesitzer des Landes, der ehrenwerte Mister Shamperwield, einfach in St. Paul gekauft und sie dann als Lockköder in der Umgebung der Coleridnäs ausgestreut."

Longwrith brach in ein dröhnendes Lachen aus, in das der Ingenieur fröhlich einstimmte.

„Das war allerdings ein Geniestreich," stieß der Direktor noch immer lachend hervor.

„Gewiß, aber auf Rechnung des braven Mister

Watsthone, der, wie ich schon sagte, das Gelände von dem ehrenwerten Shamperwield für dreißigtausend Dollars erstanden hatte und auf Kosten von uns Gräbern. Shamperwield verduftete bald. Watsthone hat aus den Berechtigungen zum Graben keine fünftausend Dollars gelöst, und wir Gräber hatten vollends das leere Nachsehen. Nachdem wir ein Vierteljahr gegraben hatten, erfuhren wir das Schwindelmanöver, warfen Hacke und Spaten beiseite, pinselten noch unsere Namen mit Gipsbrei zum ewigen Angedenken an die Coleridnäs und zogen von dannen."

„Und Mister Watsthone, wo blieb der? Hat er das Land noch?"

„Wahrscheinlich hat er es noch. Wer sollte ihm die Wüstenei abkaufen? Höchstens ein Gipshändler. Er sitzt vermutlich noch in Williampol fest. Vor einem halben Jahre traf ich zufällig mit einem Bekannten zusammen, der von Williampol kam. Damals wenigstens weilte Watsthone noch in der zukünftigen Weltstadt. Er hatte, als die Rubinengruben eröffnet wurden, eine Schenke erbaut, die er stolz Grandhotel London nannte. Dort sollten wir Gräber unser Geld vertrinken und verspielen können. In diesem Hotelpalast lag er vor einem halben Jahr noch an der Kette, um langsam an Langeweile und Wisky zu verenden."

„Er würde also das Uferland mit der Coleridnäs für ein billiges abgeben?"

„Für einen Pappenstiel! Je früher, desto lieber, schon damit er dem wonnigen Williampol entrinnen könnte."

O'Connel zuckte bei diesen Worten zusammen. Die Überlegung, die während der Unterredung der beiden Männer im Bureau nebenan in ihm herangereift war, hatte sich jetzt plötzlich zu einem festen Entschluß um-

gesetzt. Das Glück, das Glück, von dem er immer geträumt hatte, stand es jetzt nicht leibhaftig vor ihm? Brauchte er nicht bloß das Land mit der Coleridnäs zu erwerben, um es dann mit höchstem Gewinn an die Eisenbahngesellschaft wieder zu verkaufen? Eine Art Siegesfreudigkeit durchwogte ihn. Er legte Kopf und Arme auf die Seitenlehne des Diwans und senkte die Augenlider. So, nun konnte Longwrith dreist in das Zimmer hereintreten und ihn hier vorfinden: er hatte immer geschlafen und wußte von der ganzen Unterredung nicht ein Sterbenswörtchen.

„Nun, dann wird sich ja die Sache einrenken lassen," sagte Longwrith.

„Ohne Frage," bestätigte Lutschmann. „Wenn Watsthone seine Forderung für das Ufergelände erheblich hinaufschraubt, so brauchen Sie ihm nur mit der Untertunnelung oder Umgehung der Littleblueberge zu drohen, und er wird sofort einen Anfall von Schüttelfrost vor Angst bekommen."

„Dann werde ich also die Anweisung geben, die Vermessungsarbeiten für den Bahnbau in der direkten Richtung auf das Coleridtal hin fortzusetzen. Ich habe wohl kaum nötig, Ihnen strengstes Stillschweigen über den geplanten Verlauf der Strecke aufzuerlegen."

„Selbstverständlich werde ich keine Silbe darüber verlauten lassen. Ich wüßte auch gar nicht, wem ich davon Mitteilung machen sollte. Und ich persönlich bin froh, wenn mir die Coleridnäs so fern bleibt wie der Kaiser von China."

Longwrith schritt aus dem Bureau.

O'Connel erhob sich, als der Direktor das Bureau verlassen hatte, von dem Diwan. Die innere Erregung, die ihn ergriffen hatte, hatte den Rausch vollständig verscheucht.

„Ist die Taxe," begann er in barschem Ton, als er in das Bureau trat, „nun endlich aufgestellt?"

„Nur noch ein —" war der Ingenieur im Begriff zu erwidern.

„Nur noch eine Viertelstunde," fiel ihm der Buchhalter ins Wort, „nicht wahr, das sollte doch Ihre gefällige Antwort sein? Aber diese Vertröstung können Sie sich jetzt als Belag für Ihr Abendbrot aufsparen."

Der Ingenieur blickte den Buchhalter überrascht an.

„Nein, mein lieber O'Connel — nein, nein, mein lieber O'Connel," versetzte der Ingenieur geschmeidig. „Nur noch einige Minuten, wollte ich Ihnen antworten. In fünf Minuten haben Sie die Taxe in Händen."

„Fünf Minuten will ich Ihnen allenfalls noch einräumen." Er sah nach der Uhr. „Habe ich die Taxe in spätestens fünf Minuten nicht," fuhr er entschieden fort, „so beschwere ich mich über Ihre unerhörte Bummelei bei Ihrem Chef und kehre schnurstracks ohne Taxe nach unserem Bureau zurück. Mister Hooley wird dann schon genügend Salz in Ihre Suppe schütten."

Der Ingenieur kniff die Augen zusammen, als ob ihn jemand mit einem Strohhalm in der Nase gekitzelt hätte. Er ergriff schleunigst die Feder und ließ sie eilend über das Papier fliegen. Nach fünf Minuten stand er auf.

„So, Mister O'Connel," sagte er und überreichte dem Buchhalter mehrere Bogen, „da haben Sie die Taxe."

„Lange genug hat es gedauert. Zwei geschlagene Stunden habe ich hier sitzen müssen."

„Freilich, freilich, Mister O'Connel," erwiderte der Ingenieur ernsthaft, „die Zeit vergeht, die Zeit vergeht. Aber als Sie kamen, hatte ich die Aufstellung noch gar nicht angefangen. Hätte ich Ihnen das ge-

sagt, so hätten Sie sofort die Feuerglocke gezogen. Die Wahrheit ist für die Menschen eine Brennessel. — Übrigens," sprach er wohlgelaunt weiter, „der letzte Wisky scheint bei Ihnen doch noch sehr gut gewirkt zu haben."

„Gewiß," entgegnete der Buchhalter. „Ich habe die ganze Zeit drüben geschlafen. Ich fühle mich wie umgewandelt."

„Dann kann man also auch von Ihnen sagen: Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf."

Über das Gesicht O'Connels huschte ein schlaues Lächeln. „Ich hoffe, daß dieses Wort zutrifft. Ich trinke von jetzt an vielleicht öfters Wisky."

Dann ging er mit schnellen Schritten aus dem Bureau.

Der Ingenieur trug das Wiskyglas, das noch auf dem Arbeitstisch stand, nach dem Wandschränkchen. „Wenn der wüßte," sagte er vor sich hin, „warum ich ihm den Wisky eingetrichtert habe! Sitzfleisch sollte er kriegen! Na, wenn er sich von jetzt an in Wisky badet, mir soll's recht sein, meinen Segen hat er." —

Als O'Connel auf der Untergrundbahn saß, ging er noch einmal mit sich zu Rate. Er hatte bis jetzt von den Littlebluebergen und dem Coleridriver nicht die leiseste Ahnung gehabt. Beide mußten im Staate Minnesota liegen, denn diesen hatte Lutschmann wiederholt erwähnt. Am Fuß der Littlebluekette, drei Meilen entfernt vom Colerid, lag Williampol, wo Watsthone sein sogenanntes Grandhotel London hatte. Dorthin also mußte er sich wenden, wenn er das Land ankaufen wollte.

Aber wenn nicht er der Perseverance mit dem Ankauf des Ufergeländes und der Coleridnäs, sondern diese ihm zuvorkam? Konnte nicht Longwrith das

Land sofort zu erstehen suchen? Zwar hatte er nur von der Fortsetzung der Vermessungsarbeiten in der Richtung zum Colerid gesprochen, und es war darum wahrscheinlich, daß erst die Vermessungsingenieure den Ankauf an Ort und Stelle vornehmen würden, aber trotzdem — Eine unerträgliche Unruhe befiel ihn. Schien nicht das Glück, das er schon in den Händen zu halten glaubte, sich ihm urplötzlich wieder entwinden zu wollen? Und war denn der Gewinn, den er sich versprach, wirklich so sicher?

Doch, das letztere war zweifellos. Wenn er den Uferstreifen mit der Coleridnäs erworben hatte, so mußte ihm die Perseverance kommen, sie mußte ihm das Gelände zu dem Preis, den er forderte, abkaufen. Denn die Drohung, die Strecke anders zu führen, konnte wohl bei Watsthone fruchten, aber bei ihm nicht — bei ihm nicht, der er wußte, daß dann die Gesellschaft sechshunderttausend bis siebenhunderttausend Dollars mehr verausgaben müßte. Jede Fiber zuckte jetzt in ihm. Aber auf alle Fälle mußte er schnell handeln. Je schneller, desto besser war es.

Ja, nun war er mit sich im reinen. Er wollte endlich dem Glück nachjagen, mochte er selbst Arme und Beine dabei brechen! Wie hatte doch der Ingenieur gesagt? Richtig: der Mensch muß zufassen, wo er etwas erhaschen kann, wenn er auch mal daneben greift.

Mister Hooley schnitt ein Gesicht, als O'Connel in sein Privatkontor trat, um ihm die Taxe zu übergeben, als wollte er Pech und Schwefel speien. „O'Connel — Herr — Mensch!" schrie er, „haben Sie eine Vergnügungsreise nach Australien unternommen oder wo haben Sie sonst so lange geschwelgt? Ich lauere hier von Sekunde zu Sekunde auf die Taxe, und Sie schlendern inzwischen auf dem Broadway oder wer weiß wo herum."

„Ich bin weder in den zwei Stunden nach Australien gefahren, wie es Ihnen vielleicht möglich wäre, Mister Hooley," erwiderte der Buchhalter mit voller Stimme, „noch bin ich auf dem Broadway herumgeschlendert. Die Taxe war vielmehr noch nicht angefangen, und ich mußte deshalb auf dem Bureau der Perseverance so lange auf sie warten."

„Na ja, na ja, man sieht es ja wieder," stieß Hooley überlegen hervor, „man braucht eine Angelegenheit nur Ihnen zu übertragen und sie geht bestimmt schief. Sie sind und bleiben eben unbrauchbar, völlig unbrauchbar."

„Mister Hooley, ich verbitte mir ein für allemal, daß Sie mich fortwährend als unbrauchbar bezeichnen. Wenn ich es wirklich bin, so wundere ich mich nur, daß Sie mich so lange in Ihrem Geschäft behalten. Ich muß doch wohl für Sie etwas mehr wert sein."

Der Angeredete riß die Augen auf, als stände ein noch nie geschautes Wunder vor ihm. Aber bald hatte er sich wieder gefaßt. „Ah," brauste er auf, „das wird ja immer besser. Jetzt spielen Sie sich auch noch als die gekränkte Unschuld auf. Nichts sind Sie mir, nichts, eine Last, eine furchtbare Last sind Sie mir! Ich dankte meinem Schöpfer, wenn ich Sie abschütteln könnte."

„Das können Sie leicht haben, Sie brauchen mich nur zu entlassen."

„Entlassen? — Entlassen?" Hooley suchte sichtbar nach Worten. „Jawohl, das wird geschehen," brachte er endlich heraus, „es wird geschehen, und zwar in allernächster Zeit."

„Um Ihnen einen Gefallen zu erweisen, verzichte ich sofort auf meine Stellung."

„Sie verzichten? Dann, dann behalte ich jedoch Ihr Gehalt für diesen Monat zurück."

„Mir soll es recht sein. Verwenden Sie es mit auf Ihre Petroleumbohrungen."

O'Connel verbeugte sich kühl und verließ das Privatkontor. Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, sank Hooley auf einen der breiten Armsessel. Er rieb sich die Augen, als glaubte er geträumt zu haben. Endlich hatte er sich von seiner Überraschung erholt. „Der Mensch," sprach er vor sich hin, „muß betrunken, muß total betrunken sein. Nun, morgen, wenn er nüchtern geworden ist, wird er schon wiederkommen."

3.

Als O'Connel unten auf der Straße stand, prägte sich in seinem Gesicht eine stolze Befriedigung aus. Frei also war er zunächst. Nun galt es, entschlossen auf das gesteckte Ziel los zu gehen. Das erste, was er tat, war, daß er sich in einer Buchhandlung einen Plan vom Staate Minnesota kaufte, den er in einer benachbarten deutschen Bierstube studierte. Nach einigem Suchen fand er die Littleblueberge mit dem Coleridriver und dicht daneben das Städtchen Williampol. Die Bahn, die in dieses Gebiet führte, war die Zentral-Pacific-Linie, und die Williampol am nächsten gelegene Station trug den Namen Dearbury. Von da war es nach der Karte noch eine erhebliche Strecke Wegs bis Williampol. Aus dem Kursbuch ersah O'Connel, daß der erste Zug, der in Dearbury hielt, sieben Uhr Abends abfuhr. Er kam dann am anderen Morgen gegen acht Uhr in Dearbury an. Es war jetzt noch nicht zwölf Uhr. Er hatte also noch Zeit in Hülle und Fülle, seine ersparten neuntausend Dollars bei der Commercebank abzuheben, in einem Geschäft einen neuen Anzug zu erstehen, seine persönlichen Angelegenheiten zu ordnen und sich zu der Reise auszurüsten. —

Die Sonne strahlte bereits mit ziemlicher Kraft vom Himmel, als am Morgen darauf der Zug, dem O'Connel entstieg, an der Station Dearbury hielt. Die ganze Ansiedlung bestand aus einem niedrigen, winzigen Stationsgebäude, um das sich etwa zehn Häuser gruppierten. Vor dem Stationsgebäude lungerte ein bärtiger Mann in abgetragener Kleidung herum.

„He, guter Freund," redete ihn O'Connel an, „kann ich hier einen Führer nach Williampol mit Wagen oder Pferd bekommen?"

Der Mann kratzte sich hinter dem Ohr. „Wagen," erwiderte er bedächtig, „haben wir hier nicht. Aber Pferde sind da. Was wollen Sie geben, wenn ich Sie hinbringe?"

„Was verlangt Ihr?" fragte O'Connel.

„Zehn Dollars. Aber sofort in die Hand."

„Das ist ein Riesengeld. Fünf Dollars biete ich Euch."

„Dann lauft zu Fuß. Das kostet gar nichts." Der Mann wandte sich zum Gehen.

„Ihr seid verdammt kurz angebunden, Freund," stotterte der Buchhalter. „Wie weit ist es denn nach Williampol?"

„Wenn wir gut zureiten, können wir gegen drei Uhr dort sein."

„Und Ihr wollt es nicht billiger machen?"

„Keinen Cent."

O'Connel überlegte einen Augenblick. Eine teure Gegend schien ja Dearbury zu sein! Ob es wohl in Williampol auch so sein würde? „Nun," sagte er zögernd, „ich werde Euch zehn Dollars zahlen. — Hier sind sie," fuhr er fort und öffnete das Portemonnaie, „aber dafür erwarte ich, daß Ihr in Kürze mit ein paar frommen Pferden zur Stelle seid."

„Meine Pferde sind lammfromm," erwiderte der Mann, „so wahr ich Bob heiße." Er steckte das Geld in die Tasche und schritt auf eines der Häuser zu.

Zehn Minuten später kehrte Bob mit zwei gesatteln Pferden zurück, deren Aufbäumen und Ausschlagen allerdings kaum sehr auf die gerühmte Lammfrommheit hindeuteten.

O'Connel hatte noch nie in seinem Leben auf einem Pferde gesessen.

„Versuchen Sie es nur, Herr," ermutigte ihn Bob, als er diesem seine Unkenntnis im Reiten mitgeteilt hatte. „Es wird schon gehen. Mehr als 'runterfallen können Sie ja nicht."

O'Connel setzte den Fuß in den Steigbügel, und Bob schob nach, um ihn in den Sattel zu heben. Aber in diesem Moment bockte das Pferd und feuerte nach hinten aus. Der Buchhalter flog nach rückwärts und prallte gegen Bob, den er fast umriß.

„Oho, oho!" schrie Bob. „Als Kugelfang haben Sie mich nicht mitbezahlt!"

„Ist das die Lammfrommheit Eurer Pferde?" stöhnte O'Connel, als er wieder festen Boden unter sich fühlte.

„Das Tier ist frommer wie ich," war die barsche Antwort. „Auf dem anderen können Sie erst recht nicht reiten."

Abermals versuchte O'Connel mit Hilfe Bobs das Pferd zu besteigen. Dieses Mal gelang es. Das Gepäck, das nur aus einem Reisesack mit Unterkleidung und einigem Wäschevorrat bestand, wurde hinter ihm aufgeschnallt. Dann schwang sich auch Bob in den Sattel, und nun setzte sich der Zug in Bewegung.

Es war ein einförmiges, welliges, von Präriegras bewachsenes Gelände, durch das die Reiter querfeldein den Weg nahmen. Die Sonne brannte immer heißer,

und schon nach einer Stunde schmerzten dem Buchhalter die Schenkel, als ob er auf Dornen säße.

„Wenn wir so weiterkriechen," sagte Bob, „kommen wir in acht Tagen nicht nach Williampol." Damit gab er seinem Pferde die Sporen, das sogleich einen flotten Trab anschlug.

O'Connel brauchte sein Pferd nicht anzuspornen. Es richtete sich in seiner Gangart nach dem Vorderpferde. „Oha, oha, Bob!" schrie der Buchhalter, als auch sein Pferd zu traben anfing. Aber Bob hörte nicht. O'Connel hing mehr auf dem Pferde, als er saß. Er umklammerte den Hals seines Tieres, jeden Augenblick gewärtig, über den Kopf hinwegzuschießen.

Endlich wendete sich Bob um. „Herr, wollen Sie auf dem Pferde schwimmen?" rief er zurück.

„Laßt Eure niederträchtigen Scherze sein," antwortete der Buchhalter ingrimmig. „Und wenn wir vierzehn Tage bis nach Williampol brauchen, reitet im Schritt!"

„Gut, Herr," erwiderte Bob heranreitend und O'Connel in dem Sattel wieder zurechtrückend, „wir wollen etwas mehr Schnecke werden."

Anfänglich hielt Bob sein Versprechen auch. Dann aber trieb er sein Pferd abermals an, und in kurzem schwebte O'Connel auf dem Rücken seines Pferdes wieder zwischen Himmel und Erde. Zwar gelobte Bob auf den Hilferuf O'Connels hin regelmäßig, das Tempo zu mäßigen, aber er mußte ein schwaches Gedächtnis haben, denn immer von neuem ließ er sein Pferd ausgreifen. O'Connel dünkte der Ritt eine Ewigkeit; er schmorte förmlich im Sonnenbrand, und alle seine Glieder kamen ihm geschunden und gebrochen vor, aber schließlich tauchte doch vor seinen Augen in der Ferne eine Bergkette auf.

„Das dort," sagte Bob, „sind die Littleblueberge. In die tiefe Schlucht hinein fließt der Colerid. Und da drüben," fuhr er nach links auf eine größere Häusergruppe zeigend fort, „liegt Williampol."

O'Connel atmete erleichtert auf. Endlich war er seinem Glück nahe!

Eine Stunde später hielten die Reiter vor dem Grandhotel London. Bob machte mit seinen Pferden sofort kehrt, da er mit Anbruch der Nacht wieder in Dearbury sein wollte. Niemand hätte in der erbärmlichen Bretterbude ein Hotel vermutet, wenn nicht das große Schild mit den feuerroten Buchstaben diese kühne Behauptung aufgestellt hätte. Nicht viel besser als das Hotel war die Mehrzahl der Häuser der gepriesenen Stadt Williampol. Zu seinem Bedauern konnte O'Connel an der Front des Hotels den Namen des Besitzers nicht entdecken. Ob es wirklich noch von Watsthone bewirtschaftet wurde?

Kümmerlich wie das Äußere war auch das Innere des angeblichen Hotels. Die Tische und Stühle der Gaststube waren roh aus Holz zusammengenagelt, und ein Heer von Fliegen summte durch den Raum. Hinter dem Schanktisch saß ein plumper Mann mit schwammigem, aufgedunsenem Gesicht. Er mußte geschlafen haben, denn als er O'Connel in der Mitte des Zimmers stehen sah, starrte er ihn verwundert an.

„Was verschafft mir die Ehre?" fragte er und hob die Mütze vom Kopfe.

„Kann ich hier mehrere Tage bei Ihnen wohnen und schlafen?"

„Schlafen?" Die Frage klang ziemlich unsicher, und mit gutem Grund. Denn das einzige Bett, das das Grandhotel aufwies, benützte der Besitzer selbst. Nur wenn er sich des Nachts auf die Stühle der Gast-

stube lagerte, konnte er dem Ankömmling das Bett überlassen. „Schlafen?" fragte er nochmals. „Gewiß, Sie sollen das beste Bett im ganzen Hotel haben. Womit kann ich sonst dienen, Mister —?"

„O'Connel ist mein Name."

„Mister O'Connel."

Der Buchhalter überlegte. Was sollte er in dieser elenden Spelunke genießen? Plötzlich erleuchtete ihn ein Gedanke. Wisky, das war das Stärkungsmittel, das er zu seinem Eroberungszug in dem herrlichen Williampol brauchte! „Bringen Sie mir einen Wisky," bestellte er. „Aber gut muß er sein."

„Die Getränke und Speisen meines Hotels sind alle vorzüglich," erwiderte der Wirt, als er den Wisky auf den Tisch setzte, an dem sich O'Connel niedergelassen hatte. „Das Grandhotel London in Williampol," prahlte er weiter, indem er mit der Hand den Fliegenschwarm vom Tisch verscheuchte, „ist in den ganzen Vereinigten Staaten hochangesehen."

Obwohl O'Connel eine gewisse Beklommenheit beschlich, da jetzt der Augenblick gekommen war, wo er erfahren mußte, ob der Mann vor ihm Watsthone war, mußte er doch über die Aufschneiderei lächeln. „Wie ist doch Ihr Name?" fragte er leichthin.

„Watsthone — James Watsthone," antwortete der Gefragte und lüftete die Mütze.

O'Connels Augen glänzten. Also des Besitzers des Coleridgeländes war er glücklich habhaft geworden! Jetzt hieß es, schlau zu Werke zu gehen, um den Alten zu überlisten, ohne daß er Verdacht schöpfte. Der Buchhalter trank einen tüchtigen Schluck Wisky.

„Sind Sie schon lange hier ansässig, Mister Watsthone?" fragte er.

„Schon eine Reihe von Jahren."

„Ich wollte eigentlich mit dem Scheriff verhandeln, aber inzwischen können Sie mir ja einigen Bescheid geben. Ich will mich hier ankaufen. Ist hier billiges Land zu haben?“

„Land in Unmenge. So viel Sie haben wollen. Sich hier in Williampol anzusiedeln, ist ein sehr kluger Gedanke. Unsere Stadt hat eine kolossale Zukunft. Sie kann in wenigen Jahren Hunderttausende von Einwohnern zählen.“

„Den Eindruck habe ich auch,“ sagte O'Connel in einem Ton, der es zweifelhaft ließ, ob er im Ernst oder Spott sprach. „Aber ich kann nicht beliebiges Land gebrauchen, sondern nur solches mit Wasserkraft, also am Colerid.“

„Am Colerid?“ stieß Watsthone hervor, und seine kleinen Augen quollen aus dem aufgedunsenem Gesicht hervor. „Am Colerid?“ fragte er nochmals gespannt.

„Ja. Der Scheriff wird mir dort leicht Land nachweisen können?“

„Das wäre gar nicht nötig.“

„Wieso?“

„Ich besitze dort selbst Land, und bei einem angemessenen Angebot würde ich vielleicht geneigt sein, Ihnen zu Gefallen es zu verkaufen.“

„So,“ sagte O'Connel und unterdrückte mit Mühe den Jubelschrei, der sich ihm entringen wollte. „Aber das Ufergelände, das ich suche, muß bestimmte Eigenschaften haben. Es muß völlig eben und breit, sehr breit sein.“

„Mein Land ist eben und breit, außerordentlich breit,“ log Watsthone.

„Es darf nie vom Hochwasser überschwemmt werden.“

„Nicht mit einem Tropfen überschwemmt es der Colerid,“ beteuerte der Besitzer des hochangesehenen

Grandhotel London. „Was wollen Euer Gnaden übrigens auf dem Gelände errichten?"

O'Connel wurde unruhig. Diese Frage hatte er erwartet. Aber was sollte er erwidern? Er trank seinen Wisky aus. Jetzt wußte er die Antwort. „Ich will dort ein Sägewerk mit Wasserkraft anlegen."

„Ein Sägewerk?" entfuhr es Watsthone.

„Ja," entgegnete O'Connel gleichmütig. „Das Hinterland muß also Holz haben."

Watsthone lächelte verschmitzt. „Holz gibt es da so dicht wie Schneeflocken. Aber mein Land hat noch besondere Vorzüge. Es steht am Gehänge der Berge Gips wie Sand am Meer an. Wenn wir hier eine Eisenbahn hätten, könnte ich durch den Gipsabsatz reich wie Vanderbilt werden."

„Auf eine Eisenbahn können Sie noch hundert Jahre warten," warf O'Connel zaghaft ein.

„Leider — leider," stöhnte Watsthone. „Aber in meinem Land finden sich sogar noch Rubine vor."

„Rubine?" fragte O'Connel mit gut erheucheltem Erstaunen.

„Ja, Rubine. Die Leute haben sie händevoll, körbevoll, nein säckevoll davongeschleppt. Über fünfhundert Kerle haben dort gearbeitet. Sie sind alle reich geworden, unmenschlich reich, bloß ich nicht."

„Und jetzt ist kein Rubin mehr dort vorhanden?"

„Oberflächlich — nein. Aber in der Tiefe können noch Unmengen sitzen."

„Nun, auf alle Fälle kann ich mir das Land ansehen. Besorgen Sie einen Wagen, damit wir hinausfahren können."

Watsthone schob die Mütze verlegen hin und her. „Ansehen?" würgte er. „Das Land ist für Sie so unnennbar geeignet, daß Sie es gleich —"

„Ich werde doch nicht," unterbrach ihn O'Connel, „das Gelände wie die Katze in dem Sacke kaufen."

„Wagen und Pferd habe ich selbst," versetzte Watsthone nach einer Pause. „Aber was soll aus meinem Hotel werden?"

„Das schließen Sie inzwischen einfach zu. Die lieben Williampoler werden Ihnen währenddessen weder das Haus stürmen noch verdursten." —

Eine Viertelstunde später rasselte ein gebrechliches Gefährt, gezogen von einem elenden Klepper, zum Colerid hinaus. Als man den Eingang des Tales erreicht hatte, schirrte Watsthone das Pferd ab und ließ es grasen. Besorgnis, daß es ihm entlaufen würde, brauchte er nicht zu hegen, denn ohne einen kräftigen Antrieb mit der Peitsche bewegte sich das stolze Roß nicht freiwillig. O'Connel und Watsthone traten ihre Wanderung in das Tal hinein an.

Der Colerid rauschte mit wirbelndem Wasserschwall neben ihnen her. Sonst war das Land ganz so, wie es der Ingenieur geschildert hatte. Rechts ragten schroffe Bergwände empor. Am linken Ufer zog sich ein breites Gelände hin, hinter dem dann die Berge aufstiegen. Kümmerliche Grasbüschel bedeckten das Felsgestein, die die Sonnenglut fast völlig versengt hatte.

„Ist das hier Ihr Land?" fragte O'Connel.

„Nein, Euer Gnaden," erwiderte Watsthone gepreßt. „Es liegt einige Schritte weiter hinten."

Nach etwa halbstündiger Wanderung verengte sich das Tal auch auf dem linken Ufer mehr und mehr. Die Berge traten näher an den Fluß heran, und immer schmäler wurde der Uferstreifen, der sich zugleich tiefer und tiefer senkte.

„Dort, wo der Steinhaufen ist, beginnt mein Land," sagte Watsthone kleinlaut.

O'Connel pochte das Herz, als er den Fuß auf den Boden setzte, von dem er hoffte, daß er bald ihm gehören werde. Das Glück, das heißersehnte Glück lag vor ihm. Die unteren Teile der Bergabhänge waren wie mit weißem Puder überstreut. Darüber erhob sich Porphyrfels, und auf der Höhe stand ein dünner Fichtensaum. An einer Reihe von Stellen war der weiße Bergfuß zerwühlt und ausgehöhlt.

„Das da ist Gips, und dies waren die Rubingruben," erklärte Watsthone, während sie dahinschritten.

„Sind die drei Fichten da oben der ganze Holzbestand?" fragte O'Connel.

„Weiter in den Bergen, Mister O'Connel, gibt es noch Holz wie — wie Schneeflocken," erwiderte Watsthone ausweichend.

„Das Land scheint oft überschwemmt zu werden," fuhr O'Connel fort und blickte auf den feuchten weißen Gipsschlamm, der auf seine Stiefel spritzte.

„Nie — niemals," versetzte Watsthone. „Die Feuchtigkeit muß wohl vom Tau herrühren. Der Colerid ist froh, wenn er selbst Wasser genug hat."

Immer enger und schmäler wurde der Uferstreifen.

„Das Gelände ist verwünscht schmalbrüstig," bemerkte der Buchhalter.

„O, o, o!" machte Watsthone. „Es ist eine der breitesten Stellen des Coleridtales. „Das ganze großartige Gipslager gehört zu meinem Besitz."

Weiterhin beschrieb der Fluß eine Krümmung. Als die Wanderer diese umgangen hatten, ragte vor O'Connels leuchtenden Augen ein gewaltiger Felsturm auf, der den Uferstreifen fast völlig versperrte — die Coleridnäs.

„Heiliger Patrick von Dyndall!" schrie der Buchhalter. „Jetzt ist ja die Welt hier gar mit Felsen verrammelt!"

„Ja, etwas steinig ist es hier," antwortete Watsthone entschuldigend. „Hier endigt aber auch mein Land."

„Was bedeuten die Schriftzüge auf dem Felsen dort?" fragte O'Connel.

„Das sind die Namen der Männer, die durch das Rubingraben unermeßlich reich geworden sind. Aus Dankbarkeit haben sie sich dort verewigt."

„Jetzt können wir wieder umkehren."

„Gefällt Ihnen mein Land? Wollen Sie es erwerben, Mister O'Connel?"

„Das werden Sie hören, wenn wir in Ihrem Hotelpalast angelangt sind," entgegnete O'Connel mit nachdenklicher Miene.

Als die beiden Männer wieder im Gastzimmer des Hotels London saßen, begann O'Connel: „Nun, was verlangen Sie für das Land, Watsthone?"

Der Angeredete räusperte sich. „Ich habe dafür sechzigtausend Dollars bezahlt. Damals hatte es allerdings noch Rubine. Aber ich denke, vierzigtausend Dollars wird es auch jetzt noch unter Brüdern wert sein."

„Bringen Sie mir ein Blatt Papier und Schreibzeug," sagte O'Connel kurz.

Als das Verlangte gebracht war, schrieb er einige Zeilen auf das Blatt, legte sodann seine Brieftasche auf den Tisch und forderte sich einen Wisky, den er leerte. „Vierzigtausend Dollars zu verlangen," prasselte es aus ihm heraus, „ist eine Unverschämtheit, wie ich sie noch nie erlebt habe. Kaum so viel Cent ist das Land wert mitsamt der Coleridnäs."

„Coleridnäs?" stammelte Watsthone. Sein sonst so rotes und pralles Gesicht war blaß und welk geworden. „Woher wissen Sie den Namen?"

„Ich weiß alles," donnerte O'Connel. „Ich weiß, daß Sie an Mister Shamperwield überhaupt nur dreißigtausend Dollars gezahlt haben und mit dem Rubinland bis über die Nase hereingefallen sind. Ich weiß, daß die Rubinensucher arm wie die Kirchenmäuse davongingen. Ich weiß, daß das Land bei jedem Hochwasser des Colerid überschwemmt wird. Ich weiß, daß dort kein Wald vorhanden ist, während Sie versicherten, es gäbe Holz so dicht wie —"

„Schneeflocken," unterbrach ihn Watsthone, froh, den kalten Sturzguß einen Augenblick aufhalten zu können. „Das stimmt. Ich bin stets ein Freund der Wahrheit. Schneeflocken liegen auf den Littlebluebergen nie."

In O'Connels Gesicht zuckte keine Muskel. „Das ist auch das einzige wahre Wort, das Sie gesprochen haben. Jetzt passen Sie auf, was ich sage." Er zählte aus seiner Brieftasche eine Anzahl Geldnoten ab und legte sie auf den Tisch. In seiner Erinnerung tauchten die Worte auf, die der Ingenieur in der Unterredung mit dem Direktor der Perseverance gebraucht hatte. „Ihr Land," fuhr er mit dröhnender Stimme fort, „ist keinen Pappenstiel wert! Keinen Pappenstiel! Sie liegen hier in Williampol in Ihrem Hotel London an der Kette und brennen darauf, diesem Nest hier lieber heut nachmittag als heut abend entrinnen zu können. Aus reiner Menschenliebe und Mitleid zu Ihnen biete ich Ihnen aber trotzdem eine hochanständige Summe. Hören Sie zu, was ich auf dieses Blatt Papier geschrieben habe. Kaufvertrag," las O'Connel. „Am heutigen Tage verkaufe ich an Herrn Daniel O'Connel mein am Colerid gelegenes Land mit der Coleridnäs samt allen Gerechtsamen für fünftausend Dollars und bescheinige, die Summe sogleich empfangen zu haben."

— Der Buchhalter legte das Blatt Papier auf den Tisch. „Wenn Sie eine Sekunde zögern, den Vertrag zu unterschreiben, gehe ich zum Scheriff und erkundige mich nach passenderem Gelände.“

Als Watsthone den Betrag von fünftausend Dollars nennen hörte, blitzte es in seinem Gesicht wie Wetterleuchten auf. Im nächsten Augenblick ergriff er die Feder, unterschrieb den Kaufvertrag und steckte die Geldnoten ein. „So,“ sagte er, vor Lachen nach Luft schnappend, „die Coleridnäs mit allem, was darum hängt, gehört Ihnen und eine Flasche Wisky gebe ich noch obendrein zum besten.“

O'Connel schob den Kaufvertrag sorgfältig in seine Brieftasche. Er lehnte sich weit auf seinem Stuhl zurück und schloß die Augen. Jetzt hatte er das Glück eingefangen!

Watsthone brachte eine Flasche Wisky und füllte die Gläser. In durstigen Zügen leerten beide Männer sie mehrmals.

„Da am Colerid kein Holz ist,“ begann Watsthone nach einer Pause und wischte sich behaglich die Lippen, „so können Sie doch dort auch kein Sägewerk einrichten. Jetzt, wo Sie die Coleridnäs besitzen, können Sie mir ja ohne Hehl mitteilen, was Sie mit dem Land anfangen wollen.“

O'Connel trank abermals einen Wisky. In dem Freudenrausch, der ihn ergriffen hatte, befiel ihn eine tolle Lust, zu fabulieren. Er ließ seine Gedanken nach dem Colerid hinausschweifen und sah das große Gipslager vor sich. Nun wußte er, was er zu sagen hatte.

„Ich habe für das Sägewerk,“ erwiderte er überlegen, „nicht viel Holz nötig. Was fehlt, werde ich mir anderweitig heranholen. Aber den Gips brauche ich.

Ich werde kein gewöhnliches Holz zurichten, sondern Kunstholz. Das Holz wird zu Sägemehl verarbeitet, mit Gips und Fischleim vermengt und in Formen gepreßt. Auf einen Druck mit den Formenpressen stelle ich ganze Stuhlbeine, Tischplatten, Schrankteile, Fensterrahmen, Türeinfassungen, Treppengeländer fix und fertig her. Die Fabrikate kommen in große Öfen und werden darin gebrannt. Es braucht nichts mehr gesägt, zugeschnitten, gehobelt oder gedrechselt zu werden. Man leimt einfach die Teile aneinander. Der Fortschritt ist ein ungeheurer. Verstehen Sie das? Ich werde draußen ein Stauwerk anlegen zum Einbau von Turbinen, die das Sägewerk und die ganze Maschinerie treiben. Ich werde großartige Brennöfen erbauen, drei, vier, fünf, ich weiß nicht wieviel. Ich selbst habe die Erfindung gemacht. Das Patent ist in allen Staaten der Welt angemeldet. Einstweilen aber werde ich das ganze Ufergelände mit fünf, sechs Fuß Felsgestein aufschütten, um es vor den Überschwemmungen zu schützen. Es wird ein gewaltiges Unternehmen und ein kolossales Geschäft werden!"

Watsthone hatte der Flunkerei mit offenem Munde zugehört. „Mister O'Connel," stotterte er ehrfurchtsvoll, „Sie sind ein großer Mann!"

„Ja, das bin ich. Aber jetzt weisen Sie mir das Bett an. Ich bin zum Umfallen müde. Morgen geht es draußen an die Arbeit!"

Eine halbe Stunde später träumte O'Connel in dem einzigen Bett des hochangesehenen Grandhotel London in buntem Durcheinander von einem Dutzend Brennöfen, von Fischleim, von seiner Nelly, die er nun bald heiraten würde, von Gipsbrei, von den Ingenieuren, von Sägemehl und von dem Riesengewinn, den er der Eisenbahngesellschaft abjagen würde.

4.

Als sich O'Connel am nächsten Morgen ziemlich spät erhob und in das Gastzimmer trat, fand er dort eine große Anzahl Männer mit Spitzhacken, Schippen und Spaten versammelt. Watsthone hatte noch am Abend zuvor seinen spärlichen Gästen den Verkauf seines Landes und die andere Neuigkeit mitgeteilt, daß am Colerid ein großes industrielles Etablissement errichtet, zuvor aber das Terrain aufgeschüttet werden solle. Die Kunde hatte sich wie ein Lauffeuer durch Williampol verbreitet und alle Arbeitslustigen nach dem Hotel London gelockt. O'Connel war dieses Angebot ganz willkommen, denn er hatte bei sich überlegt, daß er auf seinem Besitz irgend etwas vornehmen müsse, um ihn dadurch in den Augen der Eisenbahngesellschaft wertvoller zu machen und eine desto größere Abstandssumme für die Überlassung des Landes fordern zu können. Die Aufschüttung des Terrains war das Nächstliegende. Hiermit arbeitete er der Eisenbahngesellschaft geradezu in die Hände. Er wußte ja aus der Unterredung des Ingenieurs Lutschmann mit dem Direktor der Perseverance, daß auch für den Eisenbahnbau eine Erhöhung des Geländes nötig sein würde. Was er dann noch später ausführen würde, darüber war er sich allerdings noch vollständig im unklaren. Er besaß von seinen Ersparnissen noch viertausend Dollars. Davon konnte er geraume Zeit hindurch die Arbeiter bezahlen und seinen Lebensunterhalt bestreiten. Er wählte dreißig Mann von den Anwesenden aus und zog mit ihnen nach dem Colerid hinaus.

Jetzt entwickelte sich Tag für Tag an der Colerid-näs ein reges Treiben. Das erste, was O'Connel anordnete, war, daß er Bäume fällen und sich am Ein-

gang zu seinem Besitz auf dem Abhang des Bergzuges ein Blockhaus erbauen ließ. Das war fortan sein Geschäftskontor. Die innere Einrichtung wurde von Williampol besorgt und ein langes Schild an dem Giebel angeschlagen, das in metergroßen Buchstaben die Aufschrift trug: Daniel O'Connel. Sägewerk und Kunstholzfabrik Williampol-Colerid.

Sonst hatte der Besitzer des angeblichen Großetablissements der Zukunft wenig zu tun. Er beaufsichtigte die Arbeiter, die von den oberen Teilen des Bergrückens Felsgestein lossprengten, es auf das Ufergelände bis zur Coleridnäs schafften, zerkleinerten und feststampften. Aber er empfand trotz des einsamen Lebens in seinem Blockhauskontor keine Langeweile.

In der ersten Zeit war noch Watsthone öfters zu ihm herausgekommen. Seit acht Tagen war dies aber nicht mehr der Fall. Watsthone hatte sein hochangesehenes Grandhotel für hundertzwanzig Dollars an einen Einwohner von Williampol verkauft und war nach St. Paul verzogen. Die ganze Unterhaltung und Abwechslung bestand jetzt für O'Connel darin, daß er sich an den Gedanken an das Eintreffen der Eisenbahningenieure berauschte, auf die er wartete wie eine Spinne im Netz auf die Fliegen, und daß er seiner geliebten Nelly seitenlange Briefe schrieb, in denen er ihr immer wieder beteuerte, wie ihm das Glück nun unfehlbar in die Arme laufen müsse.

Er war gerade mit der Abfassung einer solchen Liebesepistel beschäftigt, als er einen Reiter auf sein Kontor herzureiten sah. Es war ein sonnenverbrannter Mann mit einem rötlichen Spitzbart. O'Connel schlug das Herz in heftigen Schlägen. War es ein Eisenbahningenieur, der die Strecke durch das Coleridtal vermessen wollte? O'Connel trat in die Tür seines Kontors.

„Habe ich die Ehre," fragte der Reiter und hob den breitkrempigen Panamahut, „Mister Daniel O'Connel zu sprechen?"

„Sehr wohl," entgegnete er und verbeugte sich.

„Mein Name ist John Leaverton," sagte der Fremde, stieg ab und band das Pferd an einen Pfahl. „Ich komme in Geschäftsangelegenheiten zu Ihnen."

„Treten Sie, bitte, näher, Mister Leaverton," versetzte O'Connel liebenswürdig. Ohne Zweifel, dachte er, es ist ein Eisenbahningenieur.

„Ich bin Bauunternehmer und komme aus St. Paul," fuhr der Fremde fort, als er in dem Kontor Platz genommen hatte.

„Angenehm," sagte O'Connel erwartungsvoll.

„Ich habe gehört, daß Sie auf diesem Terrain eine Kunstholzfabrik anlegen wollen."

„Gewiß, eine sehr große."

„Zu der Sie Brennöfen brauchen. Drei, vier oder fünf, wie man mir gesagt hat. Meine Spezialität ist die Erbauung von Brennöfen, und zwar von Ringöfen."

O'Connel war auf das tiefste enttäuscht. „Woher kennen Sie meinen Plan?" stieß er endlich hervor.

„Mein alter Freund Watsthone hat mich in St. Paul besucht und mir Ihre Absicht mitgeteilt."

O'Connel schoß das Blut in den Kopf. Wer hatte dem alten Schwätzer Watsthone den Auftrag gegeben, von seinem Unternehmen zu sprechen und ihm Bauunternehmer für Ringöfen auf den Hals zu schicken? Was sollte er dem Mann jetzt antworten? Daß er kein Geld für den Bau habe? Daß er überhaupt gar nicht daran denke und die ganze Kunstholzfabrik nur eine leere Vortäuschung von ihm sei? Er kam sich vor wie ein Schulknabe, der vom Lehrer bei einem dummen Streich ertappt worden war.

„So weit ist die Sache noch nicht, Mister Leaverton," stammelte er, nur um etwas zu sprechen, verlegen.

„Aber früher oder später müssen Sie doch die Öfen haben."

Die Unterhaltung stockte. O'Connel war es, als ob ihm die Kehle zugedrückt würde. Wie war er überhaupt auf die tolle Idee von dem Kunstholz und den Brennöfen verfallen? Wenn er diese unliebsamen Folgen vorausgeahnt hätte, hätte er nie einen Ton darüber verlauten lassen. Aber antworten mußte er dem Bauunternehmer doch. Er erhob sich schwerfällig, ging zu einem Tischchen im Hintergrunde des Zimmers und füllte sich einen Wisky in ein Glas. Der hatte ihm bisher immer gute Dienste geleistet. Auch jetzt brachte er ihm Hilfe.

„Das Verhältnis ist so, Mister Leaverton," wandte er sich zu dem Angeredeten um, „ich bin zwar der Erfinder des Kunstholzes, aber das Geld zu dem Bau der Brennöfen gibt ein stiller Geschäftsteilhaber. her. Mit dem müßte ich also erst Rücksprache nehmen."

„Wieviel Öfen brauchen Sie?"

„Drei."

„Die würden ungefähr fünfzigtausend Dollars kosten. Wenn Sie mir bei der Grundlegung der Öfen zwanzigtausend Dollars anzahlen, so würde ich den Rest erst nach der Fertigstellung verlangen."

„Ihr Anerbieten ist erwägenswert. Ich werde es meinem Kompagnon unterbreiten. Ist er einverstanden, so schreibe ich Ihnen in kurzem nach St. Paul."

Als sich der Bauunternehmer verabschiedet hatte, stützte O'Connel den Kopf in die Hände. Geld, Geld, Geld, grübelte er, das war es, was er brauchte! Denn es war ja offenbar, je mehr er auf seinem Gelände baute, eine desto größere Entschädigung mußte ihm die

Eisenbahngesellschaft bewilligen, damit er sein großartiges Unternehmen rückgängig machte und ihr das Land abtrat. Bauen, bauen, bauen! mußte seine Losung sein. Wenn er zwanzigtausend Dollars hatte, so konnte er in Kürze das Vier- und Fünffache damit verdienen. Aber woher sollte er sich die Summe verschaffen? Von einem Bekannten? Wer sollte ihm die Summe zu einem so kecken Wagnis wie dem seinigen leihen?

Er sann und sann, aber kein Helfer erschien ihm. So nahe dem Glück auf den Fersen zu sein und es doch nicht beim Schopf packen zu nennen! Plötzlich fiel ihm der Name Greenfield ein. Hatte der Bankier nicht zu ihm, als er den Petroleumdistrikt zu nennen verweigert hatte, gesagt: „Wenn Sie wieder einmal von einem gewinnversprechenden Unternehmen Kenntnis haben, so vertrauen Sie sich mir an. Ich bin immer der Mann, der auf eine Nummer setzt, die ein Treffer zu werden verspricht.“ — O'Connel lächelte selig vor sich hin: Greenfield, Greenfield, der war der Retter in der Not. —

Schon am nächsten Nachmittag ließ sich der Buchhalter von Williampol nach Dearbury fahren, wo er den Zug nach New York bestieg. Wie er vermutet hatte, traf er den Bankier am anderen Tage zur Stunde der Hauptmahlzeit wirklich in dem Pensionshaus an, in dem er selbst gespeist hatte.

„Oha!“ rief Greenfield, als er ihn erblickte. „Wo haben Sie sich so lange verkrochen, O'Connel? Ich glaubte schon, Sie wären nach Irland zurückgewandert, um dort — Ihr Glück zu machen.“

„Nein,“ erwiderte O'Connel frisch und setzte sich an dem Tisch nieder, „in Irland läge mir das Glück zu entfernt. Ich habe es näher. Und Sie, Mister

Greenfield, sollen daran teilnehmen." Dann erzählte er dem Bankier in kurzen Worten den Ankauf des Coleridgeländes, die Absichten der Eisenbahngesellschaft und das Anerbieten des Bauunternehmers. „Ich habe also zwanzigtausend Dollars nötig," schloß er. „Ich verpflichte mich, Ihnen das Doppelte zurückzuzahlen, sobald ich meinen Besitz an die Eisenbahngesellschaft verkauft habe. Es kann vielleicht nur noch einen Monat dauern, bis die Ingenieure, die die Strecke vermessen, am Colerid angelangt sind, vielleicht auch zwei Monate, ein Vierteljahr oder noch länger, aber kommen muß mir eines Tages die Eisenbahngesellschaft. Das steht so fest wie die Littleblueberge. Und abzapfen werde ich die Eisenbahngesellschaft gehörig. Unter hunderttausend Dollars verkaufe ich mein Land nicht. Außerdem müssen Sie mir Entschädigung geben für die Ringöfen, die ja wieder abgebrochen werden müssen, für die Nichtausnutzung meiner Erfindung, die ich dann nicht mehr ausführen kann, und schließlich für das Gipslager, das doch, sobald es von einer Eisenbahn berührt wird, einen enormen Wert erhält."

„Hm, hm," machte Greenfield, „nicht übel! — Sie sind also überzeugt, daß die Eisenbahngesellschaft das Land unbedingt haben muß?"

„Durchaus," versicherte O'Connel bestimmt. Er entnahm den Kaufvertrag mit Watsthone seiner Brieftasche und schob ihn Greenfield hin. „Würde ich sonst," fuhr er fort, „von meinen sauren Ersparnissen fünftausend Dollars in das Land gesteckt haben, ganz abgesehen von den Ausgaben für die Aufschüttung des Terrains? Schlüge meine Voraussetzung fehl, so wäre ich ein verlorener Mann, und mein Glück ginge auf ewig in Scherben. Meine arme Nelly würde —"

„O'Connel," unterbrach ihn Greenfield, „Sie sind

vielleicht doch ein Geschäftsmann. Gut, ich werde die zwanzigtausend Dollars riskieren. Ich werde sie Ihnen nachher in meiner Wohnung aushändigen." —

Zwei Tage später befand sich O'Connel wieder in seinem Blockhauskontor am Colerid. Er hatte noch von New York aus an den Bauunternehmer Leaverton in St. Paul geschrieben, daß er auf das ihm gemachte Anerbieten eingehe und die Erbauung von drei Ringöfen in Auftrag gebe. Eine Woche darauf rückte Leaverton mit hundert italienischen Maurern am Colerid ein.

Eine fieberhafte Bautätigkeit entfaltete sich jetzt auf dem Coleridgelände. Es wurde Felsgestein auf der Höhe des Bergzuges gebrochen, der Boden ausgeschachtet, Mörtel zubereitet, der Grund für die drei Öfen gelegt und dann Schicht um Schicht aufgebaut. —

Zwei Monate waren seit dem Beginn des Baues verflossen. Drei gewaltige Ringwälle, die schon bis über Manneshöhe emporgewachsen waren, erhoben sich auf dem schmalen Uferstreifen. Es schien, als sollte eine mittelalterliche Stadtmauer mit drei trotzigen Bastionstürmen entstehen.

Anfangs hatte sich O'Connel über den schnellen Fortgang des Baues erfreut die Hände gerieben. Je höher aber die Öfen stiegen, desto bedrückter und unruhiger wurde er. Immer waren die Vermessungsingenieure noch nicht zu sehen. Sollte man doch noch eine andere Weiterführung der Eisenbahnstrecke beschlossen haben? Wie sollte er dann an Greenfield die geliehenen zwanzigtausend Dollars zurückbezahlen? Und wie lange würde es noch dauern — und die Öfen waren fertig! Dann verlangte der Bauunternehmer den Rest von dreißigtausend Dollars. Und dann war nicht das Glück, wohl aber das Ende mit Schrecken genaht!

Immer weiter schritt der Bau voran. Eines Nach-

mittags, als O'Connel eben wieder bei sich voll Bangigkeit überlegt hatte, daß in nicht viel mehr als einem Monat die Öfen fertiggestellt sein würden, hörte er Pferdegetrappel. Er eilte an das Fenster seines Kontors. Vier Reiter näherten sich seinem Besitz. Die beiden hinteren, anscheinend die Diener der beiden vorderen, hatten ihren Pferden Stangen und Holzgestelle aufgepackt. Einen Augenblick schwand O'Connel beim Anblick der Reiter fast das Bewußtsein. Die Entscheidung war da, die Vermessungsingenieure waren gekommen!

Als die beiden vorderen Reiter vor dem Blockhaus angelangt waren, hielten sie überrascht inne.

„Was ist denn das?" sagte der eine und las das Firmenschild. „Daniel O'Connel. Sägewerk und Kunstholzfabrik Williampol-Colerid?"

„Da schlag doch ein Donnerwetter drein!" antwortete der andere und breitete einen Plan auseinander. „Hier ist keine Spur von einem industriellen Etablissement vermerkt. Das muß aus der Erde hervorgezaubert worden sein."

O'Connel schritt aus dem Kontor zu den Reitern hinab. „Mein Name ist Daniel O'Connel," sagte er gewichtig. „Was wünschen die Herren?"

„Hier durchzukommen," antwortete der eine der Reiter. „Wir sind die Ingenieure, die die neue Eisenbahnstrecke vermessen wollen."

„Die neue Eisenbahnstrecke?" fragte O'Connel erstaunt. „Soll sie etwa über mein Gelände hier gelegt werden?"

„Gewiß. Auf alle Fälle."

„Und was soll aus meinen Brennöfen werden?"

„Die werden wieder abgerissen. Wir müssen hier durch, ob Sie wollen oder nicht."

„Ehe hier die Bahn durchgelegt wird, muß ich eine Leiche sein," antwortete O'Connel hart. „Aber," fügte

er freundlicher hinzu, „steigen Sie ab, meine Herren, und kommen Sie in mein Kontor. Ich denke, wir werden unsere Angelegenheit bei einem guten Glas Wisky besser besprechen können."

— — — — — — — — — — — —

Drei Wochen später saß der Bankier Greenfield in seinem Kontor und las die eingelaufene Morgenpost. Er öffnete den letzten der eingegangenen Briefe, der den Poststempel Williampol trug. Als er ihn überflog, stutzte er. Dann weiteten sich seine Augen, er spitzte den Mund, schlug mit der Hand schallend auf den Pultdeckel und las den Brief unter einem schmunzelnden Lächeln nochmals. Der Brief lautete:

„Teurer Mister Greenfield!

Hierdurch beehre ich mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich vor einer Stunde meinen Besitz am Colerid mit allem Zubehör an die Eisenbahnbaugesellschaft Perseverance verkauft habe. Die mir geliehenen zwanzigtausend Dollars, sowie der gleich hohe Verdienst, der auf Sie entfällt, stehen Ihnen zur Verfügung. Man versuchte in den Verhandlungen anfänglich meine Forderung durch die Drohung herabzudrücken, daß man, wenn ich den Preis nicht ermäßigte, die Littleblueberge untertunneln oder umgehen werde. Darauf habe ich erwidert, diese Bahnanlage würde der Perseverance immer noch vierhunderttausend bis fünfhunderttausend Dollars mehr kosten, als wenn die Strecke über mein Gelände gelegt und mir dafür zweihunderttausend Dollars gezahlt würden. Diese fachmännische Abschätzung verblüffte und wirkte. Man hat mir also zweihunderttausend Dollars bewilligt. Meine Nelly habe ich schon vor vierzehn Tagen telegraphisch aufgefordert, nach New York zu kommen, da wir uns Mitte nächsten Monats verheiraten werden. Sie schwimmt jetzt schon auf dem Ozean. Ich

lade Sie, Mister Greenfield, zu unserer Hochzeit hiermit herzlichst ein.

Vielleicht wird es Sie auch interessieren, etwas von den Petroleumbohrungen Hooleys, meines früheren Chefs, und Whitakers zu hören. Ich habe vor kurzem in Erfahrung gebracht, daß man zwar nicht auf Petroleum, wohl aber auf eine Schlammquelle gestoßen ist. Die Bohrungen sind eingestellt, und gegen dreihunderttausend Dollars fruchtlos verpuddelt worden. Sie sehen, recht kluge Köpfe können auch einmal recht dumm handeln. Das Glück, das mir zu teil geworden ist, erachte ich als eine Belohnung für meine Treue gegen Hooley und meine Ehrlichkeit, die mich damals Ihr Anerbieten zurückweisen ließ.

In einigen Tagen treffe ich selbst in New York ein, wo ich am Ersten nächsten Monats ein Bureau im Auftrage der Perseverance in der unten angegebenen Straße eröffne. Denn die Gesellschaft wird den Abbau meines früheren Gipslagers am Colerid in Angriff nehmen. Mit dem Vertrieb der Gipsausbeute bin ich betraut worden, da ich mir bei dem Verkauf meines Geländes kontraktlich ausbedungen habe, als Geschäftsleiter für zehn Jahre mit einem jährlichen Gehalt von zehntausend Dollars angestellt zu werden.

Im übrigen bin ich noch immer derselbe Mensch wie früher. Nur trinke ich jetzt jeden Morgen einen Wisky. Aber nur einen einzigen, wogegen auch meine Nelly hoffentlich nichts einzuwenden haben wird.

Bis zum Wiedersehen mit freundschaftlichem Gruß Ihr unendlich glücklicher

Daniel O'Connel.

Welt-Gipswerke Williampol-Colerid.

Hauptgeschäftsstelle: NewYork, Brooklynstreet 101—15."

Ein vierhändiges Genie.

Aus einem Affenleben.

Von Lothar Brenkendorf.

Mit 4 Illuſtrationen. (Nachdruck verboten.)

Er führte den nicht ſehr geſchmackvoll gewählten Namen „Konſul“ und unterſchied ſich, abgeſehen von Bekleidung und Gebaren, äußerlich in nichts von einem gewöhnlichen Schimpanſen. Er hatte den verſchwindend kurzen Hals, die langen oberen Gliedmaßen, den wulſtigen Mund, die großen Ohren und die platte Naſe ſeiner Gattung. Nur in dem Blick der kleinen Augen war nach der Verſicherung aller, die ihm während ſeines Erdenwallens nähergetreten, etwas nachdenklich Träumeriſches, das auf eine höher entwickelte Intelligenz hindeutete.

Und einer ſolchen durfte Konſul ſich in Wahrheit rühmen. Wohl war er nicht der erſte aus dem Affengeſchlecht, den man aufrecht in menſchlicher Kleidung einherſtolzieren, mit Meſſer und Gabel von einem Teller eſſen und ähnliche, bei einem Tiere einigermaßen erſtaunliche Vorrichtungen ausführen ſah, aber was ihn zu einem Genie unter ſeinesgleichen machte, war die Tatſache, daß ſeine Kunſtfertigkeiten nicht das Ergebnis einer mühſamen Dreſſur, ſondern

lediglich die Äußerungen einer Beobachtungs- und Nachahmungsgabe waren, wie sie sich selbst unter den gescheitesten Affen nur selten finden dürfte.

Es war zuletzt in der Tat dahin gekommen, daß

Konsul bei der Lektüre.

dieser vierjährige Schimpanse nicht nur Haltung und Bewegungen, sondern zu einem guten Teil auch die Lebensgewohnheiten eines menschlichen Wesens angenommen hatte, und zwar in einem Maße, das ihn zu der Sehenswürdigkeit machte, als die er denn auch in der Welt herumgeführt wurde.

Den größeren und wohl auch glücklicheren Teil seines

Lebens hatte Konsul jenseits des großen Wassers, zu Coney-Island bei New York, zugebracht, wo er von seinem Eigentümer Frank C. Bostock, dem Besitzer vieler Tierseltenheiten, in richtiger Erkenntnis seines Wertes mit ganz besonderer Fürsorge behandelt wurde.

Man hatte ihm eine Wohnung zugewiesen, um die

Im süßen Nichtstun.

Hunderttausende aus dem Menschengeschlecht ihn hätten beneiden können, ein Quartier, darin es an nichts fehlte, was selbst des anspruchsvollsten Affen Herz sich wünschen mag. Und in dieser luxuriösen Umgebung entwickelten sich die geistigen Eigenschaften Konsuls zu einer ungeahnten Höhe.

Ein intelligenter jugendlicher Neger, den man ihm als Wärter und Spielgefährten beigegeben, und von dem

er bis zu seinem Tode ganz unzertrennlich war, wurde sein leuchtendes Vorbild. Von ihm lernte er, wie man sich mit Anstand in menschlicher Kleidung bewegt, wie man mit Grazie Messer und Gabel führt, wie man sich den Anschein gibt, aufmerksam in einem Buche zu lesen, und wie man sich die Langeweile mit einer Zigarre oder Zigarette vertreibt.

Von irgendwelcher Dressur war dabei niemals die Rede. Der kluge Schimpanse ahmte eben einfach nach, was ihn an dem Gebaren seiner Umgebung interessierte, und gelegentliche Rückfälle in seine tierischen Gewohnheiten schienen ihn selbst nachträglich jedesmal mit Beschämung zu erfüllen.

Einen besonders schlagenden Beweis hochentwickelten Verständnisses für die Segnungen menschlicher Kultur lieferte er aus Anlaß einer Erkrankung, die selbst zweibeinige Geschöpfe nicht immer im Lichte höherer Wesen erscheinen läßt.

Sehr unzweideutig hatte er eines Tages zu erkennen gegeben, daß sein sonst vorzügliches Gebiß plötzlich der Sitz heftiger Schmerzen geworden sei, und eine ärztliche Untersuchung, die er sich geduldig gefallen ließ, ergab die Notwendigkeit, drei der mächtigen Backenzähne zu entfernen.

Nicht ohne Bangen sah man der Operation entgegen. Eine Narkotisierung erschien nicht rätlich, und bei den immerhin sehr respektablen Körperkräften des Schimpansen mußte man sich auf den heftigsten Widerstand gefaßt machen, sobald er die fürchterliche Zange an seinem schmerzenden Zahne fühlen würde. Nicht weniger als sechs Personen traten deshalb zur Assistenz des Zahnarztes in Aktion. Aber sie erwiesen sich als vollkommen überflüssig, denn nachdem der erste Zahn entfernt worden war, sprang der Affe zwar von seinem

Konsul als Sportsmann.

Marterstuhle auf, doch nur um den Operateur dankbar und zärtlich zu liebkosen, wie er es sonst nur mit seinem jungen Negerfreunde tat, und ohne erst eine Aufforderung abzuwarten, setzte er sich dann wieder zurecht, um auch die beiden anderen Störenfriede ohne alles Sträuben entfernen zu lassen.

Solange er in Amerika weilte, war Konsuls Gesundheit stets eine ausgezeichnete. Er aß und trank mit vortrefflichem Appetit, nahm täglich sein Erfrischungsbad am Seegestade und erholte sich in einem zehn- bis vierzehnstündigen Schlummer von den Anstrengungen seines Sybaritenlebens.

Sein Unglück aber wollte, daß menschliche Gewinnsucht sich seiner bemächtigte, und daß man aus seiner Klugheit Kapital zu schlagen beschloß. Der arme Konsul wurde an einen Schausteller verpachtet und mußte, nachdem sein Leben bei einer wagemutigen Gesellschaft sehr hoch versichert worden war, die Reise über das Weltmeer antreten. Als Passagier der ersten Kajüte legte er sie bei leidlichem Wohlbefinden zurück und begab sich zunächst nach Paris, wo er in einem der vornehmsten Hotels Wohnung nahm und die Bewohner der französischen Hauptstadt bei seinem ersten öffentlichen Auftreten in helles Erstaunen setzte.

Seine drollige äußere Erscheinung — er hatte ganz das Aussehen eines nachdenklich veranlagten alten Irländers — sein würdevolles, gesetztes Wesen und die gelassene Selbstverständlichkeit seines Gebarens unterschieden ihn auf den ersten Blick von allen dressierten Affen, die man bisher gesehen hatte.

Er lenkte sein kleines Automobil mit der Geschicklichkeit eines Chauffeurs, speiste mit dem Behagen eines Feinschmeckers, teilte mit der Herablassung eines Grandseigneurs seine Händedrücke aus und nahm, wenn

er am Klavier ſaß, mit geradezu überwältigender Komik die Manieren eines Virtuoſen an, ohne daß er dabei nur ein einziges Mal der Verſuchung unterlegen wäre, ſeiner Affennatur nachzugeben und „vierhändig“ zu ſpielen.

Innerhalb weniger Tage war er der Liebling der Pariſer und das Geſpräch des Tages geworden. Aber

Ein „vierhändiger“ Virtuoſe.

kontraktliche Verpflichtungen riefen ſeinen Herrn nach London und ſpäter nach Berlin.

Wohl wurde es ein Triumphzug für Konſul, aber gleichzeitig auch ein Todeszug. Dem Nebeldunſt der Themſeſtadt war ſeine Konſtitution nicht gewachſen, und bei der Ankunft in Berlin trug er den Keim der verderblichen Krankheit, die früher oder ſpäter das Schickſal aller nach Europa verpflanzten Affen iſt, bereits in der Bruſt.

Mit der Tapferkeit und Ergebung eines Philosophen hielt er sich noch eine Zeitlang aufrecht, zeigte sich Abends in einer Zirkusarena dem jubelnden Publikum und nahm nach der Vorstellung im Speisesaal eines vornehmen Restaurants seine Abendmahlzeit, wobei er nur sehr selten eines der gefüllten Champagnergläser zurückwies, durch die seine Verehrer ihm ihre Bewunderung zum Ausdruck zu bringen trachteten. Es gibt glaubwürdige Zeugen, die den Schimpansen wiederholt mit einem veritablen „Affen" gesehen haben wollen. Diese ausschweifende Lebensweise, an der schon so manches verhätschelte Genie zu Grunde gegangen ist, mag denn auch das Schicksal des armen Konsul wesentlich beschleunigt haben.

Er starb trotz sorgfältigster ärztlicher Behandlung nach einem Krankenlager von wenigen Tagen an der Lungenentzündung. Aber er bewahrte bis zum letzten Augenblick die gefaßte und würdevolle Haltung, die ihn so hoch über alle Vierhänder seiner Gattung erhoben hatte.

Auf den telegraphisch kundgegebenen Wunsch seines trauernden Besitzers wurde er ausgestopft, und ein paar Tage lang pilgerte ganz Paris, wohin man die traurigen Überreste des vor wenigen Wochen erst in strotzender Lebensfülle von seinen Freunden Geschiedenen gebracht, zu dem ausgestopften Schimpansen wie zu dem öffentlich aufgebahrten Leichnam irgend eines großen Mannes.

Heim!

Eine Weihnachtserzählung aus den Bergen.

Von Otto Behrend.

(Nachdruck verboten.)

Das war noch ein luſtiger Nachmittag im Atelier geweſen, während der graue Dezemberhimmel ſich über den Dächern ſpannte. Einen ganz beſonders guten Kaffee hatte das Lenerl ihrem Hermann auf der ſummenden Maſchine gekocht und viel Kuchen dazu aufgetiſcht, von dem ſie allerdings ſelbſt das meiſte naſchte, denn Süßigkeiten aß ſie für ihr Leben gern. Dann war noch der lange Witter und der Türk gekommen, den ſie ſo nannten, weil er zu Hauſe ſtets einen roten Feß ſchief auf dem Kopfe trug, und das Lenerl hatte die Flaſche Sizilianerwein aus der Ecke neben der Kommode hervorholen müſſen. Unter fröhlichem Geplauder und Scherzen ſtießen ſie miteinander an, aber die eine Flaſche reichte nicht weit. Das Lenerl mußte die vier Treppen hinunterſpringen über die Straße in die Filiale der Weinhandlung und zwei Flaſchen Kaiſerſekt holen. Der perlte noch ganz anders in den Gläſern, die Wangen röteten ſich.

Das Mädchen ſaß neben ihrem Maler, der den Arm um ihre Schultern gelegt hatte.

„Gelt, Hermann, du fahrst mir gesund?“ Sie strich ihm dabei mit der Hand über das kurzgeschorene Haar und sah zu ihm nieder.

„Nu natürlich,“ entgegnete er, zu ihr aufblickend.

„Und vergißt nit ganz auf mich bei deinen Leuten?“

„I wo werd' ich! — Mein Lenerl vergessen!“ Er drückte sie an sich.

„Prosit, Witter, wir trinken mittlerweile eins,“ sagte der Türk, nachdem er den blauen Rauch seiner Zigarette weit von sich geblasen hatte.

Die Gläser klangen zusammen.

„Schaut's nit daher, ich muß Abschied nehmen von meinem Hermanderl,“ sprach das Lenerl und drückte dem hübschen, frischen jungen Mann einen heißen Kuß auf den Mund. „Ist's denn gar so weit bis nach dem Oldenburg?“

„Morgen mittag bin ich zu Hause.“

„Und vergißt nit ganz auf mich?“

„Aber Lenerl — Weihnachten dich vergessen!“ Er legte beide Hände auf ihre Schultern und hielt die jugendlich schlanke Gestalt in Armesweite von sich, sie mit vollem Blicke betrachtend. „Mein Braunauge!“

„Das wäre ein Bild,“ sprach der lange Witter.

Der Türk zog schon mit gewandter Hand seine Striche auf einem auf dem Tisch liegenden Briefumschlag. „Und ‚Ob ich dich liebe!‘ würde ich daruntersetzen,“ sagte er.

„Was redet ihr zwei da?“ fragte das Lenerl, den Kopf wendend.

„Nichts, was dich angeht, Fratzerl.“

„O du —“

„Lenerl,“ sagte Hermann Hagen, „hol' mal den großen Karton, der im Nebenzimmer steht, der gestern morgen gebracht wurde.“

„Mit dei'm neuen Anzug?"

„Guck nach, was darin ist."

„Am End' gar —?" Sie sah ihn fragend an, dann wurde sie ungeduldig, riß sich los und eilte ins Nebenzimmer. Die drei sahen ihr nach, Hagen hatte sich erhoben.

Da ertönte ein heller Jubelschrei, man hörte den Deckel des Kartons zu Boden poltern, und gleich darauf kam das Lenerl jauchzend wieder zur Tür hereingestürmt, einen roten Abendmantel schwingend, der mit glänzender grauer Seide gefüttert war.

„O du Lieber, du Guter!" Ganz außer sich warf sie sich in die Arme des Malers. Aber zitternd vor übergroßer Freude entzog sie sich ihm alsbald wieder, und husch! lag der Mantel auf ihren Schultern. Einiges Zupfen mit den Händen, ein paar Rucke mit den Schultern, während sie zugleich vor den Spiegel trat — sie hatte das schon gelernt, seit sie in der Stadt war.

„O du mei, du mei!" Sie war vor Entzücken ganz närrisch, als sie sich in dem herrlichen Mantel erblickte, das zierliche, mutwillige Lockenköpfchen so keck dem Pelzbesatz des Halskragens aufgesetzt.

Den hatte sie sich schon den ganzen Winter gewünscht, mit heimlichem Neid hatte sie immer die vornehmen Damen in den prächtigen Abendmänteln angeschaut, während sie im einfachen Jakett ging, aber viel darüber geredet hatte sie nicht. Ihr Hermanderl oder ihr Manderl, wie sie ihn auch kurzweg nannte, schenkte ihr so wie so schon viel. Freilich malte er dafür ja nach ihr und sagte immer, wie viel ihm das wert sei, und sie war auch ganz stolz darauf. Aber den schönen Mantel war das doch nicht wert — das glatte rote Tuch! Liebkosend strich sie darüber hin. Der Pelzbesatz und innen lautere, blanke Seide

— o, das verstand sie schon! Aber die wagte sie kaum anzufassen.

Sie wollte den Mantel gar nicht wieder ablegen, spazierte im Atelier vor den Freunden auf und ab, flog dann wieder ihrem Hermann um den Hals, und schließlich zog sie ihn mit sich und hüllte ihn mit in den weiten Mantel ein. Und sie versteckten die Köpfe im Pelzbesatz und wisperten zusammen.

Der Türk trällerte ein Liedchen, Witter, weit im Stuhle zurückgelegt und die langen Beine vorgestreckt, schnippte kleine Stückchen zerbröckelter Pastellstifte nach den beiden. Aber die waren nicht zu stören.

„Und nun, Schatzerl" — Hagen machte sich sanft frei — „ich glaube, es wird Zeit, ich darf den Zug nicht verpassen."

„Ich laff' dich nicht." Sie packte ihn an den Armen.

„Ich muß, Lenerl — sei vernünftig! In vierzehn Tagen bin ich wieder da."

„Vierzehn Täg —" Das Mädchen starrte auf einmal ganz trübselig vor sich hin.

„Die vergehen wie im Fluge, und dann kommt die Redoutenzeit. Da tanzen wir, wo nur was los ist."

Aber auch diese verlockende Aussicht machte keinen Eindruck aufs Lenerl, das sich doch sonst so gern von den Redouten hatte erzählen lassen und gar nicht die Zeit ihres Beginns hatte erwarten können. Fürs Tanzen ließ sie ihr Leben. Doch das Mädchen war wie ausgewechselt. Sie stand sinnend.

„Ich mein', du solltst Heiligabend mit mir feiern," sagte sie dann plötzlich.

„Aber Kind" — es klang sehr vorwurfsvoll — „ich muß doch zu meinen Eltern. Das weißt du doch. Viel lieber bliebe ich ja bei dir, doch was sollte ich ihnen wohl schreiben?"

„Daß du krank biſt," kam es ſchnell heraus. „Kannſt ja ſchreiben, daß es nix Schlimmes iſt, nur ſollſt du nit reiſen bei dem vielen Schnee, hätt' der Doktor geſagt," ſetzte ſie hinzu. „Der Herr Witter bleibt ja auch bei der Mizzi, und der Türk fahrt auch nit."

„Sei mal vernünftig, Lenerl. Du weißt doch, der Lange iſt erſt ſeit ein paar Wochen wieder hier, und für Wehnert iſt die Reiſe viel zu weit nach Königsberg."

„Du feierſt halt mit uns, Lenerl," rief Witter.

„I mog net." Sie verfiel nun völlig in ihren heimiſchen Dialekt.

„Aber Lenerl, hör einmal" — Hagen nahm ſie bei der Hand — „es war doch alles ſo abgeſprochen. Du feierſt mit bei dem Langen —" Er redete weiter auf ſie ein, die Freunde gaben ihr Teil dazu, und das Lenerl war ſchließlich immer zu überreden, wenn ſie auch plötzlich einmal ihre eigenen, oft halsſtarrigen Gedanken herausſteckte. So ward ſie auch jetzt wieder zufrieden unter dem Zuſpruch der drei Freunde, freute ſich auf das Weihnachtsfeſt bei dem Langen und hatte auch wieder volle Freude an ihrem Mantel, der ihr als der ſchönſte auf der Welt vorkam.

Und in dem Mantel begleitete ſie auch ihren Hermann — es war Abend geworden — zum Bahnhof und gab ihm, als die Schaffner ſchon zur Abfahrt riefen, nach ſchnellem Blick rechts und links den Abſchiedskuß, bevor er geſchwind in den Wagen kletterte.

„Auf Wiederſehen, Lenerl!"

„Behüt dich Gott!"

Der Zug rollte aus der Halle.

Der lange Witter, der mitgekommen war, hatte ſeine Scherze getrieben und ſchwenkte nun kräftig des Mädchens Arm, in dem ſie ihr Taſchentuch flattern ließ.

Aber das Lenerl war tapfer, es ſchluckte die Tränen,

die aufſteigen wollten, hinunter und ging dann geduldig mit dem Langen.

„Wollen wir gleich einen Chriſtbaum mitnehmen?“ fragte er, als ſie bei einem Stande, wo Bäume feilgehalten wurden, vorüberkamen. „Du kannſt ihn dann morgen mit der Mizzi aufputzen.“

Das Mädchen nickte, blieb ſtehen und ſah auf die Bäume.

„Eine richtige Tanne möcht' ich gern haben,“ fuhr ihr Begleiter fort, „die hält die Nadeln. Kennſt du die? Du biſt ja aus den Bergen. Ich möchte mich nicht anführen laſſen.“

„Freili werd' i eine Tanne kennen,“ ſagte das Mädchen langſam und ging ſuchend zwiſchen den Bäumen hin. „Da“ — ſie ſtreckte die Hand aus — „der da — a echte Weißtannen.“ Sie ſtreichelte die Zweige, mit Luſt ſog ſie den friſchen, kräftigen Duft ein.

Witter kaufte den Baum, der auch hübſch gewachſen war, und gab Auftrag, ihn gleich in ſeine Wohnung zu bringen. Als er weitergehen wollte, mußte er aber das Lenerl erſt anrufen, denn es ſtand ganz in Gedanken verloren. Dann aß ſie beim Langen mit ihm und der Mizzi zu Abend, kalten Aufſchnitt und ein Gläschen Bier dazu. Erſt hatte ſie gleich wieder gehen wollen, darauf war ſie doch geblieben und hatte ſich dicht neben den Tannenbaum geſetzt. Bald plauderte ſie lebhaft, dann wieder verſtummte ſie und ſaß in tiefen Gedanken, während ihre Finger mit den Zweigen des Baumes ſpielten.

Endlich ging ſie nach Hauſe. Witter lobte noch einmal ihren herrlichen Mantel, als er ihn ihr um die Schultern legte; aber ſie hatte kaum acht darauf. Auch eine neidiſche Bemerkung der Mizzi ſchien ſie gar nicht zu hören.

„Also auf morgen abend, Lenerl — um sechs Uhr, wenn du nicht Vormittags schon kommen und den Baum mit putzen willst."

„Scho recht." Weiter sagte das Mädchen nichts, als es das Zimmer verließ.

Auf der Straße ging sie eilig dahin, aber langsam umstrich sie noch einige Verkaufsstände, wo die Tannenbäume jetzt zusammengebunden auf einem Haufen lagen. Schnee glitzerte ringsum im Schein der elektrischen Lampen, über den hohen Reihen der Häuser flimmerten die Sterne. Liebkosend strich sie mit der Hand über die Tannen. Ein bekannter Maler redete sie an, doch sie gab gar keine Antwort und lief wie gescheucht nach Hause. Bei einfachen Schneidersleuten hatte sie ein Zimmer gemietet. —

Das Lenerl war mitten in den Bergen aufgewachsen, am einsamen Lintsee. Das Gehöft ihres Vaters, eines erbgesessenen Bauern, lag auf grüner, steil ansteigender Wiese am Fuße des wilden Sassengebirges. Dicht an der Umzäunung aus krummem, gespaltenem Knüppelholz begann der ernste Tannenwald, der sich den abschüssigen Hang hinauf erstreckte, mit lichten Inseln mächtiger Buchen untermischt, deren frisches Blätterdach sich Sommers weithin breitete; dann wurde die Waldung dünner, wo das Reich der Lärchen begann, und die Latschen buschartig zusammengeduckt bergauf krochen, bis auch sie, wenige verwegene Genossen ausgenommen, vor den gewaltigen, schroff gen Himmel sich türmenden Kalksteinmassen Halt machten. Nur rauhes Gras wucherte dort noch auf schmalen Bändern, und wetterharte, buntfarbige Blumen freuten sich am wärmenden Strahl der Sonne. In winziges Erdreich der Felsspalten eingewurzelt, reckten sich auf schlankem Stiele die samtweichen Sterne des Edelweiß. Dort auch zogen

die Gemsen; tiefer unten wechselten Hirsch und Reh durch den Wald.

Ganz von Bergen umsäumt war der See, von den gewaltigsten Riesen im Süd und West, sanfter wellte sich das Gebilde grünender, mit einzelnen Gehöften durchsetzter Almhänge im Norden, doch wo zuerst am Morgen die Sonne erglühte, klaffte eine breite Lücke. Hier ging es in tief eingesenktem Tale auf schlängelnder Straße abwärts in die Strubenau, dem nächsten größeren Dorfe, und weiter, immer abwärts, nach Eibenstein, dem freundlichen Städtchen, das schon der rußige Dampf der Lokomotive erreichte.

Im See spiegelten sich der Himmel, die Berge, der Wald; smaragdgrün gleißte ein breiter Streif am Ufer, wenn nicht des Winters Eis ihn deckte, und blauschwarz, schwer wie Öl, lag seine Fläche an klaren Tagen, tief, unerschaubar hier der an den Seiten so klare Grund — ein Juwel der majestätischen Einsamkeit, ein unergründliches Geheimnis.

Nur des Sandhofbauern Gehöft lag auf den Wiesen nahe am See; außer ihm allein noch das Gasthaus zur Tanne, dessen Fensterläden aber mit dem Herbst, wenn die letzten Fremden abgezogen waren, sich schlossen. Ein kleines Dorf, kaum ein halbes Dutzend Häuschen, lag einen Büchsenschuß weit vom Südende längs der weiter ins Gebirge führenden Waldstraße.

Hier war das Lenerl aufgewachsen als das älteste unter seinen Geschwistern, ein kräftiges und dabei doch schlankes, frischrosiges Dirndl. Als sie größer wurde, hatte sie im Sommer oft im Gasthaus zur Tanne, wenn es viel zu tun gab, hilfreiche Hand geleistet, anfangs in der Küche, dann beim Bedienen der Gäste. Das flinke, resche Mädel war überall gern gesehen, es wußte ein Wort zu plaudern, und wer sich von den Stadt-

herren einen Scherz mit ihr erlaubte, der konnte einer treffenden Antwort gewiß sein.

Und das Mädel sah die schönen Kleider und Hüte und den blitzenden Schmuck der Damen; es hatte Sinn dafür, und heimliche Sehnsucht begann ihm am Herzen zu nagen. Auch gar schön mußte es in der großen Stadt sein, wo man nichts sah, als so herrliche Sachen, und sie wohl auch kaufen konnte. Da war es auch nicht so einsam und still im Winter, wie im verschneiten Haus am Berge, wo niemand viel redete, wo man oft tagelang kein „Grüß Gott" über die Lippen bringen konnte.

Manchmal war dem Lenerl schon aus keckem Munde zugerufen worden: „Komm mit, Lenerl — was willst du hier dein Leben vertrauern, so ein hübsches Mädchen!" und das Mädel hatte nicht ungern in die blitzenden Augen geschaut und im Nachsinnen erst gar nicht gemerkt, daß sich ein kecker Arm um ihre Schultern legte, bis sie sich schämig entwand. „Ach geh'n S' — was reden S' daher — was schaugn S' mi so an?"

„Weil du entzückend bist, Lenerl."

„Ach Sie — i glaub's net." Sie lief davon, aber sie glaubte es doch und sah nochmals zurück, und ihre Wangen glühten. Sie gewöhnte sich, im Vorbeigehen einen Blick in den Spiegel in der Gaststube zu werfen, und hernach tupfte sie an ihren Flechten, die schwer um den Kopf lagen, oder fuhr glättend mit der Hand übers Fürtuch. In ihrer Kammer stand sie aber oft lange vor dem Spiegel und betrachtete ihr Gesicht und fragte sich, was nur die Leute daran fänden. Und sie wußte es doch so gut, sie war zufrieden mit sich und lernte sich putzen, gar gelehrig auf jedes Wort hörend. Wie ein Kind freute sie sich, wenn ihr ein Gast vom Vorjahre ein blitzendes Ringlein mitbrachte oder eine

bunte Brosche oder sonst ein Schmuckstück oder Geschenk, das sie für etwas Kostbares hielt.

Gelegentlich hatten auch schon Damen gefragt, ob sie nicht mit wolle in die Stadt, so ein sauberes Mädchen sei wohl zu gebrauchen, und schönen Lohn gäbe es auch jeden Monat in blankem Gold und Silber. Da sann das Lenerl und sann, und immer hatte es dann einen langen, einsamen Winter zum Sinnen. Hernach kam wieder der lustige Sommer, aber gar zu schnell ging er in eifriger Tätigkeit vorüber.

Und wieder fragte eine Herrschaft, die gar gute Gäste gewesen waren, bei ihr an, als es Herbst geworden war, und die Abreise vor der Tür stand. Das Lenerl war gar nicht mehr abgeneigt, und die Herrschaft sprach mit ihren Eltern. Es waren vornehme Leute; der alte Bauer gab nach einigem Erwägen seine Zustimmung. Die Mutter wurde nicht lange gefragt, hätte auch nicht nein gesagt, denn das Geld, das das Lenerl jeden Monat auf die Sparkasse tragen sollte, blinkte gar verlockend. So kam das Mädchen in die Stadt.

Ein halbes Jahr nur blieb sie bei der vornehmen Herrschaft, die es wirklich gut mit ihr meinte. Dann gefiel es ihr nicht mehr; sie hatte gehört, daß sie es besser haben könne. Nur ihren Kopf brauche sie malen zu lassen oder ihre ganze Gestalt, wie sie sei in der heimischen Tracht, die sie in ihrem Holzkoffer verwahrte. Sie war gefallsüchtig und leichtgläubig, jeder Schmeichelei zugängig; auch erlahmte in der Stadt ihre Arbeitslust bald. Sie konnte es besser haben, sich auch Wochentags putzen und spazieren gehen, viel mehr Geld verdienen. Völlig unerfahren, war sie nicht schwer zu überreden. Sie wurde Modell.

Ihren Leuten daheim wollte sie diese Wandlung aber doch nicht schreiben, überhaupt gingen nur sehr selten

Briefe hin und her. So schrieb sie nichts, als daß sie sich verändert habe, sie bekäme jetzt mehr Geld. Da waren es die Eltern zufrieden. Sie teilte auch nur ihre neue Adresse mit. Daß sie bei einem Schneider wohnte, verheimlichte sie, sie schrieb allein den Namen. Der Maler, dem sie zuerst saß, gab ihr hierzu in allem Rat. Im Sommer lernte sie dann ihren Hermann kennen, einen Sohn reicher Eltern, und sie brauchte über nichts mehr zu klagen. Sie hatte sich schnell eingelebt in die neuen ungezwungenen Verhältnisse unter dem lustigen Künstlervölkchen.

Als sie am Abend vor Weihnachten nach Hause kam — es war bald nach neun Uhr — saßen die Schneidersleute noch bei der Arbeit, der Vater mit gekreuzten Beinen auf dem großen Tisch, die Mutter und die halbwüchsige Tochter auf der Tischkante daneben. Zwei kleinere Kinder lagen schon zusammen in einem Bette und schliefen. Die Leute waren zufrieden, es gab guten Verdienst vor dem Feste. Der gefüllte Maßkrug stand auf dem Tische.

Das Lenerl plauderte gern mit ihnen, es huschte immer einmal in die Werkstube hinüber, wenn es zu Hause war. Gebührend wurde der prächtige Mantel bewundert, und auch der Herr Hermann erhielt sein Lob. Der Schneider war Kenner, er befühlte das Tuch, die Seide — der mochte gut und gern seine siebzig, achtzig Mark gekostet haben.

„Du mei — so viel!“ rief das Lenerl, und noch einmal besah sie ihren Mantel ganz genau und betastete ihn ganz stolz.

Aber bald wurde sie einsilbig und hockte schließlich ganz verstummt auf ihrem Stuhle. Es war ihr wieder wie Tannenduft ringsum — Tannen sah sie plötzlich

vor sich, Tannen, viele Tannen, gewaltige braune Stämme mit breitfächerigen, nadelbewehrten Armen, und Berge traten hinzu, Wiesen, der See, die kleinen Fenster, das steinbeschwerte Dach des Elternhauses — und da stand die Heimat vor ihr im frischen Grün, wie sie es heute an den Tannen erschaut.

Sie sah mit starrem Auge — das Grün verblaßte, weiß färbte sich die Wiese, eine hohe weiße Schicht legte sich aufs Dach, unter welcher schneeiger Last beugten sich die Arme der Tannen, schwarz nur, klar sich herausheben schauten die kleinen, mit geschichtetem Brennholz umbauten Fenster — das Lenerl sah, wie jetzt ihre Heimat lag in der schweigenden Ruhe des Winters. Und wie mit scharfem Zahne schlug es ihr plötzlich ins Herz, daß der Schmerz aufquoll zur Brust und ihr heiße Tränen ins Auge trieb — das Heimweh ergriff sie mit voller Gewalt. Kaum vermochte sie den Gutenachtgruß zu bieten.

Verwundert sahen ihr die Schneidersleute nach.

In ihrem Stübchen aber warf sie sich aufs Bett, und unaufhaltsam quellende Tränen ergossen sich aus ihren Augen, wie fest sie auch den Kopf in die Kissen preßte. Nach einer Weile versiegte der Tränenstrom, er hatte ihr wohlgetan; sie wandte sich um und starrte weitoffenen Auges in die Finsternis.

So lag sie lange und gedachte der Heimat. Heute hatte der Vater mit dem Lenz, der nun auch schon siebzehn Jahre zählte, den Christbaum aus dem Walde geholt, und heißer Schmalzgeruch drang aus der Küche, wo die Mutter Nudeln buk. Die Monika mußte gewiß schon fleißig helfen den Teig rühren, und der kleine Franzl stand dabei und spähte, wie er sich heimlich einen Finger voll aus der weichen, süßen Masse holen konnte. Der Hies war wohl noch da, der

lange, einäugige Knecht, der vor drei Jahren aus dem Österreichischen zugewandert war, und des Moosbachers Broni dienstete wohl auch noch im Hause.

Jetzt zur Nacht standen auch die Braunen im Stall, die sich Winters schwer mit Holzfuhren plagen mußten, und die Kühe lagen zufrieden auf ihrer Streu und bewegten quer schiebend das breite Maul, wenn der Vater noch einmal mit der Laterne hineinleuchtete vorm Lichtlöschen. Ob sie ein Kalb hatten dieses Jahr, und wie viel Katzeln wohl umherschlichen?

Eines nach dem anderen zauberte das Heimweh dem Lenerl vor die Seele, so traut, so einschmeichelnd, so lind, als gäbe es dort hinten in den einsamen Waldbergen nur eitel Freude und Sonnenschein.

Es schüttelte sie, riß sie halb empor — hinlaufen hätte sie mögen, sehnend, lachend und weinend, mit fliegendem Atem ohne Rast, um nur in der Heimat zu sein zum Heiligabend, wenn die Kerzen auf der Tanne brannten und spät die Braunen vor den Schlitten gespannt wurden zur mitternächtigen Fahrt in die Christmesse.

Das Lenerl sprang vom Bett in die Stube; gleich wollte sie weg, so zog es sie. Aber es war finstere Nacht, überall in den Häusern gegenüber waren die Fenster dunkel, nur die Sterne flimmerten über den Dächern. Das Lenerl lauschte und öffnete einen Spalt weit die Tür. Auch bei den Schneidersleuten alles finster und still.

„Morgen fahr' i!" Wie ein Jubelschrei löste es sich aus der Brust, und doch quollen wieder heiße Tränen dazu. Schnell entkleidete sich das Mädchen und huschte ins Bett. Nicht zu müde durfte sie morgen sein, denn die Fahrt war lang, wohl an fünf Stunden mit der Eisenbahn, und dann galt es noch drei Stun-

den wacker zu Fuß wandern. Aber wie leicht schien ihr das alles, wie jauchzte alles in ihr. „I kimm' hoam zu Heiligabend — wenn die Kerzen brennen, tret' i eini in die Stub'n und biet' Grüaß Gott! Wie werden s' schaugn — na, die Freud'!"

Damit schlief sie ein. —

Aber noch im Dunkeln war sie schon wieder auf; die Schneidersleute machten sich eben wieder an die Arbeit, kaum war es sechs Uhr. Sie boten ihr eine Tasse Kaffee an, doch bevor das Lenerl trank, lief es hinunter in die Wirtschaft unten im Hause, wo eine alte Frau die Stube kehrte. Sie wußte, wo das blauweiße Büchlein lag, in dem alle Eisenbahnzüge standen. Nicht ohne Mühe fand sie, viel hin und her blätternd, die richtige Seite, und nun fuhr sie, auf einem Schemel hockend, das Büchlein auf dem übergeschlagenen Knie, mit dem Finger die Zeilen entlang. „Um halber achti" — sie sah zurück nach der tickenden Wanduhr — „da kimm' i Mittags auf Eibenstein — geh' i drei Stund' — die muaß i hab'n bei dem vielen Schnee — bin i halber zwoa — drei" — sie setzte einen Finger nach dem anderen auf — „halber vieri dahoam. Aber dös ist z' fruah — den Christbaum will i sehen schon überm See, und dann will i laufen auf der Straß' um den See umi, wie a Hundl, das letzte End', und unter all die vielen Kerzen sag' i mei Grüaßgott. — Und i muaß doch auch was Geschenkts bringen aus der Stadt," überlegte sie, „dem Vater, der Mutter, den Geschwistern, auch dem Hies und der Broni. Sel muaß i noch kaufen. Um elfi kann i aa fahren" — wieder tupfte der Finger die Zeilen entlang — „da kimm' i um vieri auf Eibenstein, und um fünf — sechs — um sieben kimm' i hoam, da hat der Vater grad die Kerzen angezunden."

Ein förmliches Fieber ergriff das Mädchen, es sprang auf und rannte wieder die Treppen empor.

Und richtig saß das Lenerl um elf Uhr im Zuge, im roten Mantel, eine schwarze Handtasche neben sich, die sie ängstlich hütete. Etwas zu essen war darin, Kuchen, den sie sich gekauft hatte. Aber deshalb drückte sie die Tasche nicht so an sich. Sie hatte auch die Geschenke hineingepackt: für den Vater eine kurze Pfeife mit Porzellankopf, eine richtige Gams war darauf gemalt; für die Mutter eine Ledertasche, wie sie die Stadtdamen in der Hand trugen; die konnte sie gebrauchen, wenn sie auf Eibenstein fuhr; der Lenz sollte einen Ring bekommen, ganz breit, von Gold, mit einem großen Stein, der in allen Farben glänzte, wie wenn die Sonne früh im Tau scheint. Für die Monika war eine Vorsteckнadel bestimmt, grad wie Gold schaute sie aus und ein großes M war darauf, und für den Franzl ein hölzernes Roß. Der Hies würde sich gewiß über die Flasche für den Schmalzler freuen mit dem schönen, rotgefärbten Kalbsschwanz darin, und der Broni war ein Nadelkissen zugedacht, ein richtiger Igel mit weichem roten Samt zum Einstecken der Nadeln mitten im Rücken.

Die Fahrt währte lange, aber immer gesprächiger wurde das erst so einsilbige Mädchen, je mehr es in die Berge kam. Oftmals wischte es die Fenster, die immer wieder beschlugen, ab. Sie saß im Frauenabteil, und an Gelegenheit zur Unterhaltung fehlte es ihr nicht.

Gegen das Ende der Reise mußte sie in den engen Wagen einer Lokalbahn umsteigen. Nicht viele Menschen fuhren mit, einige Bauern, mehrere Frauen mit Körben. Auf der letzten Haltestelle stieg der Bäcker aus Eibenstein ein, der das Brot in die „Tanne"

lieferte. Er erkannte das Lenerl nicht gleich, sie aber ging freudig durch den Wagen zu ihm.

„Schau, schau, das Lenerl!“ Er streckte ihr die Hand hin, dann musterte er sie in dem kostbaren Mantel. „Willst hoam?“

„Freili — zum Heiligabend.“

„Der is bei dir scheint's schon zum Nikolaus gewesen, moan' i. Schau, schau — so an feins Gewandel.“

„Gell, Herr Wieser? Die Leut' san halt so arg gut zu mir.“

„Dös siacht man.“ Der Bäcker strich sich den herabhängenden buschigen Schnurrbart. „Bist halt a bildsaubres Madel worden.“

„Eh geh'n S', Herr Wieser!“

„Gell, das hörst gern — und wahr is, Himmelsakra!“ Er schlug sich aufs Knie und spuckte auf den Boden wie zur Bekräftigung. „Halt dich nur alleweil brav!“

„I will von koan Burschen eppes.“

„Hast auf'n Hochrainersepp vergessen?“

„Der dalkete Fazzi!“ Das Mädchen kicherte.

„Gell, in der Stadt san s' saubrer, die jungen Herrln?“

„Scho recht. Aber i will von koan Mannsbild eppes.“

„Wenn die Madeln schon a so daherreden, is gefeit. Ihr reckt doch alleweil die Häls nach die Mannsbilder.“

„Aber i net.“

Da errötete sie doch über ihre Lüge. Wie schlecht war sie geworden in der großen Stadt! Der rote Mantel drückte sie plötzlich, daß sie kaum Atem holen konnte.

Schweigend legte sie den Rest der Fahrt zurück. In Eibenstein nahm sie ihre Tasche, der Bäcker war schon von der Plattform herunter und hob das Mädchen, fest zupackend, herab. Dann trennten sie sich.

Nur durch wenige Straßen der Stadt mußte das Lenerl gehen, dann wanderte es im tiefverschneiten Tale auf der einsamen Landstraße dahin. Bis gegen Abend war leichter Schnee gefallen, jetzt aber war die Luft rein, das dunkle Gewölk kroch mehr und mehr in sich zusammen. Es wurde kälter. Wo vor Tagen der Schneepflug gegangen war, lag jetzt die Straße wieder überschneit, aber Geleise waren auch schon wieder ausgefahren. Darin ging es sich, wenn auch nicht ganz mühelos, doch immer noch am besten.

Ab und zu begegnete dem Mädchen ein schwerer Holzschlitten mit gewaltigen Stämmen, hoch übereinander geladen und von schweren Ketten umschnürt. Nebenher schlenderte der Knecht, die Pfeife im Munde, die kräftigen Rosse dampften. Ein Grüßgott im Vorübergehen, dann war das Lenerl wieder allein. Kaum daß ihr einer nachsah trotz des roten Mantels. Denn die Arbeit war hart gewesen tagsüber und einförmig die Stadtfahrt.

Dem Lenerl ward es warm in dem schweren Mantel. Sie öffnete ihn; rüstig schritt sie vorwärts. Jeden Baum kannte sie am Wege, jedes Gehöft, an dem sie vorüberkam. Von den Bewohnern war nichts zu sehen. Der Bauer hält sich, wenn er nicht dringend draußen zu tun hat, in der Stube.

Nun trat zur Linken das mächtige, in einem letzten Schimmer erglänzende Massiv des Königshorns hervor, frei schon bis zur Unterkunftshütte; doch darüber um die zackigen Gipfel klebten noch die grauen Wolkenballen.

Schon eine Stunde war das Lenerl gewandert, aber sie war gutes Mutes, trotzdem ihr das Gesicht glühte und der Körper heiß war, als stände sie in der Küche vorm prasselnden Herde. Auf ihren Schuhen lag der

feine Schnee, und neben den Laſchen drängte er ſich kalt hinein, die Strümpfe durchnäſſend. Doch das Mädchen hatte nicht acht darauf. Unendliche Sehnſucht beſeelte ſie. Immer unruhiger ward es in ihr, wo ſie ringsum wieder Altbekanntes ſah, und raſtlos trieb es ſie vorwärts.

Da — in der Lücke der Berghänge tauchte, zwar noch fern, aber doch deutlich ſichtbar, eine ſchroffe graue Wand auf, ein langes Stück, zu ſteil, um viel Schnee zu halten. Das war der wilde Saſſen, an ſeinem Fuße lag das Gehöft der Eltern.

Das Lenerl lief eine Strecke, den Mantel mit beiden Händen hochnehmend, trotzdem ſie in der rechten noch die Taſche mit den Geſchenken trug; doch ſchweratmend mußte ſie bald wieder im Schritt gehen. Allmählich wurde es dunkel; wo kein Gewölk mehr lag, erſtrahlten die Sterne.

Ein Schlitten kam hinter ihr her. Der Lechner war's. Er beugte ſich ſeitwärts heraus nach der ſeltſamen, über den weißen Schnee dahinwandernden Erſcheinung. Sie erkannte ſofort den Schimmel und rief den Bauern an.

„Ja, was is denn dös? — Das Lenerl? — Willſt hoam auf die Nacht? — Sitz auf. — Hott, Paſchel!“

Der Schlitten hielt. Das Mädchen ſetzte ſich neben den Alten auf die Bank, und er trieb ſein Rößlein wieder an. Sie ſchloß den Mantel und hüllte ſich feſt ein, denn mit ſchneidender Kälte umzog es ſie alsbald. Es war doch gut, daß ſie den Mantel hatte.

Der alte Bauer ſprach nicht viel, er machte ſich keine weiteren Gedanken, daß er das Mädchen hier traf. Sie wollte halt noch heim zum Heiligabend, da nahm er ſie mit, ſo weit er fuhr. Das Lenerl freute ſich, daß ſie doch eine halbe Stunde ſparte; es war

viel für ihre immer mehr wachsende Ungeduld, die sie im ruhigen Dasitzen doppelt empfand.

„Hüh!“ Der Alte trieb ab und zu den Schimmel an, die Leine auf der Kruppe des Tieres schweppernd.

Dann erschienen vorn bei einer Biegung der Straße die ersten Lichter der Strubenau, kleine helle Vierecke der Fenster. Mehr und mehr traten rechts und links hervor, bald fuhren sie zwischen den Häusern dahin. Bei der Kirche hielt der Lechner an. Er mußte links die Höhe hinauf zu seinem Gehöft. Das Lenerl stieg ab mit einem Vergelt's Gott.

„Hüh, Paschel!“

Wenn das Mädchen auch etwas durchfroren war, so fühlte sie sich doch wieder frischer. Eine Stunde nun noch, dann war sie am See und sah gegenüber die Fenster schimmern, hinter denen die Eltern waren, die Geschwister, wo der Christbaum stand. Zweimal schlug es vom Kirchturm — halb sechs. Zur guten Zeit kam sie heim.

Sie schritt dahin, so schnell sie vermochte, im Gehen wurde ihr bald wieder warm. Nur noch vereinzelte Häuser. Im letzten zur Linken wurde die Tür geöffnet, gerade als das Lehnerl vorbeiging. Das Marel trat heraus, einen Krug trug sie, um Bier im Gasthof zu holen. Die beiden Mädchen begrüßten sich. Das Marel war einem längeren Gespräch nicht abgeneigt, aber das Lenerl drängte vorwärts.

„Kimmst zum Fest aufi zu dei'm Göt, Marel?“

„I moan' scho.“

„Dann schaug eini bei uns. Pfüat Gott.“

„Pfüat Gott, Lenerl.“

Noch eine Weile sah das Marel der Davongehenden nach, dann lief sie eiligst wieder ins Haus zurück und erzählte, wie des Sendhofbauern Leni zurück sei,

und wie gut die Leute in der Stadt zu ihr sein müßten, denn einen ganz schweren roten Mantel habe sie zum heiligen Christ geschenkt bekommen.

Die Straße stieg jetzt etwas mehr, und das Lenerl mußte langsamer gehen, um nicht den Atem zu verlieren. Fast lästig wurde auch der schwere Mantel.

Und an den Mantel dachte sie nun. Jeder befühlte und lobte ihn, die Frauen in der Eisenbahn, der Bäcker, auch der Lechner hatte Worte darüber gemacht, und das Marel ihn fast scheu betastet. Würden die Eltern ihr glauben, daß sie ihn von ihrer Herrschaft bekommen habe? Der Bäcker war so eigen gewesen, hatte solche „Sprüch' gemacht". Sie hätte ihn doch lieber zu Hause lassen sollen. Doch da half nun nichts mehr. Sie wollte den Eltern ihre „neue Herrschaft" recht loben, da würden sie es schon glauben.

Aber recht beklommen wurde ihr doch nun zu Mut — in der Einsamkeit der stillen Winternacht, unter dem funkelnden Sternenzelt kamen ihr Gedanken. Bisweilen war es ihr, als müsse sie umkehren und den Weg zurücklaufen, so schnell sie ihre Füße trügen. Aber doch ging sie vorwärts auf der immer mehr steigenden Straße. Oder sollte sie sich vom Marel ein Tuch geben lassen und den Mantel bei ihr verstecken? — Doch nein, ihren Mantel ließ sie nicht, sie zog ihn wieder fester um die Schultern. Die Eltern werden's schon glauben — gar so gut war die neue Herrschaft, sie wollte es schon richtig sagen.

Die Sehnsucht nach Daheim gewann allmählich wieder die Oberhand. Das Lenerl schaute um sich, blickte hinab von der sich bergauf windenden Straße. Nur eine halbe Stunde noch bis zum See. Da unten lag bereits der Mühlhof, deutlich sichtbar in der klaren Winternacht; hinter den erleuchteten Fenstern der Stube

strahlten schon die Kerzen des Christbaums. Und da waren alle anderen Gedanken versunken — nur der eine beseelte sie noch: Heim, heim zum Heiligabend! —

Die Straße stieg weniger, das Mädchen konnte schneller ausschreiten. Als sie am Marterl vorbeikam, wo die Brücke über die Schlucht führt, und vor Jahren der Postillion mit seinen Pferden gestürzt war, als noch die alte hölzerne Brücke stand, sprach sie ein Vaterunser für die arme Seel'. Und da war schon die Ecke, wo die Steinschlägerhütte stand. Noch zwei Windungen — wieder lief das Lenerl, den Mantel hochraffend, ein Stück, und da — da weitete es sich vor ihr im dämmernden Schneelicht, da lag der See weiß wie eine überschneite Wiese und drüben die Wand, sich hoch und düster vom Himmel abhebend, darunter der Hang, eine dunkle Masse auf ihm mit gelbleuchtenden Vierecken: die Fenster des Elternhauses — die Heimat.

Nun war kein Halten mehr, vorwärts stürzte das Mädchen. Aber sie fühlte jetzt, wie ermüdet sie war, denn wie Blei hing der Mantel ihr auf den Schultern, und sie keuchte.

Erschöpft hielt sie plötzlich inne. „I lauf' über'n See." Kaum ein Viertel des Weges war es, als wenn sie auf der Straße blieb. Zwar war da kein Weg getreten — sie hatte schon die ersten Schritte gemacht — doch der Schnee war hart, sie sank nicht zu tief ein.

Aber sie zauderte doch noch. „Wo kimm' i schneller zum Heiligabend?"

Da glühte es drüben hinter den Eckfenstern auf, trotz der Helle wohl sichtbar, wie wenn Sommers die Leuchtwürmchen fliegen, hier ein Pünktchen, dort eins und wieder eins. Der Vater zündete den Christbaum an.

Nun gab es kein Halten mehr, direkt über den See nahm das Mädchen den Weg.

— — — — — — — — — — — —

Am Tage vorher war früh, noch im Dunkeln, der Sendhofbauer mit verdrießlicher Miene aus dem Stall in die Küche gekommen, wo der Hies und der Lenz am Herd saßen und ihren Kaffee tranken.

„Geh auf, Lenz," sagte er zu seinem Sohne, „zum Herrn Förster, i kann heut koa Fuhr' machen."

„Warum net?" fragte die Bäurin, die gerade aus der Stube trat, wo sie die Monika gekämmt hatte.

„Die Bleß is marod, koan Körndl Haber hat s' angerührt. Ruah mag s' haben, daß sie morgen zur Christfahrt wieder g'sund is."

„Und was schafft ihr Mannsbilder heut?"

„Wir schneiden Eis für'n Tannwirt sein' Keller. Schon eh hat er's mir wieder angeschafft, daß i net drauf vergess'."

„Scho recht," meinte die Bäurin.

So machte sich denn der Sendhofbauer mit dem Knecht und dem Lenz an die Arbeit. Fleißig rührten sie Säge und Axt und zogen die schweren Schollen, die Äxte einhauend, übers Eis in den Keller des Tannwirts. Vor Nacht holte dann der Bauer mit der Monika und dem Franzl noch die Weihnachtstanne aus dem Walde. Anderen Morgens wurde ein Schwein zum Feste geschlachtet, während lustig die Flocken wirbelten.

— — — — — — — — — — — —

Das Lenerl eilte übers Eis, so schnell es auf der Schneedecke vermochte, immer vorwärts eilte sie, geradeswegs auf die Kerzen des Christbaums zu, die hinter den Fenstern erschimmerten. Ihr Gesicht glühte vor Erregung, vom Waten durch den Schnee, der Schweiß lief ihr von der Stirn. Der Mantel, den sie, um besser gehen zu können, bis unten zugeknöpft hatte, ward ihr immer schwerer.

Da plötzlich ein Knistern unter ihren Füßen — sie

war auf die aufgeeiſte Stelle gekommen, die, nur ſchwach wieder überfroren, trügeriſch unter dem Schnee lag. Im erſten Schreck entfiel ihr die Taſche. Nun ein Krachen, tief brach ſie durch ins eiſige Waſſer. Der plötzliche Schreck erſtickte ihren Schrei, krampfhaft wollten die Arme aus dem ſie umhüllenden ſchweren Abendmantel ſich befreien — vergeblich. Sie ſank unter.

Noch einmal gelang es ihr, obwohl ſie des Schwimmens unkundig war, aufzutauchen — ein paar gurgelnde Schreie, die ungehört in der Winternacht verhallten — noch eine verzweifelte Anſtrengung in Todesgrauſen, aber wieder ſank ſie unter.

— — — — — — — — — — — —

Anderen Tages fand der Sendhofbauer auf dem Eis die ſchwarze Taſche mit den Geſchenken.

Sofort dachte man an ein Unglück. Doch wen es betroffen haben könnte, ahnte man noch nicht.

Bald aber erfuhr man es vom Marel, vom Lechner, von allen, die das Lenerl geſehen hatten.

Die Leiche wurde niemals gefunden, der Lintſee gibt kein Opfer heraus.

Jetzt ſteht am Ufer ein Marterl, auf dem zu leſen iſt, daß am heiligen Chriſttage 1903 die ehr- und tugendſame Jungfrau Magdalene Aloiſia Sendhofer im zwanzigſten Jahre ihres Lebens im See eines „gachen Todes“ verſchieden ſei. „Herr, gib ihr die ewige Ruh'!“

Ab und zu falten ſich gläubige Hände zu einem Vaterunſer für die arme Seele.

Der Lotſendienſt.

Küſtenbilder von

Herbert Schmidt.

Mit 15 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

So viele und mannigfache Gefahren ſich für den Schiffer auch auf hoher See ergeben, ſo iſt die Hochſeeſchiffahrt doch weit weniger gefährlich als die Fahrt im Küſtengewäſſer. Die große Mehrzahl der vielen, alljährlich zu beklagenden Schiffsunfälle wird durch die Klippen und Sandbänke der Ufer und der ihnen vorgelagerten Felſenriffe verurſacht, ſei es, daß die Fahrzeuge bei Nebel, Sturm, Regen- und Schneewetter auf ihnen direkt zum Scheitern kommen, ſei es, daß dieſe Verkehrshinderniſſe einen der ſo verhängnisvollen Schiffszuſammenſtöße bewirken. Die Zahl dieſer Kataſtrophen würde noch viel größer ſein, wenn die Menſchen nicht von jeher mit wachſendem Erfolg bemüht geweſen wären, durch Vorkehrungen aller Art die Gefährlichkeit der Landung zu mindern.

Je mehr ſich der Schiffer dem Lande nähert, um ſo umſtändlicher wird aber auch aus dieſem Grunde ſein Dienſt. Auf hoher See braucht er im allgemeinen nur den Angaben der Seekarten und Weiſungen der Kompaßnadel zu folgen, um ſein Schiff in dem rechten Kurs zu erhalten. Nähert ſich die Fahrt einem Hafen, ſo nimmt das Manövrieren mit den Segeln oder der

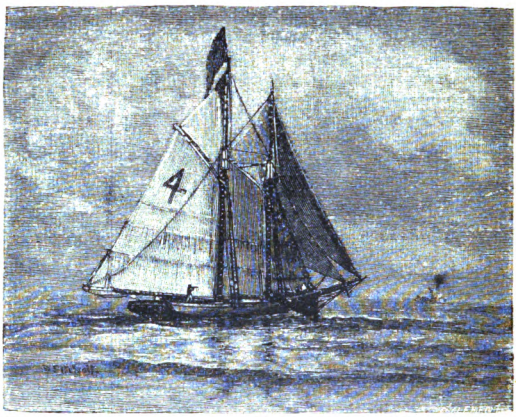
Der Lotſe am Steuer.

Maſchine, das Hantieren mit Ketten und Anker, mit den Meßinſtrumenten für Seetiefe und Fahrgeſchwindigkeit kein Ende, falls nicht ein Lotſe ſich auf dem Schiff einſtellt, der des Fahrwaſſers der betreffenden Einfahrt vollkommen kundig iſt und dem Kapitän die Führung des Schiffes bis zur Landungsſtelle abnimmt.

Dasſelbe gilt ſelbſtverſtändlich auch von der Ausreiſe.

Die Bezeichnung Lotſe iſt abgeleitet vom niederdeutſchen Wort lot, welches „Blei“ und im Schiffsdienſt das „Senkblei“ bedeutet, das zum Meſſen der Meerestiefe benützt wird. Der Lotſe iſt ein Schiffer, dem die genaue Kenntnis eines beſtimmten Fahrbezirks den Ge-

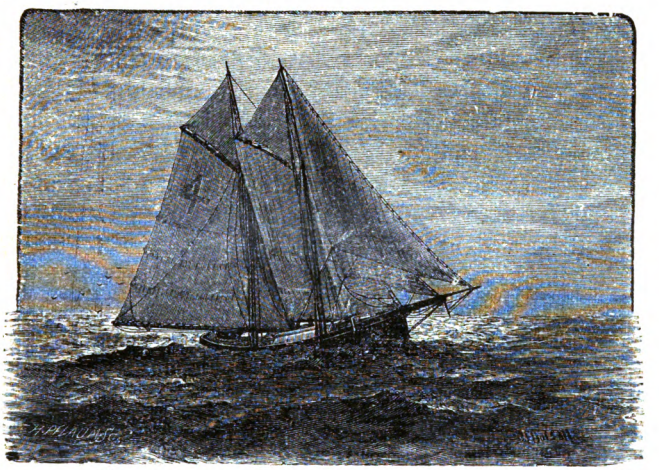
brauch des Lots innerhalb desselben erspart. Ohne für den besonderen Fall erst Messungen irgendwelcher Art anzustellen, kann er in dem von ihm beherrschten Gebiet jede Hafeneinfahrt sicher bewirken. Mit der Aufgabe eines Bergführers hat Max Lay den Beruf des Lotsen verglichen. Wie der erfahrene Alpinist, auch wenn er über vorzügliche Karten verfügt, bei der Besteigung



Lotsenschoner, Signale erwartend.

eines ihm unbekannten Hochgipfels nicht des in der Gegend heimischen Führers entraten kann, ohne sein Leben aufs Spiel zu setzen, so bedarf auch der erfahrene Seemann im fremden Hafenwasser eines ortskundigen Führers, will er sein Schiff nicht vielleicht verlieren. Ja, selbst die bekanntesten Seehäfen, namentlich jene, die im Mündungsgebiet größerer Ströme liegen, sind von einer Veränderlichkeit, daß jedes größere Schiff bei der Einfahrt eines solchen Führers bedarf. All die unzähligen Seehäfen und Landungsplätze, die es gibt, haben ihre besonderen Verhältnisse, nicht nur in

Bezug auf die Formen der Küste, die Begrenztheit des Fahrwassers, die Ungleichheiten des Seebodens, sondern auch in Bezug auf die Veränderlichkeit des Wasserstandes unter dem Wechsel von Ebbe und Flut. Alle diese Verhältnisse sind auch auf den besten Seekarten nur anzudeuten, und auch die mancherlei Hilfsmittel zur Orientierung im Küstenwasser, die Leuchttürme, die



Ein Dampfer in Sicht!

Feuerschiffe, die Ansegelungs- und Bakentonnen, die Markierung des Fahrwasserrandes durch grellbemalte Bojenreihen u. s. w., gewähren nicht genügende Sicherheit. In den Mündungen der Flüsse lagern sich beständig am Boden Sand- und Schlammmassen ab, weil der Strom beim Eintritt in die See seine treibende Kraft verliert; dies ist der Ursprung der Barren. Da nun die Wasserstärke eines Stromes nicht immer dieselbe ist, da Ebbe und Flut und Sturmfluten beständig auf diese großen Sand- und Geröllbänke einwirken, so

ändern sich deren Gestalt und Lage oft schon im Laufe eines Jahres ganz beträchtlich.

Wie sollte da ein aus weiter Ferne heranfahrender Kapitän Kenntnis von den allerneuesten Veränderungen der Barre haben?

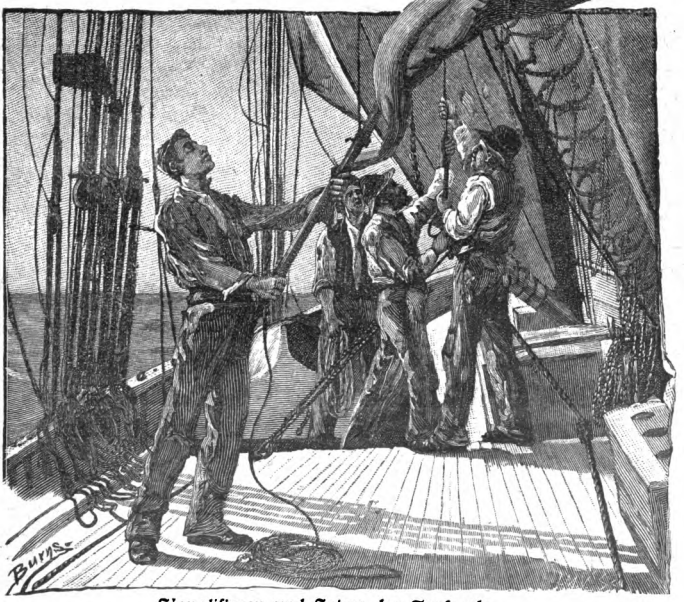
Der Lotse, der sich auf dem Schiff vor der Einfahrt einstellt, hat sie; er weiß auch genau, wenn an dem betreffenden Tag der sich nach dem Stande der Mondphasen richtende höchste Wasserstand eintritt.

Das Lotsenwesen, wie es in fester Ordnung überall an der deutschen Küste besteht, hat sich erst in der Neuzeit allmählich entwickelt. Aus dem Jahre 1710 stammt das Reglement der ältesten Weserlotsen. Durch die deutsche Not- und Lotsensignalverordnung vom Jahre 1876 und die Bestimmungen der deutschen Gewerbeordnung und des deutschen Handelsgesetzbuchs haben die verschiedenen Seeplätze unserer Wasserkante jetzt so ziemlich gleichmäßige Einrichtungen für die Ausübung des so wichtigen Lotsendienstes. Doch bestehen in den Hansestädten noch mancherlei Abweichungen von der Norm der preußischen Hafenplätze.

Die Lotsen betreiben ihr Geschäft entweder als Gewerbe, oder sie sind Angestellte der Gemeinden oder des Staates, der die Lotsenstationen unterhält. Diese Lotsenstationen stehen in Preußen unter der Leitung der Lotsenkommandeure, in den hansischen Seeplätzen unter der der Oberlotsen. Im Interesse der öffentlichen Sicherheit und des öffentlichen Verkehrs ist vielfach der sogenannte Lotsenzwang eingeführt, die Verpflichtung zur Annahme eines Lotsen seitens der ein gewisses Fahrwasser passierenden Schiffe. Für den größten Teil der deutschen Küste besteht Lotsenzwang; beseitigt ist er aber zum Beispiel für die Weser.

Die Bezahlung des Lotsen hat, wenn keine andere

Verabredung getroffen ist, der Verfrachter zu tragen. Ist bei einem Zusammenstoß des von einem Zwangslotsen geführten Schiffes mit einem anderen ein Schaden entstanden, so hat für die Entschädigung der Reeder nicht aufzukommen, wofern die Schiffsbesatzung die ihr obliegenden Pflichten erfüllt hat. Welche Verantwortung auch in materieller Beziehung sich hieraus für den Lotsen ergibt, läßt sich leicht vorstellen.



Signalisieren und Setzen des Topsegels.

So erklärt sich auch die ungemeine Vorsicht, mit der zum Beispiel in Hamburg das Lotsenwesen organisiert ist. Dort gibt es Hafenlotsen, die den Schiffen im

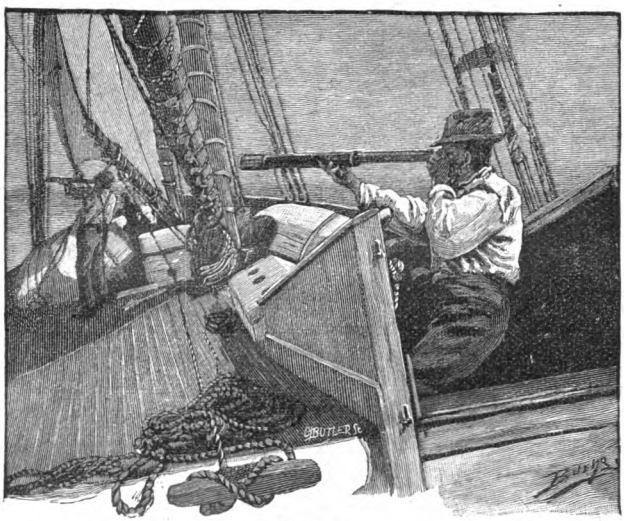
Hafen selbst ihren bestimmten Platz anweisen und bei jeder Ortsveränderung an Bord sein müssen, um das „Verholen" zu leiten. Von Hamburg nach Kuxhaven führen die Elblotsen. Nun erst tritt der Seelotse in Dienst, der das Schiff zwischen den Sandbänken hinausgeleitet bis zum letzten Feuerschiff auf den Ausläufern des Scharhorn- oder des Vogelsand.

Ersteigen des Mastes.

Beständig kreuzen vor der Elbmündung Lotsenkutter, die mit Seelotsen bemannt sind; sobald ein heranfahrendes Schiff das Lotsensignal hißt, besteigt einer dieser Lotsen das Boot, um dem Ruf zu entsprechen. Auch beim ärgsten Unwetter haben die Lotsen sich zum Dienst bereit zu halten. Das deutsche Lotsensignal ist die am Vormast gehißte, mit einem weißen Streifen umgebene Reichsflagge. Das internationale Signalbuch schreibt als Lotsensignal die Buchstaben P. T. vor. Bei Nacht dient Blaufeuer oder ein in kurzen Zwischenräumen gezeigtes weißes Licht zur Verständigung.

Die Lotsen, die in streng geregelter Ordnung im Dienste der Lotsenstationen an der deutschen Küste ihren schweren Dienst versehen, sind eine Auslese der besten Seeleute, die unsere Wasserkante hervorbringt. Nur ein ungewöhnlich starker, gewandter und beherzter Schiffer wird sich diesem Berufe widmen, der den zähen Kampf mit der brandenden See zwischen Riffen und Sandbänken zur sich stets erneuenden Aufgabe hat. Es

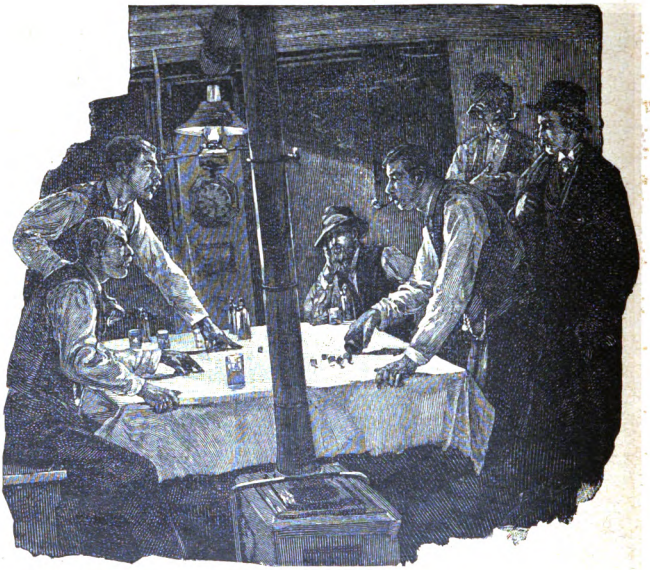
iſt eine Freude zu ſehen, mit welcher Sicherheit ſolch ein Mann ſeinen Dienſt verſieht. Schlicht wie ſein waſſerdichter Kittel und der vorn aufgekrempte Südweſter iſt ſein Auftreten, wenn er zur Stunde der Ausreiſe auf dem Dampfer erſcheint, und doch iſt er nun für die nächſten Stunden der Herr des Schiffes.



Auslug.

Sein erſter Gang iſt ans Steuer, wo er nach einem Blick auf den Kompaß dem Steuermann die erſten Weiſungen gibt. Dann nimmt er ohne weitere Formalitäten auf der Kommandobrücke ſeinen Poſten neben dem Kapitän ein, der ihm nach kurzer Begrüßung den Befehl überläßt. Unter ſeiner Führung findet der Dampfer ſichere Bahn durch das Hin und Her von anderen gehenden und kommenden Schiffen bis hinaus in die wogende See. Das Land entſchwindet allmäh-

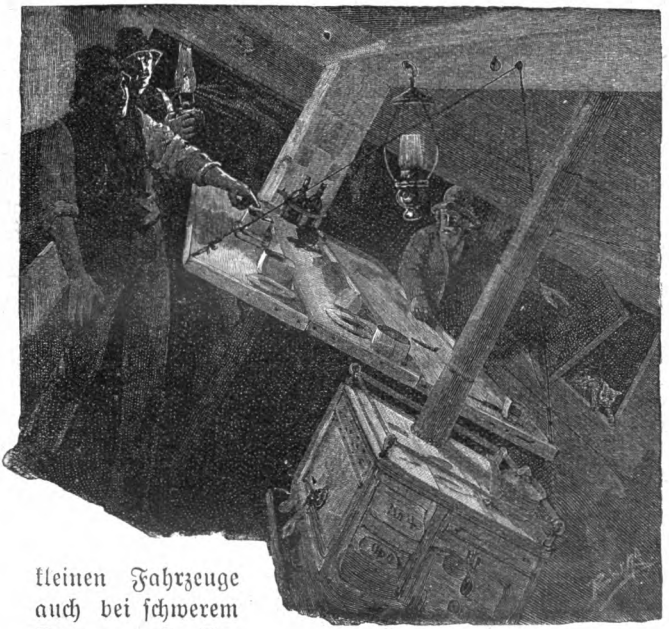
lich dem Auge ganz. Doch der Lotse hört nicht auf, nach allen Seiten hin scharf auszulugen. Jetzt gibt er wieder einen Befehl durch das Sprachrohr. Ein paar bunte Signalflaggen werden gehißt. Der Lotse hat den herannahenden Kutter oder Schoner entdeckt, der bestimmt ist, ihn aufzunehmen.



Unterhaltung in der Kajüte.

Nun gibt's ein interessantes Schauspiel für die Passagiere. Das kleine schlanke Fahrzeug kommt mit hohen, stark geblähten Segeln, die der Winddruck nach einer Seite neigt, pfeilschnell auf uns zugefahren. Der Lotsenschoner oder -kutter ist besonders tief gebaut, so daß er auch bei hochgehender See verhältnismäßig große Segel zu tragen vermag. Diese setzen ihn in Stand,

weit ſchneller als jedes gewöhnliche Schiff zu ſegeln. Die Takelage iſt möglichſt einfach, ſie beſteht aus Gaffel- und Topſegel, ſowie einem Stagſegel am Klüwer. Beſonders wird beim Bau auf Erreichung möglichſter Schnelligkeit und Seetüchtigkeit hingewirkt, ſo daß dieſe



In der Kajüte bei Sturm.

kleinen Fahrzeuge auch bei ſchwerem Sturm auf See aushalten können.

Auf jedem Lotſenfahrzeug befindet ſich eine Anzahl von Lotſen, meiſt ſechs bis acht, die in beſtimmter Reihenfolge zum Dienſt nach den einlaufenden Schiffen entſandt werden. Der Mann am Steuer hält beſtändig Auslug, wo hie und da ein Segel oder die dunkle Rauchfahne eines Dampfers am Horizonte auftaucht.

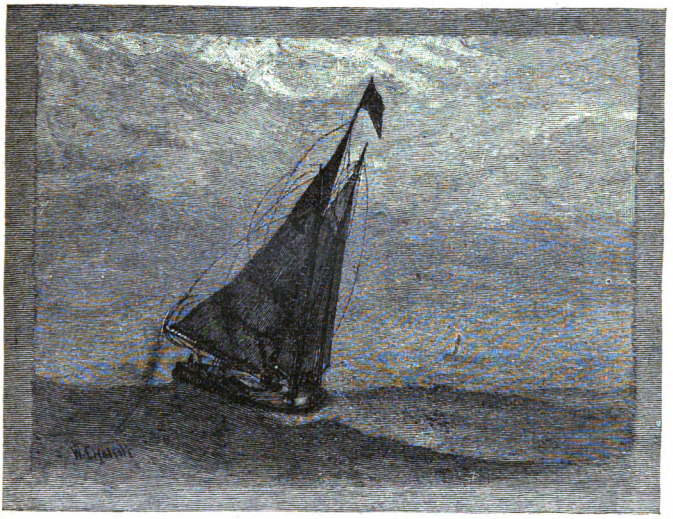
Der Ruf „Schiff in Sicht“ genügt, um die in der kleinen Kajüte befindliche Lotsenmannschaft auf Deck zu bringen, und das Fernrohr, das jeder um die Brust hängen hat,

Nächtliche Lotsensignale.

muß helfen, Art, Flagge und Ziel des nahenden Schiffes festzustellen.

Ergibt sich, wie in unserem Falle, daß ein an Bord des Dampfers befindlicher Lotse abzuholen ist, so richtet

der Steuermann sofort den Kurs auf das fremde Schiff und der Kapitän läßt alle Segel setzen, während er zugleich Befehl gibt, die Jolle zur Überfahrt bereit zu machen. Der Dampfer stoppt gleichzeitig die Maschine, und sein Lotse verabschiedet sich vom Kapitän, dem er noch einige wichtige Ratschläge erteilt. Nun



Lotsenschoner, nach Aussetzen der Jolle.

rudert aber auch schon die kleine Jolle heran, die das Lotsenfahrzeug abschickt, sobald es hinter dem Dampfer vorbeischießt; der Lotse wird mit Hilfe von Tauen vom Bord heruntergelassen, und bald befindet er sich inmitten seiner Kollegen in der Kajüte, wo sich diese mit Karten- und Würfelspiel oder lustigem Geschichtenerzählen die Zeit vertreiben.

So dienstlich-schweigsam die Lotsen an Bord fremder Schiffe sind, heißt es in einer Schilderung dieses Trei-

Das Ausſetzen de

Jolle bei Sturm.

bens, auf dem Lotsenkutter in Gesellschaft der Kollegen tauen sie auf und können sehr lustig werden, und in der kleinen Kajüte, die durch den Feuerherd und sonstige Küchenutensilien noch bedeutend verengt wird, herrscht stets ein fröhliches Leben und ein undurchdringlicher Tabakdampf, in dem nur Leute aushalten können, die die meiste Zeit ihres Lebens im Freien zubringen und deshalb ziemlich widerstandsfähige Lungen ihr eigen nennen. Bei Erzählung wahrer und manchmal auch recht kühn erdichteter Abenteuer, die das Jägerlatein weit übertreffen, bei rauhem Gesang von Seemannsliedern und beim Spiel um Kautabak, der ein hochgeschätztes Tauschobjekt bildet, verbringen sie ihre freie Zeit, und ihre zähen Naturen opfern dabei ohne allzu große Anstrengung den notwendigen Schlaf, obgleich sie vorher oft tagelang ohne Unterbrechung ihrem Führerberuf obgelegen haben.

An Schlaf ist bei dem geräuschvollen Treiben der Kajüteninsassen ohnehin nicht viel zu denken. Wer sich wirklich nicht mehr aufrecht erhalten kann, kriecht in die an den Wänden zu zweit übereinander angebrachten Kojen und trägt, bequem ausgestreckt, von hier aus das Seinige zur allgemeinen Erheiterung bei.

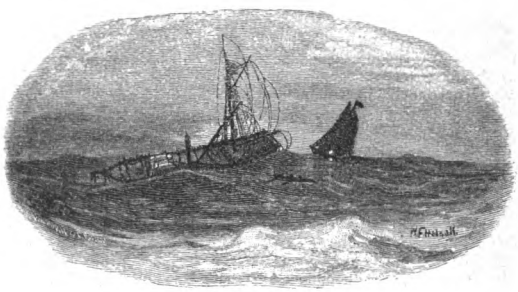
Wie ändert sich aber dies Bild, sobald losbrechender Sturm den gleichmäßigen Wogengang aufstört, und das leichte Fahrzeug im Auf und Nieder der wilddurchwühlten Wassermassen mühsam und stoßweise seinen Kurs erkämpfen muß. Wer von der Mannschaft bei solchem Wetter, das ein beständiges Manövrieren mit den Segeln fordert, in der Kajüte zu bleiben versucht, hält es nicht lange hier aus. Eine dumpfe Luft herrscht jetzt hier, denn die Luke ist geschlossen, damit das über Deck sich

ergießende Regen- und Sprühwasser nicht eindringen kann. Das von der Erschütterung des Schiffs im Kielraum aufgeschüttelte Leckwasser verbreitet einen Geruch, gegen den auch der eifrigste Raucher vergebens ankämpft.

Ein Lotsenschoner zeigt sich dem Wrack.

An ein behagliches Sitzen ist nicht zu denken. Es gehören schon recht geübte Seebeine dazu, um den Körper durch zweckmäßige Gegenbewegungen bei den unregelmäßigen Schwankungen aufrecht zu erhalten, und die Insassen der Kojen müssen sich mit Rücken und Knieen gegen die Wände stemmen, um sich wenigstens in einigermaßen ruhiger Lage zu erhalten. Unser Bild auf S. 197

ſtimmt gut zu der Schilderung Lays, der wir gefolgt ſind. In kurzen, ſchweren Stößen tanzt das Fahrzeug über die Wogen, ſo daß in der Kajüte alles, was nicht ſolid befeſtigt iſt, hin und her geſchleudert wird. Die über und um den Tiſch herumgezogenen Schaltlatten verhindern nicht immer, daß die Speiſen mit oder ohne Teller von Sturmgeiſterhand geſchleudert in die erſte beſte Ecke fliegen, und ſelbſt der unvermeidliche Teekeſſel auf dem Herd bekundet eine unbezwingbare Wanderluſt. Das ganze Schiff knarrt und kracht in ſeinen

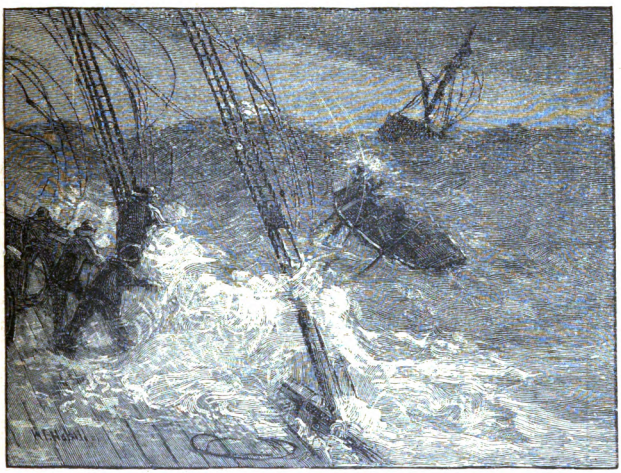


Unheimliche Nähe.

Fugen, und die Kajüte liegt oft ſo ſchief, daß man bei dem unbeſtimmten Licht der hin und her ſchwingenden Lampe nicht mehr recht weiß, ob man den Boden oder die Seitenwand unter den Füßen hat.

Unſer Bild auf S. 200/201 gibt ferner einen deutlichen Begriff von dem unheimlichen Zuſtand, der auf dem Deck eines Lotſenfahrzeugs während des Sturms herrſcht. Der Mann am Steuer hat trotz des ihn umſprühenden Giſchtes beim Auftauchen mit einer hochrollenden Woge das rote Seitenlicht eines Schiffes erkannt, das landwärts fährt. Drüben hat man auch das Nahen des Lotſenfahrzeugs bemerkt, und man gibt durch Blaufeuer

das Signal, daß man einen Lotsen begehrt. Mit weißem Licht wird die Antwort gegeben. Das Aussetzen der Jolle bei hochgehender See ist ein schweres Stück Arbeit. Ist doch das Deck nur durch eine ganz niedrige Brüstung geschützt und beständig vom Wasser bespült; oft schlägt das Sprühen der am Schiff sich brechenden Wogen bis hoch in die Takelage hinauf. Peitscht nun



Das Lotsenboot, einem gestrandeten Schiff zu Hilfe kommend.

der Sturm den Leuten auf Deck noch eiskalten Regen ins Gesicht, während der Boden unter ihren Füßen hin und her schwankt, so muß auch der Stärkste mit der einen Hand eine Stütze im Tauwerk suchen, während die andere sich am Lösen der Jolle beteiligt, die auf dem Deck befestigt ist.

Das Schwierigste aber ist die Bemannung des Boots. Mit äußerster Kraftanstrengung müssen die Leute am Bordrand es festhalten, während ein Steuer- und Segel-

manöver nach den Befehlen des Kapitäns das Fahrzeug für wenige Augenblicke in eine verhältnismäßig ruhige Lage bringt. Diese Frist wird benützt: im Nu springt der zum Lotsendienst Bestimmte mit zwei Mann zum Rudern in die Jolle, die von den Leuten, die sie festhielten, mit kräftigem Ruck abgestoßen wird. Nicht einen Moment dürfen die Ruderer jetzt versäumen; es gilt zu verhindern, daß die nächste Woge das Boot gegen den Schoner zurückschleudert. Ist dann die Jolle in der Nähe des Schiffes angelangt, das Lotsenhilfe begehrt, so versuchen die Ruderer, ob ein Anlegen sich ermöglichen läßt. Geht es nicht, so muß der Lotse, um an Bord des Schiffes zu gelangen, zum Akrobaten werden. Ein Tau, das oben an Bord durch eine Rolle läuft und an der äußeren Spitze der über das Wasser hinausragenden Großrahe befestigt ist, wird herabgelassen; sein unteres Ende, das in eine Schleife gelegt ist, wird von dem Lotsen ergriffen, sobald die Jolle vorbeigleitet. Er tritt in die Schleife wie in einen Steigbügel, umfaßt mit festen Händen das Tau und läßt sich dann hinaufhissen.

Die Lotsenfahrzeuge haben aber auch selbstverständlich noch die Verpflichtung, Schiffen, die sie in Not antreffen, Hilfe zu leisten. Da um jedes bei Sturm auf eine Untiefe geratene Schiff eine furchtbare Brandung entsteht, ist das Heranfahren mit der Jolle ungemein gefährlich. Aber die tapferen Lotsen lassen nicht ab, sich den Weg durch die tobende See zu erkämpfen, und viele Hunderte von Menschenleben sind schon auf ähnliche Weise gerettet worden, wie es von unserem Bilde auf S. 205 veranschaulicht wird.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Zahn der Primadonna. — Pauline Viardot, die berühmte Sängerin, hatte in der oberen Zahnreihe einen Schneidezahn, der länger war als die übrigen, und diese Unregelmäßigkeit schadete ihrem Gesicht nicht wenig. Namentlich beim Singen fiel der Zahn sehr unangenehm auf.

Einige Tage vor der Aufführung des „Propheten" trat Meyerbeer nach der Probe in das Garderobezimmer der Primadonna im Theater und sagte ihr ohne Umschweife, daß er ihr die Rolle der Fides entziehen müsse.

„Was soll das heißen?" rief die Künstlerin überrascht. „Habe ich etwas in der Partie nicht richtig wiedergegeben? In diesem Falle täten Sie besser, es mir mitzuteilen, denn jetzt könnte ich den Fehler noch gutmachen!"

„Nein, Verehrte, Sie sind die vollendetste Fides, die ich mir denken kann; ich wüßte keine vorzüglichere Tragödin und keine hinreißendere Sängerin aufzufinden," erwiderte Meyerbeer, „aber es ist mir dennoch unmöglich, Ihnen die Rolle anzuvertrauen, wenn Sie nicht —"

„Vollenden Sie," drängte Pauline Viardot mit Tränen in den Augen

„Wenn Sie nicht sich entschließen, sich einer Operation zu unterwerfen, die Ihnen vielleicht zu schmerzhaft erscheint."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Einfach nur, daß Sie sich den vorstehenden Zahn aus-

reißen und durch einen anderen ersetzen lassen," platzte der Komponist heraus.

„Aber das ist entsetzlich!" rief die Viardot händeringend. „Ich werde diese Schmerzen nicht ertragen können!"

„Doch, meine Gnädige. Ich habe den Zahnarzt Ihrer Majestät der Königin von Preußen besonders kommen lassen, um die Königin des Gesanges zu operieren, und Sie können seiner großen Geschicklichkeit unbedingt vertrauen."

Die Viardot mußte wohl oder übel nachgeben, da dies die unerläßliche Bedingung war, die der tyrannische Meyerbeer stellte. Sie überließ also ihren reizenden Kopf den Händen des berühmten Zahnarztes, der sie denn auch mit wunderbarer Gewandtheit und außerordentlicher Raschheit von dem überflüssigen Stückchen Elfenbein befreite.

Einige Tage nach dieser „schrecklichen" Operation erwarb sich die Sängerin unsterblichen Lorbeer in der Rolle der Fides, in welcher sie niemals übertroffen worden ist. Nachdem der donnernde Applaus des Publikums verstummt, die Blumen, die man ihr zugeworfen, beiseite gebracht waren, und die Künstlerin nach vielen Hervorrufen die Bühne verlassen wollte, ergriff Meyerbeer, zitternd vor innerer Bewegung, die Hand der schönen Fides und legte ihr ein Diamantenarmband im Werte von 30,000 Franken um den weißen Arm. In der Mitte des Armbandes befand sich, von Rubinen umgeben, der Zahn, den die große Künstlerin dem Meister geopfert hatte. C. T.

Gewissensbisse eines Pferdes. — Fünf Herren kamen in einer Vorstadt Stockholms auf dem Wege nach dem Bahnhof an einer Brauerei vorüber und wurden dabei Augenzeugen der folgenden Szene.

Über den niedrigen Zaun hinweg, der das Grundstück nach der Straße abschloß, sahen sie einen großen, prächtig gebauten Apfelschimmel mit mächtigen Sätzen aus seinem Stalle hervorkommen und über den Hof dahingaloppieren. Offenbar war er seinem Stallknecht entwischt, denn der war mit Aufbietung all seiner Kraft und Behendigkeit hinter

ihm her. Es gelang ihm aber nicht, den Durchgänger einzufangen, der sich ganz wie ein übermütiges Füllen oder ein losgelassener Schulbube gebärdete. Den Kopf hoch in die Luft gestreckt, flog er mit wehender Mähne über den frisch gefallenen Schnee dahin, wieherte laut vor Vergnügen und schleuderte mit den Hinterfüßen den Schnee weit in die Höhe.

Übrigens hatte er einen Genossen seiner Freude, einen schönen schottischen Schäferhund, unverkennbar sein Freund und Stallgefährte. Dieser war ihm auf dem Fuße gefolgt und umsprang ihn nun unter lustigem Bellen bald von dieser, bald von jener Seite, bald nach seiner fliegenden Mähne schnappend, bald nach seinem auf und ab hüpfenden Schwanze.

Es war ein solch erheiterndes Bild, die beiden kräftigen, schönen Tiere in ihrer Ausgelassenheit zu beobachten, daß die Herren draußen stehen blieben, um es genauer zu verfolgen.

Da erreichte das lebensprühende Spiel der beiden Stallgenossen ein plötzliches, tragisches Ende. Das Pferd schlug im Übermaß seines Entzückens nach hinten aus und traf mit dem eisenbeschlagenen Hufe den es umspringenden Hund. Mit einem schmerzlichen Stöhnen wurde er zehn Fuß weit über den Schnee hinweggeschleudert und färbte ihn rot mit seinem Blute. Unter winselnden Klagelauten blieb er mit zuckenden Gliedern liegen.

Der Stallknecht hob ihn auf und trug ihn nach dem Stall zurück.

Jetzt aber kam der ergreifendste Anblick des kleinen Dramas. Kaum hörte das übermütige Roß die Jammertöne seines Spielkameraden, als es in seinen ausgelassenen Sätzen innehielt. Es wendete den Kopf, und sobald es den Hund in seinem Blute liegen sah, begriff es, was es angerichtet hatte. Als der Stallknecht mit dem armen Opfer davonging, folgte ihnen das Pferd mit so tief gesenktem Kopfe, daß die Nase fast den Schnee berührte. Weder nach rechts noch nach links um sich blickend ging es mit schwer-

fälligen Schritten in seinen Stall, ein Bild des Jammers und der Trostlosigkeit, mit einem Wort: der Gewissensbisse. Ohne sich zu rühren, ließ es sich Zaum und Geschirr für die gewohnte Tagesarbeit anlegen, und mit einem traurigen Blick auf den regungslos daliegenden verwundeten Freund ging es aus dem Stalle um sich einspannen zu lassen.

Glücklicherweise genas der Hund von seiner Verwundung, und der Vorfall tat der Freundschaft der beiden Tiere auch keinen Eintrag. C. D.

Neue Erfindungen: I. Elektrische Neuheiten. — 1. Die bekannten elektrischen Taschenlampen, deren Herstellung erst durch Konstruktion kleiner, kräftiger Elemente möglich wurde, besitzen wohl den Vorzug, ein ganz ausgezeichnetes helles Licht zu spenden, haben aber auch den Nachteil, daß sie zum Anzünden von Lichtern, Lampen, Zigarren u. s. w. unbrauchbar sind. Der Gedanke lag daher sehr nahe, ein Taschenfeuerzeug mit elektrischer Zündung und hellbrennender Flamme zu konstruieren. Die Ausführung dieser Idee ist der Firma Eugen Mandowsky, Berlin S., Ritterstraße 100, ganz vorzüglich gelungen.

Fig. 1.

Der positive Strom der Batterie geht durch eine Verstärkungsspirale mit einem weichen Eisenkern und mündet in eine kleine, im Innern des Deckels befindliche Drahtbürste, der negative Strom ist isoliert zur Mündung einer kleinen Benzinlampe geführt. Wird der Deckel geöffnet, so berührt die an ihm befindliche Drahtbürste den Metallrand der Benzinlampe, es entsteht durch die Verstärkungs-

ſpirale eine Induktion ein ziemlich kräftiger Funke bringt die Benzindämpfe zur momentanen Entzündung, und die entſtehende Flamme (Fig. 1) kann zur Zündung eines Lichtes, einer Zigarette u. ſ. w. benutzt werden. Derſelbe Gedanke iſt auch zur Zündung von Gas in einfachſter Weiſe ausgeführt worden. Die kleine Benzinlampe fällt hier fort, und nur Batterie und Verſtärkungsſpirale ſind zu einem handlichen Apparate vereinigt; dieſer enthält eine kleine Zugvorrichtung, deren Endpunkt, ſobald dieſer den Metallſtreifen des poſitiven Poles ſtreift, einen Funken erzeugt, welcher das Gas ſofort zur Entzündung bringt.

2. Die Verwendung von Primärbatterien für die eben genannten kleinen, elektriſchen Taſchenlampen hat den Übelſtand, daß die Stromquelle bei öfterer und längerer Benutzung ſehr ſchnell verbraucht wird, ſo daß trotz einer ſehr hohen Anfangsſpannung dieſe Elemente bei einer Belaſtung von nur wenigen Minuten einen ganz bedeutenden Abfall zeigen und daher für viele Zwecke unbrauchbar ſind. Dieſen Übelſtand beſeitigt das jetzt von der Firma Heym & Glärig, Berlin, Schiffbauerdamm 15, hergeſtellte Runcinaelement (Fig. 2), welches einen ſo ſtarken Energievorrat beſitzt, daß es eine Lampe 5 bis 6 Stunden hintereinander zu ſpeiſen vermag. Der Strom wird nicht aus Primärelementen entnommen, ſondern aus Sekundärelementen, welche den großen Vorteil beſitzen, daß ſie von Anfang an bis zum Schluſſe eine konſtante Spannung halten, wodurch ein abſolut gleichmäßiges Licht erzeugt wird. Die enorme Leiſtung dieſer neuen Taſchenlampe, deren ſekundäres Element ein 5 bis 6 Stunden andauerndes Licht erzeugen kann und deren

Fig. 2.

Abmessungen (95 × 65 × 25 Millimeter) meist größer sind als die gewöhnlichen Taschenlampen, dürfte der Kleinbeleuchtungsindustrie Veranlassung geben, neue Typen von Taschenlampen, Hauslaternen, Handleuchtern, Radfahrlampen u. s. w. zu konstruieren.

3. Ein „Autopyrophon", das heißt ein Apparat zur Anzeige von Feuerentstehung, wird seit kurzem von der Auto-

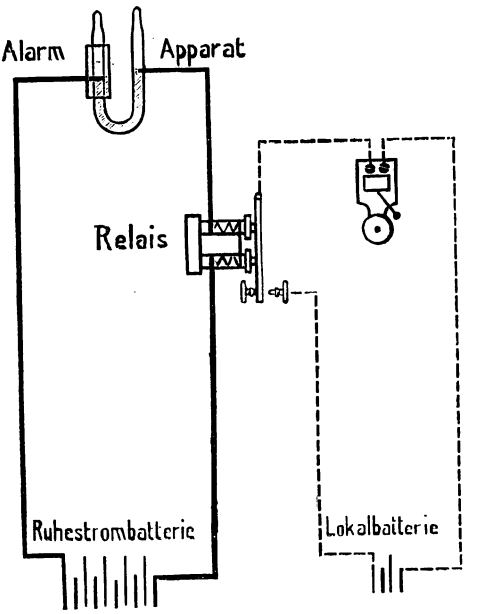


Fig. 3.

pyrophon-Gesellschaft in Berlin, Unter den Linden 45, in den Handel gebracht. Der Apparat (Fig. 3) zeichnet sich durch große Empfindlichkeit und Sicherheit aus, er zeigt nur rasch auftretende Erwärmungen an, dagegen Temperaturen durch Sonnen- oder Ofenwärme nicht. Das Autopyrophon besteht aus einem an beiden Enden verschmolzenen Uförmigen

Glasrohr, beide Schenkel sind mit Quecksilber gefüllt, und über beiden Quecksilbersäulen befindet sich eine kleine Menge Äther. Die Enden beider Quecksilbersäulen stehen durch je einen eingeschmolzenen Platindraht mit einer elektrischen Ruhestrombatterie derart in Verbindung, daß, solange das Quecksilber in beiden Schenkeln auf gleicher Höhe steht, der Stromkreis geschlossen ist, dagegen unterbrochen wird, sobald das Quecksilber in einem der Schenkel fällt. Einer der beiden Schenkel des kleinen Apparates ist wärmeisoliert, das heißt mit einem schlechten Wärmeleiter, zum Beispiel Gummi, umgeben. Durch eine schnell auftretende Wärmeentwicklung, also durch plötzlich entstehendes Feuer, wird der nicht isolierte Schenkel erwärmt, der Äther dehnt sich aus und drückt das Quecksilber in das isolierte Rohr; hierdurch wird der Stromkreis der elektrischen Batterie unterbrochen, und da die Anlage mit Ruhestrom arbeitet, so ertönt durch Übertragung eines Relais in einer Lokalbatterie ein elektrisches Alarmsignal. Die Sonnen- oder Ofenwärme übt auf den Apparat keinen Einfluß, da sowohl der Äther als auch das Quecksilber sich in beiden Schenkeln gleichmäßig ausdehnen und daher die eingeschmolzenen Drähte stets in Kontakt bleiben. Das Autopyrophon ist 10 Zentimeter hoch, 7 Zentimeter breit und 2 Zentimeter tief. P. R.

II. Der Nadelhalter. — Ein oft beklagter Übelstand beim Tragen von Krawattennadeln ist ihr Mangel an festem Halt. Oft schieben sie sich infolge der Bewegungen des Körpers aus der Krawatte heraus und gehen so verloren; den Dieben ist das Herausziehen kostbarer Nadeln, deren Träger sich im Gedränge befinden, oder auf einsamen Ruhesitzen eingeschlafen sind u. s. w., eine Kleinigkeit. Der „Nadelhalter" soll das verhindern. Bei seinem Gebrauch ist erforderlich, daß der Stiel der Nadel so in die

Der Nadelhalter.

Krawatte gestochen wird, daß die Spitze vorn wieder heraustritt. Von unten schiebt man dann die kleine Vorrichtung über die Spitze, wie es unsere Abbildung zeigt. Die Hülse kann nicht eher wieder abgestreift werden, als bis man mit Daumen und Zeigefinger die beiden Metallbügel rechts und links gegeneinander drückt. Die Firma Kirby Beard & Cie. in Paris, 5 Rue Auber, vertritt die Erfindung. B. H.

Eine Photographie zur rechten Zeit. — Die jetzige Königin von England war als Prinzeß von Wales Amateurphotographin, und in dieser Eigenschaft ist es ihr gelungen, ihr Land vor einer furchtbaren Eisenbahnkatastrophe zu bewahren. Eine besondere Liebhaberei der hohen Dame war die Momentphotographie starkbewegter Gegenstände, und sie scheute selbst lange Wanderungen nicht, um passende Gelegenheiten aufzusuchen.

Einmal gewahrte sie einen Güterzug, der über eine hohe Brücke fuhr. Sogleich nahm sie ihn auf, ärgerte sich aber nicht wenig, als sie nach der Entwicklung bemerkte, daß ihr, wie sie glaubte, die Aufnahme mißlungen sei. Die negative Platte zeigte nämlich in der Mitte der Brücke eine entschiedene Einbiegung.

Um das interessante Bild dennoch zu gewinnen, machte sie eine zweite Aufnahme. Diesmal war es kein Güterzug, sondern ein Expreßzug in voller Fahrgeschwindigkeit. Nach der Entwicklung des Bildes aber konnte man deutlich dieselbe Krümmung in der Mitte der Brücke gewahren.

Die enttäuschte Prinzessin zeigte die Platte ihrem Gemahl. Der hatte nur einen Blick darauf geworfen, als er auch schon ausrief: „Da ist an dem Bauwerk etwas in Unordnung! Die Sache muß auf der Stelle untersucht werden.“

Nun, die Sache wurde untersucht, und da stellte es sich heraus, daß die Lokomotivführer schon zu verschiedenen Malen geklagt hatten, die Brücke sei schadhaft und müsse repariert werden, denn sie hätten, so oft sie über diese Brücke fahren müßten, die Empfindung, als stürze sie unter ihnen zusammen. Die Eisenbahndirektion hatte sie aber ausgelacht, denn dem menschlichen Auge offenbarte sich der

Schaden noch nicht. Der photographischen Kamera war es vorbehalten, ihn an den Tag zu bringen.

Jeder Sachverständige, dem die Aufnahmen der Prinzessin gezeigt wurden, bestätigte, was der Prinz gesagt hatte. So wurde denn die Brücke dem Verkehr entzogen und umgebaut. Dabei wurde auch der letzte Zweifel daran beseitigt, ob diese Maßregel wirklich notwendig sei. Der Riß in der Struktur war schon soweit vorgeschritten, daß der Zusammensturz unter der Wucht eines darüber hinfahrenden Zuges jeden Tag hätte erfolgen können. C. D.

Ein chinesisches Gastmahl. — Man muß sehr wißbegierig sein und keine empfindlichen Geschmacksnerven besitzen, wenn man als Weltreisender die Nationalgerichte anderer Völker studiert und bei einem Mahl von Einheimischen zur Tafel gebeten wird.

So war ich einmal bei einem chinesischen Mandarinen in Maimatschin zu Gast geladen. Außer mir waren noch verschiedene andere Europäer zugegen. Der Tisch war mit einem weißen Tuch bedeckt und mit Tellern und Gläsern, Messern und Gabeln, ganz nach europäischer Sitte besetzt. Für die, welche es wünschten, gab es auch elfenbeinerne Eßstäbchen, die aber von uns nur versuchsweise benutzt wurden.

Als wir alle am Tisch Platz genommen hatten, wurde eine Glasflasche mit einer eigentümlichen Art dunkelfarbigen chinesischen Essigs herumgereicht, und jeder Gast nahm sich davon ein wenig in ein kleines Näpfchen, das neben dem Teller stand.

Ich wußte nicht, was ich mit dem Essig anfangen sollte. „Wozu dient der Essig?“ fragte ich daher Herrn L., meinen Tischnachbar, der schon lange Jahre in Maimatschin ansässig war.

„Man taucht die Speisen hinein,“ antwortete er. „Hier wird von den Chinesen alles mit Essig genossen; es schmeckt gar nicht übel.“

Bald darauf wurde der erste Gang aufgetragen. Ich kann nicht bestimmt sagen, was es war, aber ich finde es

in meinem Notizbuch als ein stacheliges Seegewächs beschrieben, das wie steifes Moos aussah. Es war kalt und sah wenig einladend aus. Jeder der Gäste nahm sich eine Kleinigkeit davon, tauchte sie in Essig, und aß sie mit heldenhafter Gelassenheit. Die nächsten neun Gänge finde ich in meinem Notizbuche folgendermaßen beschrieben: Schnittchen von kaltem Fleisch in kleinen würfelförmigen Stücken von ambrafarbenem Gelee; schwarze Schwämme von mir unbekannter Art; Salat von Zwiebeln und feingeschnittenen Kräutern; Moos von Birken; dünne Scheiben einer unappetitlich aussehenden Wurst von unbekannter Zusammensetzung; kleine Würfel, Ringe und Vierecke von gekochtem Ei, die wie Maroquinleder gefärbt waren; Krebsschwänze braun geröstet; langblätteriger Seetang von grasgrüner Farbe; krause Fasern einer Meerpflanze, die wie geschnittener Kohl aussahen.

Ich habe hier nur den Eindruck, den die Speisen mir machten, niedergeschrieben, was sie waren, kann ich nicht mit wissenschaftlicher Genauigkeit angeben. Alle diese Gerichte wurden kalt gereicht und mit Essig genossen. Dazu wurde Reisbranntwein getrunken.

Nun kamen warme Speisen an die Reihe. Vorher ging ein Diener nochmals herum und füllte die Essignäpfchen von neuem.

Hierauf wurde aufgetragen: Fleischpudding aus feingehacktem Kalbfleisch in Brotteig gebacken; feingehacktes Fleisch in kleine Klöße geknetet und gebacken; kleine Fleischpasteten; gekochtes Geflügel in einer dicken weißlichen Gallerte, mit großen Schnecken angerichtet.

Ich mußte meine Willenskraft durch zwei Becher Reisbranntwein stärken, ehe ich diesem Gerichte zu Leibe zu gehen wagte, denn die Schnecken waren beim Kochen ganz schwarz geworden und erinnerten lebhaft an große gekochte Tomatenwürmer.

Dann kam weiter: Eine Art Fett in weichen, durchscheinenden Stücken; gebratenes Saugferkel, unzerlegt aufgetragen; kleine Stückchen Hammelfleisch, auf lange, schmale

eiserne Gabeln gesteckt und über offenem Feuer gebraten; Hähnchen in langen dünnen Fasern in der Brühe; gekochter Reis; eigentümliche harte, holzige Schwämme oder Flechten, gekocht und mit dunkler Fleischsoße angerichtet; dünne, durchscheinende Makkaroni, in einem chinesischen Teekessel gekocht; Hahnenköpfe mit Teilen der Hälse, und schließlich: siebenerlei verschiedene Suppen, die gleichzeitig aufgetragen wurden.

Hierauf wurde der Tisch abgeräumt und die Diener setzten uns Nüsse, Süßigkeiten und französischen Champagner vor. Das Mittagessen nahm drei Stunden in Anspruch.

Wenn die Chinesen täglich in dieser Weise speisen würden, so wäre es ein Wunder, daß die ganze Nation noch nicht an Magenkrankheiten zu Grunde gegangen ist. Meine Neugierde hinsichtlich eines chinesischen Festmahles war aber vollständig befriedigt; ich vermied in der Folge ängstlich, nochmals bei einem Chinesen zu Tische eingeladen zu werden. H. L.

Ein merkwürdiges Gesetz. — Im Jahre 1771 geriet mitten im Atlantischen Ozean ein spanisches Handelsfahrzeug so rasch in Brand, daß die Mannschaft nur mit genauer Not, ohne sich mit Lebensmitteln versehen zu können, sich in ihre zwei Boote zu retten vermochte. In dem einen, dem größeren, befand sich der Kapitän mit neun, in dem anderen der erste Steuermann mit nur vier Seeleuten. Bald wurden die Boote voneinander getrennt, und von dem größeren hörte man nie wieder etwas. Das kleinere aber begegnete nach sehr langer Irrfahrt einem Schiffe, dessen Kapitän die schrecklich erschöpften Leute an Bord nahm. Es waren ihrer jedoch jetzt nur noch vier, der fünfte war, wie es ja leider zuweilen zu geschehen pflegt, der furchtbaren Not zum Opfer gefallen.

Nach der Ankunft in dem spanischen Heimatshafen wurden die vier Seeleute vor Gericht gestellt und auf Grund ihrer eigenen wahrheitsgemäßen Aussagen des Mordes angeklagt, besonders aber der Steuermann als Führer und

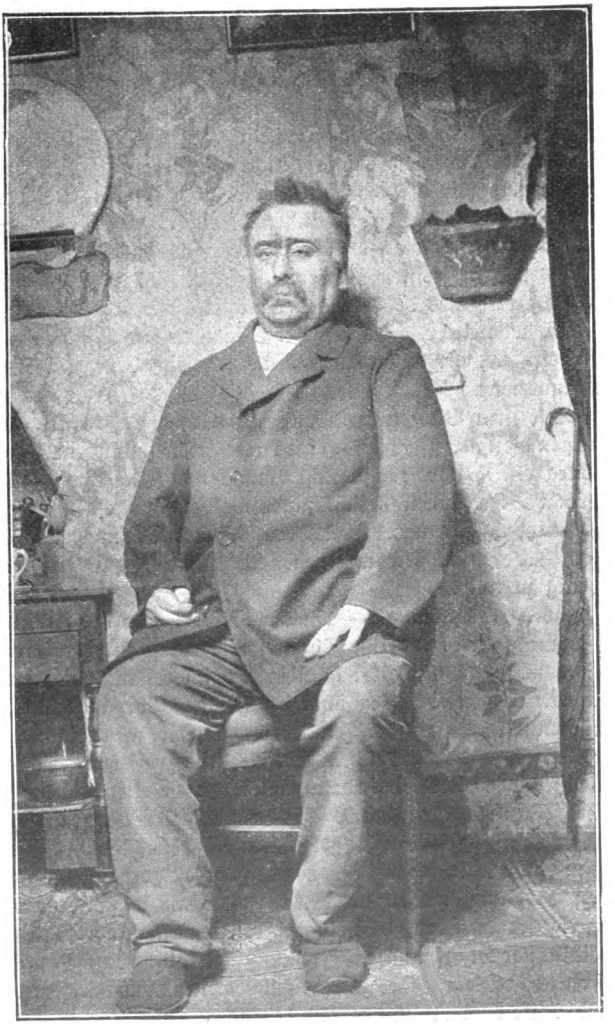
Befehlshaber des Bootes. Er sagte: „Es blieb uns durchaus kein anderes Mittel übrig, um unser Leben noch etwas länger zu fristen. Sonst hätten wir alle verhungern und vor Durst gänzlich verschmachten müssen. Also losten wir darum, wer das Opfer sein solle, und der, welchen das Los traf, wurde mit seiner eigenen Einwilligung getötet. Darauf tranken wir sein Blut und aßen sein Fleisch."

Der Verteidiger der vier Seeleute ging sehr geschickt zu Werke. Unter anderen Gründen machte er darauf aufmerksam, daß es ein altes spanisches Gesetz gebe, wodurch in ganz besonderen Fällen äußerster Notwendigkeit der Kannibalismus erlaubt und gebilligt werde. Das Gesetz sei erlassen im Jahre 1463 und es enthalte im 17. Abschnitt folgende Stelle: „Der Befehlshaber, der in einem festen Schlosse, das er für seinen Herrn, den König, besetzt hält, belagert wird, darf, wenn er von Hungersnot bedrängt wird und keine Nahrungsmittel mehr hat, wenn alle Pferde, Hunde, Katzen und andere Tiere verzehrt sind, und sonst nichts Eßbares mehr vorhanden ist, auch Menschen schlachten und verzehren lassen, auch, wenn es nicht anders sein kann, selbst den eigenen Sohn. Und das soll ihm nicht zum Verbrechen angerechnet werden, wenn er dadurch das Schloß für seinen Herrn, den König, länger zu halten vermag."

Es war freilich kein einziger Fall bekannt oder historisch nachweisbar, daß jemals ein Kommandant in solche traurige Notwendigkeit geraten wäre, aber tatsächlich hätte er, wenn die Umstände sich so gefügt, wie im Gesetz angedeutet war, unzweifelhaft das Recht dazu gehabt. Was aber für einen belagerten Schloßkommandanten Geltung habe, das müsse auch gelten für in schrecklichster Not befindliche Seeleute.

Der Gerichtshof schloß sich diesen Gründen an und erkannte auf Freisprechung. J. D. H.

Julius I. von Frankreich. — Ein Prätendent ohne Anhang ist ein gewisser Jules Menetrier in Paris, der sich für den ältesten am Leben befindlichen Sprossen der älteren



Der Prätendent Jules de Bourbon.

Linie des Hauses Bourbon hält und sich auf seinen Visitenkarten „Jules I. Roy Légitime de France“ nennt, während er seine Briefe mit „Jules de Bourbon d'Artois de France“ unterschreibt.

Nach seiner Überzeugung ist der jetzt 55 Jahre alte Mann ein direkter Sprosse des unglücklichen Herzogs von Berri, und seinen Vorstellungen ist es gelungen, sich von der Regierung der französischen Republik eine allerdings sehr kleine Pension — 500 Franken für das Jahr — zu erwirken. Aus seinen Papieren sucht er nachzuweisen, daß sein Vater Jules de Bourbon-Bretagne, der sich mit Theoduline Menetrier, einer Pariser Schönheit des Kaiserreichs, verheiratete, als Abkomme der älteren Bourbonenlinie anerkannt war.

Wie sein Bild veranschaulicht, lebt er in recht armseligen Verhältnissen, und seine kleine Hofwohnung im Faubourg St. Honoré zeugt nicht einmal von „verschwundner Pracht“. In seinen Gesichtszügen wollen manche den Bourbonentypus erkennen. Von Beruf will er Baumeister sein, doch hat er, nach seinem eigenen Bekenntnis, „zur Zeit sehr wenig zu tun“. F. P.

Über Teebereitung. — In der Küche haben die Frauen oft eine ganz eigenartige Chemie, und es ist für den Techniker und den Chemiker häufig sehr interessant, die verschiedenartigen Ansichten über die gleichen Vorgänge in der Küchenindustrie und der Haushaltungschemie nebeneinander zu halten, und so aus ihnen ihre Schlüsse zu ziehen. Schon allein die vielen Methoden, Kaffee zu bereiten, sind oft eine förmliche Fundgrube für denjenigen, der sich bei jedem Vorgang immer fragt: Warum? Nicht viel weniger aber auch die ebenfalls nicht gerade geringe Anzahl von Bereitungsweisen für den Tee. Manche Hausfrau ist untröstlich darüber, daß es ihr trotz teuerster Sorte, trotz peinlichster Mühe und größter Sorgfalt nicht gelingen will, ihren Gästen einen Tee zu bereiten, der in Geschmack, Farbe und Duft dem bei ihrer Freundin getrunkenen gleicht, und auf den diese Freundin dann aber auch nicht wenig stolz ist.

Es ist ja scheinbar so einfach, Tee zu kochen. Man nimmt je nach Wahl schwarzen oder grünen Tee, heißes Wasser und bringt beide nach alten Kunstregeln zusammen. Schließlich kommt noch Zucker hinzu, wer nicht Feinschmecker ist, wählt auch noch Rum oder einen Tropfen Zitrone, und das Göttergebräu ist fertig. Wirklich guter Tee darf keinerlei Zusätze haben, sein feines Aroma verträgt das nicht. Daß dieses aber zur Geltung kommt, ist meist reiner Zufall. Manche Teeköchin würde freilich schwer gekränkt sein, zu hören, daß sie selbst wohl am wenigsten schuld ist, wenn ihr Aufguß ein so tadellos würziges Getränk ist, und daß nur das zufällige Zusammentreffen chemischer Vorgänge ihr zu einem ganz unverdienten Ruhme verhilft.

Jede Teebereitung ist ein rein chemischer Vorgang, der mit chemischen Rohstoffen ganz ebenso ausgeführt wird, wie die Bereitung von Schwefelsäure, die Herstellung von Anilinfarben, wie jede andere chemische Fabrikation auch, nur mit dem Unterschied, daß die Rohstoffe hierzu leicht zugänglich sind, und die Fabrikation selbst sich auf wenige Manipulationen beschränkt. Liegt nun der Unterschied im Endprodukt, nicht im Fabrikationsverfahren, so muß er wohl in den Rohstoffen liegen, und das ist denn auch tatsächlich der Fall.

Bekanntlich ist Wasser kein einfacher Körper, kein Element, noch viel weniger aber unser Trinkwasser und unser Gebrauchswasser, das außer aus Wasserstoff und Sauerstoff, aus einer ungemein großen Menge verschiedenartiger Stoffe besteht. Fast stets in ihm gelöst sind eine ganze Reihe Mineralien: Kalk, Gips, Kochsalz, Soda, Magnesia, Kohlensäure, Schwefelsäure, unter Umständen auch Salpetersäure in stets wechselnden Mengen, lauter Stoffe, welche auf die außerordentlich empfindlichen und leicht flüchtigen, aromatischen Verbindungen, die dem Tee seine Würze geben, in ungemein heftiger Weise einwirken, bald seine Farbe, bald sein Aroma verändern oder ganz aufheben. Man sollte daher wohl meinen, daß das reinste

Wasser zur Teebereitung das beste sein müßte. Das ist aber keineswegs der Fall. Genaue chemische, wissenschaftlich einwandfreie Untersuchungen haben das gerade Gegenteil erwiesen.

Die erwähnten Untersuchungen wurden in der Weise durchgeführt, daß unter Beobachtung stets gleicher Bedingungen Tee aus derselben Sorte mit Wässern verschiedener Zusätze hergestellt wurde, und zwar gleichmäßig dadurch, daß stets 4 Gramm Tee mit einem Liter kochenden Wassers übergossen, nach fünf Minuten filtriert, und dann auf Farbe, Geruch und Geschmack geprüft wurden. Da ergab sich denn die Tatsache, daß ein Teeaufguß, mit chemisch reinem Wasser hergestellt, einen Tee mit äußerst fadem Geschmack und geringem Duft ergab. Fortgesetzt wurden die Versuche dann derart, daß destilliertes Wasser durch genau bestimmte Zusätze künstlich hart gemacht wurde. Wurde das Wasser mit Gips härter gemacht, so daß es höchstens den Härtegrad 10 besaß — es ist dies so zu verstehen, daß in 100 Liter Wasser 10 Gramm Gips gelöst sind —, so zeigte der mit diesem bereitete Tee das höchste Aroma und den feinsten Geschmack, der erreicht werden konnte. Wurde an Stelle von Gips dem Wasser Kalk zugesetzt, und ebenfalls auf den Härtegrad 10 gebracht, so ergab der Aufguß annähernd gleiche Eigenschaften. Das gips- oder kalkhaltige Wasser von 10 Grad Härte entspricht etwa einem normalen weichen Wasser.

Interessant wurde das Verhalten bei weiteren Zusätzen. 15 Grad kalkhaltiges Wasser gibt eine nur wenig trinkbare Flüssigkeit, und bei 30 Grad wird der Aufguß trübe, schmeckt nach Gras, riecht unangenehm und ist vollkommen ungenießbar. Der Teeïngehalt geht nämlich bei kalkhaltigem Wasser von 10 bis 30 Grad stark zurück; er beträgt in einem Liter Flüssigkeit, der aus 4 Gramm Tee hergestellt wurde, nur $0{,}1$ Gramm bis $0{,}034$ Gramm.

Aus diesen minimalen Zahlen läßt sich gleichzeitig erkennen, wie außerordentlich gering die im Tee enthaltenen wirksamen Substanzen sind, und wie leicht die nur in

Spuren vorhandenen Stoffe verändert oder zerstört werden können.

Die Chemikerzeitung gibt noch weitergehende Versuche an, nach denen destilliertem Wasser noch andere Zusätze beigemischt wurden. Gibt man zum Beispiel auf einen Liter 0,5 Gramm Soda, so wird die Farbe des Tees etwa viermal so intensiv wie bei destilliertem Wasser, ohne daß er an Geschmack einbüßt. Wasser mit kohlensaurer Magnesia bei 10 Grad Härte zeigt dieselbe Eigenschaft. Schwefelsaures Natrium 0,5 Gramm in einem Liter, Chlornatrium (Kochsalz) 1 Gramm in einem Liter und Magnesiumsulfat geben bei 10 Grad Härte einen helleren, sonst aber guten Aufguß. Mit Chlorcalcium hartgemachtes Wasser ergibt bei 10 bis 30 Grad einen ziemlich hellfarbigen, aber noch brauchbaren Aufguß, dem aber je nach der Härte ein leichter Salzgeschmack anhaftet.

So widerlegt auch hier die Wissenschaft bis zu einem gewissen Grad wie so oft die Praxis in der Küche, die nach einer weitverbreiteten Ansicht hartes Wasser als für die Teebereitung am geeignetsten hält, während in Wirklichkeit weiches Wasser am vorteilhaftesten ist. G. Dietrich.

Moderne Tortur. — Ein montenegrinischer Schankwirt sagte zu seiner Frau: „Bewahre hier das Geld gut auf!" und damit legte er eine Brieftasche auf den Tisch, in welcher sich 450 Gulden in österreichischen Banknoten und 1100 Gulden in Wertpapieren befanden.

Die Frau ließ jedoch aus Fahrlässigkeit die Brieftasche auf dem Tische liegen. Kaum bemerkte dies Wasyl Ilkow, der einzige Gast, welcher sich in der Wirtsstube befand, da steckte er die Brieftasche, von der Frau unbemerkt, in seine Tasche und kehrte der Schankstube den Rücken. Bald danach kam der Frau die Brieftasche wieder ins Gedächtnis, sie geht und will sie einschließen und bemerkt nun, daß sie verschwunden ist. Ihr Verdacht fällt sofort auf Wasyl Ilkow, denn dessen Vorleben war nicht rein.

Er wurde aufgesucht, aber er leugnete; man schleppte ihn vor den Ortsrichter, aber auch vor diesem wies er die

Zumutung, als habe er sich fremdes Eigentum angeeignet, mit großer Entrüstung zurück. Der Ortsrichter oder Schulze kannte aber den Vogel genugsam, er beachtete Wasyls Schwüre ganz und gar nicht, sondern schickte ihn ins Gefängnis. Leider war aber bei dem verschmitzten Charakter Wasyls anzunehmen, daß ihn auch das Gefängnis nicht mürbe machen, nicht zum Geständnis und zur Herausgabe der Brieftasche bewegen würde.

Da hörte ein Freund des Schankwirtes von der Sache, er kam und erklärte sich bereit, den Wasyl zum Geständnis zu bringen, ja er wollte seinen Kopf für das Gelingen der Sache einsetzen. Dieser Freund wurde nun unter einem erdichteten Vorwand in dieselbe Gefängniszelle mit Wasyl Ilkow zusammengesperrt. Er heuchelte Mitleid mit Wasyl und gewann dadurch dessen Zutrauen und dann spielte er den Freigebigen und traktierte ihn mit Schnaps und zwei Heringen, die der Wärter ihm besorgen mußte.

Einige Stunden nach diesem Mahle bekam der Dieb einen solchen Durst, daß er laut nach Wasser schrie.

Da antwortete ihm der freigebige Spender der Heringe: „Du kannst Wasser haben, soviel du trinken willst, wenn du zuvor eingestehst, daß du die Brieftasche genommen hast."

Der Dieb macht Ausflüchte, aber der Durst wird entsetzlicher, er schreit: „Mein Herz brennt glühend!" und — schließlich gestand er. Man führte ihn aus dem Gefängnis nach Hause, er übergab die Brieftasche, von deren Inhalt nichts fehlte, und nun bekam er Wasser, soviel er verlangte. C. T.

Tiere in Ohnmacht. — Es wäre eine ganz falsche Annahme, wollte man den Menschen für das einzige Geschöpf halten, das einer Ohnmacht unterworfen ist. Auch viele Tiere haben Anlage dazu, und zwar nicht nur die zahmen Haus- und Stubentiere, die so vieles von ihrem Herrn und Gebieter angenommen haben, was ursprünglich nicht in ihnen lag, sondern auch die Tiere der Wildnis, die man freilich selten anders als in der Gefangenschaft beobachten kann.

Daß zum Beispiel der Löwe, der König der Wüste, in Ohnmacht fallen könnte, werden ihm nicht viele Leute zutrauen. Trotzdem tut er es nicht selten, wie durch einwandfreie Zeugen bewiesen wird. Vor dem Käfig eines mächtigen Berberlöwen der K.schen Menagerie hatten spielende Kinder Kartoffelkraut und trockenes Reisig zusammengetragen und angezündet. Als die Wüstenmajestät auf einmal ganz in ihrer Nähe die hellen Flammen aufschlagen sah, entsetzte sie sich in solchem Maße, daß sie einen schweren Ohnmachtsanfall hatte.

Auch Affen, selbst solche, die in Freiheit leben und noch keinerlei Gelegenheit hatten, etwa die Gebrechen zivilisierter Menschenkinder zu beobachten und nachzumachen, leiden dann und wann an Ohnmachten. Viele Reisende haben zu ihrem Erstaunen bemerkt, daß die Tiere ohne einen ersichtlichen Grund plötzlich schwindlig werden und, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, aus dem Baumgeäst zu Boden stürzen.

In der Gefangenschaft, die ja besonders die Affen so auffallend schwächt, treten natürlich Ohnmachten noch häufiger auf. Ein kleiner Affe, der übrigens frei im Zimmer seines Besitzers herumlief, war daran gewöhnt worden, täglich in einer Schachtel, die er selbst aufmachte, ein paar Stücke Zucker zu finden. Sein Herr wünschte nun zu sehen, wie sein Liebling sich bei einem lebhaften Schrecken verhalten würde. Er setzte statt der Zuckerschachtel eine ähnlich aussehende an dieselbe Stelle; sie enthielt aber keinen Zucker, sondern einen herausspringenden Teufel. Heiter und wohlgemut schritt das Äffchen auf das Fach im Büchergestell zu, von dem es seine tägliche Zuckerration zu holen pflegte, und nahm die Schachtel herunter. Als es aber den Deckel abnahm, schoß ihm eine widerwärtige Zerrgestalt ins Gesicht; das Tierchen entsetzte sich so sehr darüber, daß es lautlos umsank und nur schwer wieder ins Leben zurückzurufen war. Viele Tage danach war es nicht zu bewegen, den gewohnten Griff nach der Schachtel im Büchergestell zu wagen.

Erst als sein Herr ihm mehrmals eigenhändig die

Schachtel öffnete und hinhielt, kehrte es nach und nach zu seiner früheren Gewohnheit zurück. Der Herr hatte aber an der einen Erfahrung noch nicht genug, er wiederholte das Experiment in der Erwartung, sein Äffchen werde die Sache diesmal kaltblütiger auffassen. Das mußte der arme Affe jedoch mit dem Leben büßen. Als ihm das Ungetüm in der Schachtel zum zweiten Male ins Gesicht fuhr, sank er abermals in eine tiefe Ohnmacht, aus der er nicht wieder zu sich kam.

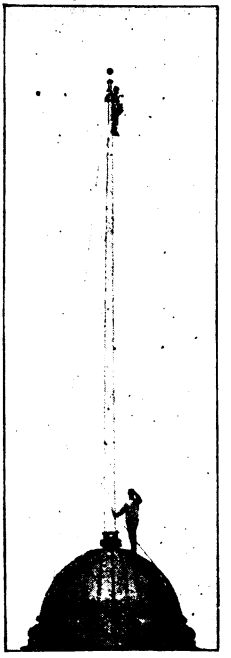
Daß Katzen, Schoßhunde und Stubenvögel, die in vielen Fällen ihr Leben innerhalb der vier Wände zubringen und immer nur verbrauchte Zimmerluft atmen, ausnahmsweise geneigt sind zu Ohnmachtsanfällen, ist nicht sehr zu verwundern. Diese Lebensweise bekommt ihnen so wenig wie den Menschen.

Allein auch ein so abgehärtetes, an den Aufenthalt in frischer Luft gewöhntes Tier wie das Pferd erleidet nicht selten mitten auf seinem Marsche einen Ohnmachtsanfall, der es zu Boden streckt. Diese Anfälle sind nicht zu verwechseln mit Hitzschlag oder Sonnenstich, die ganz andere Symptome zeigen und naturgemäß nur im Sommer auftreten können. Die zu jeder anderen Jahreszeit mit den Begleiterscheinungen einer regelrechten Ohnmacht vorkommenden Anfälle plötzlichen starken Unwohlseins sind eben auch beim Pferde nichts mehr und nichts weniger als Ohnmachten, obgleich man im allgemeinen dem Pferde nicht wie manchen anderen unzertrennlichen tierischen Begleitern des Menschen nachsagen kann, es sei „vermenscht". C. D.

Unbekannte Helden. — Den Ruhm des kühnen Bergsteigers, der mit Einsetzung von Leib und Leben zum ersten Male eine bis dahin für unersteiglich angesehene Spitze erklimmt, verkünden alle Zeitungen, und man staunt gebührend über seine Schwindelfreiheit, seine Verwegenheit, seine Ausdauer. Es gibt aber eine ganze Anzahl solcher Helden, die nicht im Hochgebirg, sondern inmitten des modernen Stadtlebens ganz ähnliche Taten verrichten, ja solche, vor denen

wohl manchem der kühnsten Alpinisten grausen würde, deren aber kein „Lied, kein Heldenbuch“ gedenkt, weil — sie berufsmäßig und nicht als Sport ausgeübt werden. Dachdecker auf hohen Türmen, Schlosser oder Mechaniker beim Bau eiserner Hängebrücken, Maurer bei Errichtung hoher Fabrikschornsteine und manche andere sind hier zu nennen.

Das Park Row-Gebäude in New York erhebt sich mit seiner Kuppel bis zu 137 Meter Höhe. Auf der Kuppel steht noch ein 28 Meter hoher Flaggenmast, der oben eine vergoldete Kugel trägt. Letztere war durch den Einfluß der Witterung erblindet und mußte ausgewechselt werden. Ein kühner Mann fand sich, der es unternahm, da hinaufzuklettern und an der Spitze der schwankenden Stange — 165 Meter über dem Straßenboden — hängend, die Arbeit auszuführen.

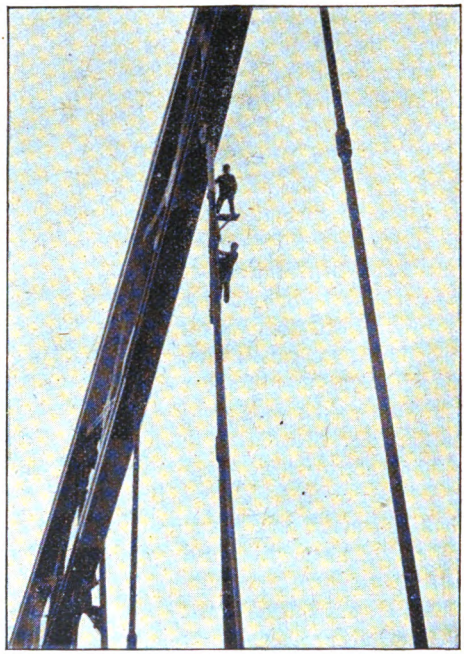


165 Meter über der Erde.

Um das Eisenwerk der neuen Towerbrücke in London mit einem Schutzanstriche zu versehen, wurden die Arbeiter, auf einem kleinen Brette stehend oder sitzend, mit Flaschenzügen hinaufbefördert. Sie verrichteten in der schwindelnden Höhe über dem Strom ganz gelassen ihr Werk.

Wir entnehmen diese Notizen und die dazu gehörigen, nach Photographien angefertigten Bilder dem soeben erschienenen fünfundzwanzigsten Jahrgang des „Neuen Universums“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart), der, an Reichhaltigkeit keinem seiner Vorgänger nachstehend, mit der Fülle seines Bilderschmucks

und seinen interessanten Beschreibungen der neuesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten für die reifere Jugend eines der wertvollsten Weihnachtsgeschenke ist.



Anstreicher in schwindelnder Höhe während der Arbeit.

Die Einladung der Schwiegermutter. — Als sich Mark Twain, der berühmteste und erfolgreichste amerikanische Humorist, im Jahre 1870 verheiraten wollte, beschloß er, sich mit seiner jungen Frau in Buffalo häuslich niederzulassen. Die Braut bat sich's von ihm aus, daß er das Mieten und Einrichten der Wohnung ihr überlassen möge, denn Männer hätten für solche Dinge doch kein rechtes Verständnis. Der berühmte Humorist ging nur allzu gern

auf ihren Wunsch ein, war er doch anderweitig mehr als ausreichend beschäftigt.

Es entwickelte sich nunmehr ein lebhafter Verkehr zwischen Buffalo und der Stadt Elmira im Staate New York, wo Mr. Jervis Langdon, der Brautvater, ansässig war. Es wunderte Mark Twain, daß seine Braut ihm gar nichts zeigte oder mitteilte von dem, was sie die Einrichtung ihres „neuen Nestes" nannte, ihn auch nie um seine Zustimmung oder besondere Lieblingswünsche seinerseits anging. Doch er ließ sie gewähren. Wo er mit ihr zusammen hausen dürfe, werde es ihm schon gefallen, sagte er sich wohlgemut und heiter.

Der Hochzeitstag kam, und das junge Paar reiste am Abend desselben nach Buffalo ab, die junge Frau gab am Bahnhof ihrer neuen Residenz dem Kutscher die Adresse an, wohin er fahren solle, und der junge Gatte neckte sie mit ihrer Heimlichtuerei, die ihm bei Ausstattung einer bescheidenen Mietswohnung von drei, vier Zimmern doch etwas zu weit getrieben schien.

Der Wagen hielt, und das junge Paar stieg aus. Mark Twain wunderte sich, als er bemerkte, daß das ganze Haus vom Keller bis zum Boden festlich erleuchtet war, wie wenn es sich um eine patriotische Illumination handle. Er wunderte sich noch mehr, als die Türe aufging, und in ihrem Rahmen seine Schwiegereltern und fast die gesamte Hochzeitsgesellschaft sichtbar wurden. Sie konnten unmöglich anders vor ihnen hierher gelangt sein, als indem sie einen Sonderzug benützt hatten. Und die Verwunderung steigerte sich von Minute zu Minute, als die Schwiegermutter ihn und sein junges Weib im Hause herumführte, treppauf, treppab, durch jeden Winkel im Hause, und ihm triumphierend alles zeigte, bei allem fragte, ob es seine Billigung finde.

„Aber wie soll ich denn das verstehen," raunte er schließlich seiner jungen Frau zu, „das kann doch unmöglich alles unsere Wohnung sein?"

„Ja, Schatz, freilich, alles unser!"

„Aber, mein Himmel, Kind — wie in aller Welt soll ich denn eine solche Miete erschwingen?“ brachte endlich der junge Gatte die quälende Sorge seines Herzens zum Ausdruck.

„Miete?! Ach, Mann, wer denkt denn an Miete?“ jubelte nun die glückliche junge Frau heraus. „Das ist ja alles unser, ganz unser Eigentum! Denke doch, die Eltern machen es uns zum Hochzeitsgeschenk!“

Mark Twain stand da, blickte ganz verwirrt um sich und stotterte schließlich mit halberstickter Stimme in abgerissenen Brocken heraus: „Liebe Schwiegermutter, so oft Ihr Weg Sie nach Buffalo führt — und wenn es zweimal im Jahre wäre — gehen Sie nicht hier vorüber, bringen Sie Ihr Kofferchen mit und steigen Sie bei uns ab. Sie können, wenn Sie wollen, hier übernachten — und es soll Ihnen keinen Cent kosten!“

Der Humorist war sich treu geblieben! E. D.

Feuchte Hände sind in jeder Beziehung ein höchst peinliches und unangenehmes Übel, denn den damit Behafteten wird nicht nur die Ausübung ihres Berufes und der Verkehr in der Gesellschaft ungemein erschwert, sondern auch in hygienischer Hinsicht bringt ein derartiges Leiden allerhand größere und kleinere gesundheitliche Störungen und körperliche Schädigungen mit sich.

Das Übel ist meist nur auf die inneren Handflächen und die Griffflächen der Finger beschränkt, tritt jedoch nicht selten auch auf den Rückenpartien der Hände auf und hat seinen Grund in einer abnormen, übermäßigen Absonderung der an diesen Stellen befindlichen Schweißdrüsen. Die Hände fühlen sich infolge der Verdunstung des Schweißes kühl, feucht und klebrig an, was ihnen im Volksmunde den Namen „Froschhände“ eingetragen hat; auf allen Gegenständen, die durch sie berührt werden, hinterbleiben die unangenehmen feuchtfettigen Spuren, abgesehen von den übrigen widerwärtigen Eigenschaften, welche eine übermäßige Handfeuchtigkeit nach sich zu ziehen pflegt.

Das Leiden ist bei dem weiblichen Geschlecht häufiger zu beobachten als bei dem männlichen, und dies hat seinen Grund darin, daß die ursächlichen Momente, die man dafür verantwortlich macht, meist solche krankhafte Störungen sind, welche in erster Linie das weibliche Geschlecht betreffen, wie zum Beispiel Blutarmut, Bleichsucht und sonstige Ernährungsstörungen, welche eine mangelhafte Zusammensetzung der Blutflüssigkeit zur Folge haben, ferner chronische Schwächezustände des Gesamtorganismus infolge von konstitutionellen Leiden, schleichenden und zehrenden organischen Erkrankungen. Man hat aber auch beobachtet, daß selbst schon Säuglinge die erwähnte unangenehme Handfeuchtigkeit zeigen. In solchen Fällen kann man von einer angeborenen Anlage des Übels reden.

Auch auf reflektorischem Wege, durch psychische Erregungen und chronische Reizungen, durch zu scharfe Speisen und Getränke, Fäkalienverhärtungen, Eingeweidewürmer u. s. w., kann eine krankhafte Handfeuchtigkeit hervorgerufen werden.

Alle diese Erfahrungen berechtigen zu dem Schlusse, daß man beim Vorhandensein von feuchten Händen es in jedem Falle mit einem krankhaften Zustande zu tun hat. Oft jedoch bildet die Erscheinung des Handschweißes auch eine selbständige Krankheit für sich und charakterisiert sich auch als solche, insofern als andere Symptome, als deren Folgeerscheinung man sie ansehen könnte, nicht vorhanden sind, und auch sonst keinerlei Anzeichen darauf schließen lassen, daß ein verstecktes organisches Leiden mit im Spiel sein könnte.

Da es nun feststeht, daß die Handfeuchtigkeit ein krankhafter Zustand ist, so muß er auch als solcher behandelt werden. Bei allgemeinen Ernährungsstörungen, Schwächezuständen und Blutbildungsleiden ist das Hauptgewicht darauf zu legen, den Gesamtorganismus zu kräftigen und durch eine zweckentsprechende Ernährung und Lebensführung die Beschaffenheit des Blutes zu verbessern. Der zeitweilige mäßige Genuß kräftiger malzreicher Biere und schwerer

Weine, der Gebrauch der eisen- und stahlhaltigen Brunnen und Bäder wie Schwalbach, Öynhausen, Elster, Rippoldsau, längerer Aufenthalt in reiner, ozonhaltiger Waldluft oder an der See, Solbäder, Milch- und Molkenkuren werden neben einer guten, kräftigen und leichtverdaulichen Kost ihren Zweck zur Hebung und Vermehrung der Kräfte des Organismus niemals verfehlen.

Neben dieser Allgemeinbehandlung, welche gewissermaßen die Grundlage für ein erfolgreiches Eingreifen bildet, ist jedoch in den meisten Fällen auch eine örtliche Behandlung nicht außer acht zu lassen. Es stehen uns eine ganze Anzahl wertvoller äußerlicher Mittel und Behandlungsmethoden zur Verfügung, deren Anwendung fast ausnahmslos von Erfolg begleitet ist.

Neben dem unangenehmen Gefühl der klebrigen Feuchtigkeit und Kälte, welches die Berührung mit feuchten Händen verursacht, ist als lästigstes Symptom die Gefahr der Zersetzung des sich absondernden Schweißes und der damit verbundenen Folgeerscheinungen zu betrachten. Diese zu bekämpfen und zu verhindern, bilden den ersten und wichtigsten Schritt der örtlichen Behandlung. Die zweite Aufgabe ist der Schonung respektive Kräftigung und Wiederherstellung der Haut durch Vermeidung aller zerstörenden, ätzenden und gerbenden Substanzen und Anwendung von nur reizlosen Mitteln zu widmen.

Das vorzüglichste und jedenfalls unschädlichste Mittel gegen feuchte Hände ist die Pflege derselben durch fleißiges Waschen und Baden. Sowohl kühle, als auch warme und heiße Bäder wirken in dieser Richtung günstig ein und sind in jedem Falle der Individualität und Empfindlichkeit des Patienten anzupassen. Jedoch soll man das vielfache Waschen mit reinem Wasser möglichst unterlassen und stets nur Wasser verwenden, dem gewisse erfrischende oder aromatische Flüssigkeiten zugesetzt sind, wie zum Beispiel verdünnter Weinessig, 1 bis 2 Eßlöffel auf einen Liter Wasser, oder 20 bis 30 Tropfen der offizinellen Essigsäure auf dasselbe Quantum Wasser. Nur soll man bei Anwendung dieses

Mittels des Guten nicht zu viel tun, da der Essiggeruch leicht lästig und widerlich wirkt.

Weniger unangenehm wird man es daher empfinden, wenn man zu solchen Waschungen einen aromatischen Essig, den Rosenessig, den Rosmarinessig oder den Lavendelessig, in der oben angegebenen Verdünnung verwendet. Hat man die Hände vorher mit Seife gewaschen, so müssen sie vor dem Gebrauch dieser Wässer gründlich abgespült werden. Auch Waschungen mit verdünnten alkoholischen Flüssigkeiten wirken erfrischend und schweißmildernd auf die Hautpartien der Hände ein und tragen auch zur Beseitigung des häufig vorhandenen üblen Geruches wesentlich mit bei. Besonders empfehlenswert für die erwähnten Zwecke ist der Franzbranntwein, das Kölnische Wasser, der Engelwurzelspiritus, der Lavendelspiritus, der Karmelitergeist, der Rosen- und Veilchenspiritus und dergleichen. Man befeuchtet mit diesen Mitteln ein sauberes weißes Läppchen und betupft die Haut damit, oder man sprengt sie in geringer Menge auf die gereinigte Haut, oder man gibt etwas davon, einen Teelöffel voll, zum Waschwasser.

Alle die genannten Mittel haben die gemeinsame Eigenschaft, vollständig wieder zu verdunsten, also auf der Haut einen ungünstig wirkenden Rückstand nicht zu hinterlassen, jedoch ist ihre Wirkung nur vorübergehend und kurze Zeit anhaltend. Es müssen daher die Waschungen häufig wiederholt werden.

Eine nachhaltigere Wirkung haben Waschmittel, welche ihren wirksamen Bestandteil nicht verdunsten lassen, wie zum Beispiel der Borspiritus in einer 25prozentigen Zusammensetzung. Mehrmals täglich wiederholte Einreibungen mit demselben haben recht günstige Resultate gebracht. Bewährt haben sich außerdem noch Mischungen von Borax und Salizylsäure zu je 15 Teilen, Borsäure 5 Teile, Glyzerin und Alcohol dilut. zu je 60 Teilen, oder Balsamum Peruvian. 1 Teil, Ameisensäure 3 Teile, Chloralhydrat 5 Teile und Weinspiritus 100 Teile. Mit einer oder der anderen dieser Mischungen sind nach vorherigem

gehörigen Umschütteln die sauber gereinigten Hände 3- bis 4mal täglich einzureiben. Nachträgliches häufiges Einpudern der Hände mit einer Mischung von tanninsaurem Chinin zu 3 Teilen auf 15 Teile Stärke- oder Reispuder leistet nebenbei noch ausgezeichnete Dienste. Ganz nutzlos sind die Waschungen mit Alaunlösung und Zinklösung, ebenso die mit übermangansaurem Kali. Die Anwendung der essigsauren Tonerde (1 Eßlöffel auf ½ Liter Wasser) übt die gleichen Wirkungen aus wie das Essigwasser.

Feste Medikamente, wie Salben und Pasten, wendet man nur in solchen Fällen an, wo sich infolge von Zersetzung und übermäßiger Reizung wunde Stellen oder bläschenförmige Ausschläge gebildet haben. Diese haben ihren Sitz mit Vorliebe zwischen den Fingern, wo infolge des Aneinanderliegens der seitlichen Fingerflächen leicht eine gegenseitige Reibung und Durchscheuerung der obersten Hautschichten stattfindet.

Empfehlenswert für derartige Zwecke sind Bor- und Salizylsalben in einer Zusammensetzung von 1 Teil des Medikaments und 10 Teilen Vaseline. Auch Hirschtalg ist als altbewährtes Mittel nicht zu vergessen. Dr. O. Schütte.

„Ich will's gewiß nicht wieder tun." — In seinen Memoiren erzählt der berühmte Bühnenkünstler Ludwig Barnay ein hübsches Geschichtchen von Rubinstein.

Eines Abends waren einige musikalische Freunde in Rubinsteins Salon im Hotel Bellevue zu Dresden beim Mahle versammelt. Nach Tisch, es war schon sehr spät geworden, entwickelte sich eine lebhafte Debatte über irgend ein Musikstück, und Rubinstein setzte sich ans Klavier, um es als Beweis für seine Ansicht vorzuspielen. Er vertiefte sich wie immer in seinen Vortrag und spielte ein zweites und drittes Stück des betreffenden Komponisten.

Da trat der Kellner zaghaft herein und überreichte Rubinstein ein zierliches rosa Billett, das dieser öffnete und lachend vorlas. Das Billett war ohne Adresse und offenbar von jemand geschrieben, der keine Ahnung hatte, daß Rubinstein der klavierspielende Nachbar sei. Es lautete:

„Ich bitte, nach Mitternacht nicht Klavier zu spielen — und wenn Sie schon spielen, dann bitte ich, wenigstens nicht falsch zu spielen."

Man kann sich denken, welche Heiterkeit die Vorlesung dieser Worte erregte.

Rubinstein aber nahm sofort eine Visitenkarte und schrieb darauf: „Verzeihung! Ich will's gewiß nicht wieder tun! Anton Rubinstein." H. L.

Schnecken als Nahrungsmittel. — Merkwürdigerweise sind selbst getrüffelte beziehungsweise farcierte Schnecken als Delikatesse bei uns so gut wie unbekannt, während sie in den Nachbarländern, in einfacher Weise zubereitet, sogar ein beliebtes Volksnahrungsmittel sind. Nicht nur, daß man sie in jenen Ländern vor Beginn des Winters sammelt, ihre rationelle Zucht ist vielmehr zu einem nicht unbedeutenden Erwerbszweig geworden, so in Frankreich, wo sich namentlich im Departement der Aube und in Burgund große Schneckengärten befinden. In den Pariser Markthallen werden jährlich über 800,000 Kilogramm dieser Weichtiere verkauft; Lyon hat verhältnismäßig einen noch größeren Schneckenkonsum als Paris, und außerdem findet von hier aus eine nicht unbedeutende Ausfuhr statt, die vor etlichen Jahren allein nach Amerika einen Wert von 225,000 Mark jährlich erreichte.

Die französischen Schneckengärten sind kleine, schattige und kühle Orte, die von einem Streifen Sägmehl umgeben sind, damit die leckeren Schaltiere nicht entweichen können. Ihr Futter besteht in Kohl-, Wein- und Salatblättern, aber auch in Thymian, Minze, Kerbel und anderen aromatischen Pflanzen. Da besonders zur Regenzeit die Schnecken noch immer Wege zum Entweichen finden, so muß sich schon jemand zu ihrem „Hirten" aufwerfen und sie sorgfältig bewachen. Am Ende des Herbstes werden im Garten Häufchen aus Moos und trockenen Blättern ausgelegt, in die sich die Schnecken verkriechen und dann eindeckeln. In diesem Zustande werden sie gesammelt und in Fässer bis zu 10,000 Stück verpackt.

Für einen Schneckengarten genügt eine Fläche von 200 Quadratmeter, von welcher man eine Jahresernte von über einer Million Stück erhalten kann. Wenn das Tausend mit 8 Mark bezahlt wird, so ergibt sich die nette Einnahme von 8000 Mark jährlich.

Im Altertum wurden die Schneckengärten mit Gewässern umgeben, um den Bewohnern die Flucht unmöglich zu machen und ihnen gleichzeitig die erforderliche Feuchtigkeit zu verleihen; auch besprengte man im alten Rom die Gärten mit künstlichem Tau, wie Varro berichtet. Nirgends haben nämlich die Schnecken jemals einen derartigen kulinarischen Ruf genossen wie in der Tiberstadt zur Kaiserzeit, wo noch heute das Johannisnachtmahl des Volkes aus Wein, Brot und Schnecken besteht. Varronius, Columella und Palladius haben uns interessante Unterweisungen über diesen Gegenstand hinterlassen, und Plinius erzählt von einem Schneckenzüchter aus der Zeit des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus, der, um den Feinschmeckern besonders entgegenzukommen, seine Pfleglinge mit gekochtem Wein, Zucker und anderen Stoffen mästete, indem er sie während der Mastperiode in irdene Töpfe setzte, die durchlöchert und innen mit einem in gekochtem Wein gerührten Mehlteig ausgestrichen waren. Durch diese Zuchtmethode soll er Individuen erhalten haben, deren Schale ein viertel Liter Wasser faßte.

Die römischen Feinschmecker würden es für eine Entwürdigung dieser hohen Delikatesse gehalten haben, sie zwischen den gewöhnlichen Gerichten in Schüsseln auftischen zu lassen. Man ließ sie vielmehr auf silbernen Rosten braten und während der Trinkgelage als besondere Schmeckhappen servieren, also als durstanregendes Konfekt. Kaiser Vitellius, der berühmte Schlecker, soll Schnecken für die höchste Zierde der Tafel gehalten und sich unzählige Male daran den Magen, nicht aber den Geschmack verdorben haben.

So weit hat es die Schneckenzucht wohl nie wieder gebracht, wennschon auch die Mönche des Mittelalters es sich angelegen sein ließen, diese Weichtiere in den Klostergärten

zu züchten, da sie zu einer beliebten Fastenspeise geworden waren, wie sie es in manchen Ländern heute noch sind.

Sogar in Gegenden, wo die Weinbergschnecke, um die es sich hier handelt, ursprünglich nicht vorkam, scheint sie durch die Klöster eingeführt worden zu sein. Jahrzehnte hindurch gab es in der Schweiz, besonders im Appenzeller Lande, und in den Donaugegenden Schneckenbauern, und aus der Gegend von Ulm gingen ehemals jährlich vier Millionen Stück in Fässer, zu je 10,000 Stück verpackt, Donau abwärts bis Wien und darüber hinaus. Heute sind die Zeiten allerdings vorbei, in welchen Liebhaber einen „Schneckenkönig" (mit linksgewundenem Gehäuse, der unter 20,000 Rechtsgewundenen einmal vorkommt) mit Extrapreisen bezahlten.

In manchen Gegenden, so in Steiermark, werden die eingedeckelten Schnecken im Freien gesammelt, zwischen Hafer aufbewahrt und — nachdem sie eine Hungerkur durchgemacht haben — gegessen, indem man sie einfach abkocht. Höchst delikat schmecken Schnecken aber mit frischen Kräutern feingehackt und gedünstet, getrüffelt oder sonstwie farciert.

Für die freundliche Leserin, welche einmal Schnecken anrichten möchte, einige Rezepte, die nicht im Kochbuch stehen:

Die Schnecken werden in klarem Wasser abgewaschen, worauf man sie in kochendem Salzwasser zwanzig bis dreißig Minuten kochen läßt. Mittels einer Gabel werden die Tiere aus dem Gehäuse gezogen, die Bauchseite möglichst dünn abgetrennt, die Eingeweide herausgenommen, und die Tiere dann mit einem Wiegemesser fein gehackt. Desgleichen wiegt man mageren Schinken und mischt diesen im Verhältnis von 1 : 2 der Schneckenmasse bei, tut eine Prise Cayennepfeffer, etwas gehackte Petersilie und Zitronensaft hinzu und füllt die Masse in die gründlich gereinigten Schneckengehäuse, nachdem man diese mit einem Stückchen Butter angefüllt hat; die Farce, welche man zur Öffnung des Gehäuses einfüllt, bestreut man mit Semmelmehl. Darauf läßt man das Ganze

etwa eine Stunde im Bratofen backen und bringt das Gericht grün garniert auf den Tisch. Nicht zu vergessen ist, daß ein Schock der Weichtiere nur zum Füllen von etwa 25 Gehäusen ausreicht.

Als „gefüllte Schnecken" werden die gekochten Weichtiere mittels Gabel aus dem Gehäuse gezogen. Nachdem sie nach der oben angegebenen Weise vorbereitet sind, werden sie zu Haschee geschnitten, und die Masse mit gehacktem Ei, Sardellen, etwas grüner Petersilie, Salz und Pfeffer, etwas Rahm und Semmelmehl vermischt und in die Häuschen gefüllt.

„Eingemachte Schnecken" werden passiert, indem man gut ausgekochte Zwiebel, Champignons und Petersilie anbräunt, mit Rinderbouillon übergießt und mit Zitronensaft und einigen Eiern bindet, die Schneckenmasse daran tut und die Mischung auf den Tisch bringt. Als „Schlampetenschnecken" gibt man die abgekochten Schnecken mit dem Häuschen und Essig und Öl zu Tisch. Schenkling-Prévôt.

Ihr Namenstag nennt sich das prachtvolle Öldruckbild nach einem Gemälde von E. Rau, das in diesem Jahre die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart den Lesern und Freunden ihrer Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens für den geringen Preis von nur 1 Mark 50 Pfennig darbietet. Die Abmessungen des Bildes sind außergewöhnliche: es ist nicht weniger als 51 Zentimeter breit und 65 Zentimeter hoch, bildet also im Rahmen einen ebenso schönen als imposanten Zimmerschmuck. Der Druck erforderte 15 Farbplatten, trägt daher den Stempel hoher künstlerischer Vollendung.

Der Vorwurf des Bildes ist in hohem Grade geeignet, jeden Beschauer anzuheimeln. Wir sehen das Innere einer Tiroler Bauernstube mit ihrer einfachen, altväterischen Ausstattung. Die älteste Haustochter sitzt im Fenstereck mit dem Strickstrumpf. Natürlich hat der Jagersepp vorgesprochen, um seinen Glückwunsch zum Namenstag darzubringen und ein bißchen zu schäkern. Man hat ihm nach Landessitte eine Flasche mit rotem Tiroler vorgesetzt. Und während neben ihm sein Dackel dem lustigen Ge-

plausch mit Ernst und Aufmerksamkeit zuzuhören scheint, das Kätzchen unter der Bank zierlich und sittsam Milch aus der Schüssel leckt, entlockt die jüngere Schwester der auf ihren Knieen liegenden Zither jene bekannten Weisen, die dem Gebirgsvolk von alters her als Ausdruck seiner Empfindungen gedient haben.

Wir können das vortreffliche Bild ganz besonders als Weihnachtsgeschenk empfehlen.

Seltsamer Weihnachtsbrauch. — In der englischen Grafschaft Herfordshire zündet man zur Weihnachtszeit auf einem Kornfelde dreizehn Feuer an, von denen zwölf einen Kreis bilden, während das dreizehnte und größte allein in der Mitte brennt. Diese Feuer heißen „die Jungfrau Maria und die zwölf Apostel". Sobald die Feuer emporflammen, versammeln sich die Knechte und Arbeiter, und eine Kuh wird an das mittelste Feuer geführt, welcher man einen Pflaumenkuchen auf die Hörner gesteckt hat. Die Versammelten bilden einen Kreis um das Tier, der älteste Knecht nimmt einen Krug voll Apfelwein und spricht die folgenden Verse:

„Dies deinem schönen Gesicht und deinem weißen Horn,
Gott gebe gute Ernte deines Herren Korn,
Auch Weizen und Hafer und Gerste ohne Zahl,
übers Jahr, so wir leben, bringen wir dir's noch einmal."

Damit gießt der Knecht den Apfelwein über die Schnauze der Kuh, welche sich darauf natürlich schüttelt und dabei den Kuchen abwirft. In seinem Fall dient dieser als Orakel; fällt er nämlich nach vorn, so bedeutet das ein gutes, fällt er rückwärts, so bedeutet es ein böses Jahr. C. T.

Ein guter Rat. — Der Kriegsminister Stanton in Nordamerika war einmal über einen hohen Offizier der Armee, der seine Anordnungen mißverstanden hatte, sehr gereizt und erzürnt. Er sprach über diesen Fall mit dem ihm befreundeten Präsidenten Lincoln und sagte zum Schlusse: „Ich hätte große Lust, dem Menschen einmal tüchtig meine Meinung zu schreiben. Was meinst du dazu?"

„Tue das," sagte der Präsident, „schreibe gerade so, wie

du es im Sinne hast, mache es so scharf, wie du es nur machen kannst, und schone ihn ja nicht!"

Stanton wartete nicht auf eine zweite derartige Aufforderung. Er setzte sich sofort an den Schreibtisch, und bald nachher las er dem Präsidenten die scharfe Rüge vor.

„Gut gemacht," rief Lincoln, „da fehlt nichts daran!"

„Wie soll ich ihm nun aber den Brief übersenden?" fragte der Minister. „Durch die Post oder durch einen Adjutanten?"

„Übersenden?" fragte Lincoln. „Übersenden? Nein! Der Brief hat seinen Zweck vollständig erreicht, indem du deinem Zorn Luft gemacht hast. Nun zerreiße ihn. So mache ich's immer. Solche Briefe darf man nicht abschicken." C. T.

Gräfin und Erzieher. — Die Gräfin Festetitsch suchte einen Erzieher für ihren sechsjährigen Sohn, und es wurde ihr für diese Stellung der später so berühmte Dichter Gellert († 1769) empfohlen. Die Gräfin lud den Dichter zu sich ein, trug ihm ihr Anliegen vor und stellte ihm höchst angenehme Bedingungen. Zum Schlusse aber sprach sie in wegwerfendem Tone: „Jedoch das bitte ich mir aus. Sie sind ein gelehrter Mann: machen Sie keinen gelehrten Pedanten aus meinem Sohn. Ich verlange nichts als einen leichten Anstrich von Sprachen, Mathematik, Geschichte, Geographie, Chemie, Astronomie, Diplomatie und wie die Dinge alle heißen mögen — nur einen leichten Anstrich!"

„Wenn das Ihr Vorhaben ist, gnädige Gräfin," erwiderte Gellert mit einer tiefen Verbeugung, „so rate ich Ihnen, lieber einen Anstreicher zu nehmen."

Damit empfahl er sich. C. T.

Der selbstbewußte Meister. — Zu Richard Wagner sagte einst ein Schüler: „Sie sind der erste aller Musiker."

„Nein," entgegnete ihm der Komponist, „ich bin der letzte."

Und in der Tat ist bis heute keiner aufgetaucht, der ihm zur Seite gestellt werden könnte. H. L.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Schenken Sie Seiden-

stoffe zum Fest. Hochwillkommen für Blousen oder Kleid. Wundervolle Neuheiten. Porto- und zollfreier Versandt an Jedermann. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie, Zürich G 46

Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Dr. Oetker's { Backpulver, Vanillin-Zucker, Pudding-Pulver

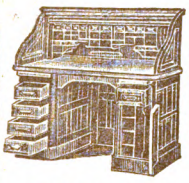
Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker

Bielefeld.

à 10 ₰



Moderne Bureau-Möbel

amerik. Schreibtische und Sessel, zusammensetzbare Bücherschränke, Jalousieschränke für Akten und Noten, Registraturen etc. in großer Auswahl.

Illustrierter Katalog gratis und franko.

GROYEN & RICHTMANN KÖLN.

Filiale Berlin, Leipzigerstr. 29

Maschinenfabrik Esslingen

Elektrotechnische Abteilung Cannstatt

baut und liefert

komplete elektrische Beleuchtungs- und Kraftübertragungsanlagen, elektrisch angetriebene Krane, Aufzüge, Bierdruckregler und Orgelantriebe.

Fröbel-Oberlin-Verlag, Kurt Strien, Berlin-Südende VI.

Über 300000 Exempl. bereits verkauft!

Schriften des Fröbel-Oberlin-Vereins

in **Berlin.**

herausgegeben von **ERNA GRAUENHORST:**

Katechismus für das **feine Haus- und Stubenmädchen.** 65 Pf.
Katechismus für **Landmägde.** 30 Pf.
Katechismus der **Kindergärtnerinnen.** 80 Pf.
Katechismus für **Kindermädchen.** 40 Pf.
Über die **Pflege und Erziehung der Kinder** in Hinsicht auf Leib und Seele in gesunden und kranken Tagen. 80 Pf.
Die Behandlung der **Wäsche.** 50 Pf.
Anstandskatechismus. 50 Pf.
Katechismus für den **Offiziersburschen.** 50 Pf.

☞ Diese Werke sind die offiziellen Lehrbücher in dem Fröbel-Oberlin-Hause und seinen Schulen. ☜

Für Gesellschaften, Schulen und Vereine, zum Verteilen und in Partien ermässigte Preise.

Resterküche. Ein eigenartiges Kochbuch mit über **tausend Rezepten zur Resterverwendung.** M. 2.50.

Über 300000 Exempl. bereits verkauft!

Gegen Voreinsendung des Betrages portofreie Zustellung!
Auf dem Abschnitt einer 10 Pf.-Anweisung (b. 5 M.) zu bestellen!

Ausziehbarer Kleiderhalter

D. R. G. M.

„Praktisch"

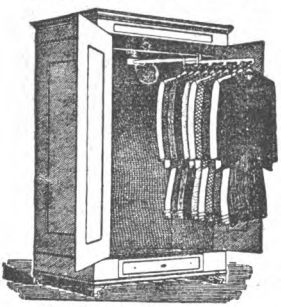
Mehrfach prämiiert mit Ehrendiplom und Silberner Medaille.

Für Damen- u. Herrengarderobe.

Passend für jeden Kleiderschrank, leicht anzubringen. – Keine **Unordnung,** kein **Suchen** im Schranke mehr.

Größere **Ausnutzung** des Schrankes.

Zu haben in den Eisenwaren- und Möbelgeschäften; wo nicht vertreten, direkt von den Erfindern



Kleiderhalter ausgezogen.

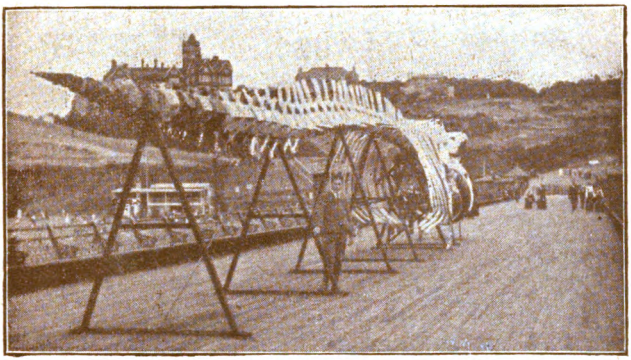
Diefenthal & Co., Osnabrück.

„Praktisch" kostet:	Gr. I	II	III
poliert	M. 3,50	M. 3,75	M. 4,–
vernick.	„ 4,50	„ 5,–	„ 5,50

Innere Schranktiefe für: Größe I 35 – 42, Gr. II 42 – 49, Gr. III 49 – 60 cm.
Größe I passend für 8, Größe II für 10, Größe III für 12 Anzüge.

Erstkl. Harmoniums. — Ill. Catalog gratis. — **P. Neuschild, Weimar, 7.**

Vortreffliche Geschenkliteratur für die Jugend.



Ein Walfskelett.

Das Neue Universum.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten.

Band 25. 474 Seiten Text, 503 Abbildungen und Beilagen. Elegant gebunden Preis 6 Mark 75 Pf.

In schmuckem Einbande und farbenreichem Schutzumschlag präsentiert sich der neueste Band dieses beliebtesten aller Jahrbücher als vornehmes Geschenkbuch für heranreifende Söhne und fürs Haus; seine bekannte Stärke liegt in der geschickten Vereinigung von Belehrendem, Unterhaltendem und Nützlichem und macht es überall dort begehrt, wo man eine gediegene Lektüre, welche die Weiterbildung fördern kann, bloßen Unterhaltungsbüchern vorzieht. Das beliebte Buch kommt dem Interesse an technischen Dingen, Erfindungen und Entdeckungen mit tausenderlei fesselnden Berichten und Darstellungen entgegen. Es enthält außerdem Erzählungen mit wissenschaftlichem Hintergrunde, Reisen, Abenteuer, Spiel und Sport u. s. w. Wer ein Buch von bleibendem Werte wünscht, wähle das **Neue Universum.**

Der Jugendgarten.

Ein Mädchen-Jahrbuch. Neue Ausgabe. 29. Band. 288 Seiten Text. 150 Abbildungen und Beilagen. Elegant gebunden Preis 4 Mark 50 Pf.

Der Jugendgarten ist ein ganz reizendes billiges Jahrbuch von innerem Werte für Mädchen im Alter von 9 bis 14 Jahren, das in sorgfältig getroffener Auswahl Unterhaltendes und Nützliches vereinigt: Fesselnde Erzählungen ernsten und heitern Inhalts, neue Märchen, Gedichte und Rätsel, Unterweisungen aus Natur, Haus und Geschichte in anziehender, dem jugendlichen Verständnis angepaßter Form; er ist ein guter Berater für Sport, Spiel und allerhand Beschäftigungen für die Mädchenwelt. Der bildlichen Ausstattung ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Der Jugendgarten ist in Tausenden von Familien ein gern gesehener, alljährlich freudig begrüßter Gast.

Das Weihnachtsbuch.

Allerlei Weihnachtliches in Vers und Prosa. Von Victor Blüthgen.

Groß-Oktav. Mit zahlreichen Illustrationen. Elegant geb. Preis 5 Mark.

Victor Blüthgen, dessen Name schon lange einen guten Klang hat, bietet in dieser Sammlung erlesener Weihnachts-Erzählungen, -Märchen und -Gedichte ein Werk, das von einem zarten dichterischen Hauch, wirklichem Weihnachtsduft übergossen und von Gemütswärme erfüllt ist. — Das eigenartige, in festliches Gewand gekleidete Buch wird jedem Weihnachtstisch zur Zierde gereichen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Vortreffliche Geschenkliteratur für die Jugend.

Gartenlaube-Bilderbuch.

Der deutschen Jugend gewidmet. 72 Seiten Quartformat mit reichem Bilderschmuck in Bunt- und Schwarzdruck. **36. bis 50. Tausend.** Gebunden mit farbigem Umschlagbild von Hermann Kaulbach. Preis 3 Mark.

Von dem alten Wahrspruch „Für die Jugend ist das Beste gut genug" geleitet, hat der Verlag unter Mitwirkung namhafter Schriftsteller und hervorragender Künstler es unternommen, in dem Gartenlaube-Bilderbuch ein Kinderbuch zu schaffen, welches nach dem einstimmigen Urteil berufener Kritiker zu dem Besten gehört, was bis jetzt an Bilderbüchern geboten worden ist. Es ist ein echt deutsches Buch voll tiefer Empfindung und goldenen Humors und geeignet, nicht nur den Kindern, sondern auch den Erwachsenen Freude zu bereiten.

Kinderlieder und Geschichten.

Von **Heinrich Seidel.** Mit hübschen Einfassungen und Vignetten, sowie 4 ganzfettigen Bildern von Carl Röhling. In modernem Einband 3 Mark 50 Pf.

Die wirksamste Empfehlung für diese Sammlung anmutiger Lieder und Geschichten für die Kleinen und Kleinsten ist der Name des Verfassers. Mit feinem Empfinden weiß er den Kinderherzen nahezukommen, sich mit seiner sonnigen Muse in sie hineinzusingen, sie durch allerliebste kleine Erzählungen zu fesseln und zum Nachdenken anzuregen. Der Inhalt des sehr schön ausgestatteten Buches ordnet sich, den Jahreszeiten folgend, in vier Abteilungen, deren jeder ein hübsches Vollbild vorangestellt ist. Seidels Kinderlieder und Geschichten werden nicht nur den Kindern selbst, sondern auch den Müttern, wenn sie den Allerjüngsten daraus vortragen, große Freude bereiten.

Karl Mays Erzählungen

gehören zu den besten Schriften für die Knabenwelt und fürs Haus und erfreuen sich vielseitiger Anerkennung.

Es sind folgende Bände erschienen:

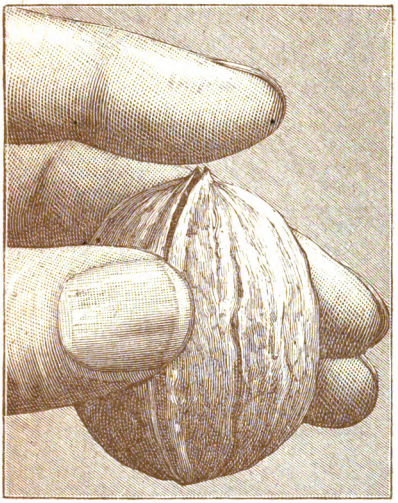
Die Sklavenkarawane. Mit 16 Tondruckbildern. 3. Auflage.
Das Vermächtnis des Inka. Mit 16 Farbendruckbildern. 3. Auflage.
Der Ölprinz. Mit 16 Farbendruckbildern. 3. Auflage.
Der Schatz im Silbersee. Mit 16 Tondruckbildern. 5. Auflage.
Der Sohn des Bärenjägers. Mit 16 Tondruckbildern. 5. Auflage.
Der blau-rote Methusalem. Mit 16 Tondruckbildern. 4. Auflage.

In elegantem Geschenkband. Preis jedes Bandes 7 Mark.

Obige Bände unserer 7 Mark-Serie enthalten sehr gute und beliebte Erzählungen des bekannten Schriftstellers und bilden von Knaben lebhaft begehrte Geschenkbücher.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Vortreffliche Geschenkliteratur.



Kolumbus-Eier.

Eine Sammlung unterhaltender und belehrender physikalischer Spielereien. Zwei einzeln käufliche, in sich abgeschlossene Bände. Mit zahlreichen Illustrationen. Jeder Band elegant gebunden 4 Mark.

Sehr amüsante, dabei nützliche und belehrende Bücher! Die darin enthaltenen physikalischen Spielereien und Experimente können ohne umständliche Vorbereitungen und Apparate von jedermann ausgeführt werden und bieten für jung und alt nicht allein eine angenehme Unterhaltung, sondern auch mannigfache Anregung zum Nachdenken.

Bilder aus dem Tierleben.

Eine Sammlung von Schilderungen aus der Tierwelt aller Erdteile. Von Prof. P. Matschie, Kustos am Kgl. Zoologischen Museum in Berlin. Mit 482 Abbildungen und einem mehrfarbigen Kunstblatt. Elegant gebunden Preis 18 Mark.

Mit diesem Werke bieten wir für jung und alt, für Haus und Schule eine ebenso anziehende und nützliche Sammlung von Schilderungen aus der Tierwelt aller Erdteile, die als wertvolle Ergänzung des Bücherschatzes überall willkommen sein wird. Was in scharfer, eingehender Beobachtung Forscher und Künstler der ewig interessanten und in ihren mannigfachen Wechselbeziehungen fortgesetzt Neues bietenden Natur abgelauscht haben, ist in den „Bildern aus dem Tierleben" in vorzüglichen Abbildungen und einem für jedermann interessanten, dabei wissenschaftlich wertvollen Texte enthalten.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Schönste und wertvollste Geschenkbücher.

W. Heimburgs Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. 10 Bände. Elegant gebunden in feiner Leinwand-Truhe 40 Mark. Jeder Band ist einzeln zum Preise von 4 Mark geb. käuflich.

Inhalt: Bd. 1. **Aus dem Leben meiner alten Freundin.** Bd. 2. **Lumpenmüllers Lieschen.** Bd. 3. **Kloster Wendhusen.** — **Ursula.** Bd. 4. **Ein armes Mädchen.** — **Das Fräulein Pate.** Bd. 5. **Trudchens Heirat.** — **Im Banne der Musen.** Bd. 6. **Die Andere.** — **Unverstanden.** Bd. 7. **Herzenskrisen.** Bd. 8. **Lore von Tollen.** Bd. 9. **Eine unbedeutende Frau.** Bd. 10. **Unter der Linde.** Zwölf Novellen.

W. Heimburgs Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. Neue Folge. 5 Bände. Jeder Band elegant gebunden 4 Mark.

Inhalt: Bd. 1. **Mamsell Unnütz.** Bd. 2. **Um fremde Schuld.** Bd. 3. **Erzählungen.** Inhalt: Sabinens Freier. — Franziska v. Schlehen. — Das Raupenhäuschen. — Der silberne Hirschfänger. — Großmutters Whistkränzchen. — Marianne Sievening. Bd. 4. **Haus Beetzen.** Bd. 5. **Trotzige Herzen.**

E. Marlitts Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. 10 Bände. Elegant gebunden in feiner Leinwand-Truhe 40 Mark. Jeder Band ist einzeln zum Preise von 4 Mark geb. käuflich.

Inhalt: Bd. 1. **Das Geheimnis der alten Mamsell.** Bd. 2. **Das Heideprinzesschen.** Bd. 3. **Reichsgräfin Gisela.** Bd. 4. **Im Schillingshof.** Bd. 5. **Im Hause des Kommerzienrates.** Bd. 6. **Die Frau mit den Karfunkelsteinen.** Bd. 7. **Die zweite Frau.** Bd. 8. **Goldelse.** Bd. 9. **Das Eulenhaus.** Bd. 10. **Thüringer Erzählungen.** Inhalt: Amtmanns Magd. — Die zwölf Apostel. — Der Blaubart. — Schulmeisters Marie.

E. Werners Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. 10 Bände. Elegant gebunden, in feiner Leinwand-Truhe 40 Mark. Jeder Band ist einzeln zum Preise von 4 Mark geb. käuflich.

Inhalt: Bd. 1. **Glück auf!** Bd. 2. **Am Altar.** — **Hermann.** Bd. 3. **Gesprengte Fesseln.** — **Verdächtig.** Bd. 4. **Frühlingsboten.** — **Die Blume des Glückes.** Bd. 5. **Gebannt und erlöst.** Bd. 6. **Ein Held der Feder.** — **Heimatklang.** Bd. 7. **Um hohen Preis.** Bd. 8. **Vineta.** Bd. 9. **Sankt Michael.** Bd. 10. **Die Alpenfee.**

E. Werners Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. Neue Folge. 6 Bände. Jeder Band elegant gebunden 4 Mark.

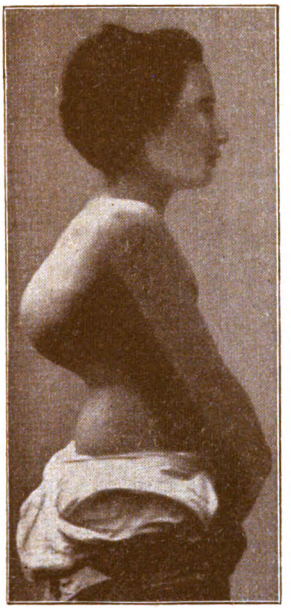
Inhalt: Bd. 1. **Freie Bahn!** Bd. 2. **Flammenzeichen.** Bd. 3. **Gewagt und gewonnen.** Inhalt: Der Egoist. — Auf Ehrenwort. — Erinnerung. — Wähle! — Warum? — Der Wilddieb. — Befreit. Bd. 4. **Fata Morgana.** Bd. 5. **Hexengold.** — **Der höhere Standpunkt.** — **Der Lebensquell.** — **Edelwild.** Bd. 6. **Adlerflug.** — **Ein Gottesurteil.**

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

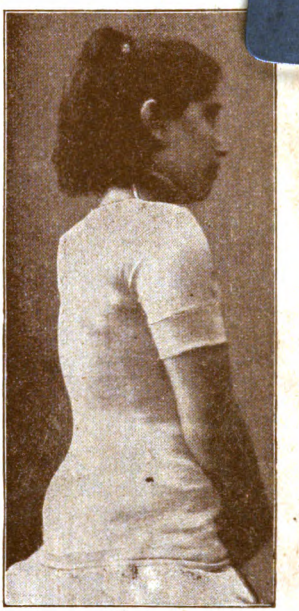
Paschen's orthopädische Heilanst

Dessau i. Anhalt

Älteste und grösste Anstalt Norddeutschland



Figur 1



Figur 2

Ein Fall schwerer Rückgratverkrümmung!

Ohne Operation! • Ohne andauernde Bettruhe!

Die obenstehenden Abbildungen, nach Photographien gefertigt, zeigen ein Kind, welches an schwerer Rückgratverkrümmung, aus Knochenschwäche entstanden, der Paschen'schen Anstalt im 13 Lebensjahre zur Behandlung übergeben wurde. Die ausführliche illustrierte Krankengeschichte wird Interessenten gern auf Anfrage zugesandt.

Figur 1 bei der Aufnahme in der Anstalt, Figur 2 nach sechsmonatlicher Behandlung in der Anstalt. Das Kind lebt jetzt im Ausland und ist nach der Angabe der Eltern aus dem Monat Oktober 1904 völlig hergestellt und jetzt gesund. Ein Beweis, daß die Paschen'sche Behandlung bei schwerer Verkrümmung die eigenartigsten Erfolge erzielt und diese Methode die Beachtung der weitesten Kreise verdient. Paschen betont, daß die Apparatbehandlung nicht einseitig ist; nebenher kommen auch Gymnastik, milde Wasserbehandlung nebst elektrischen Bädern u. s. w. zur Anwendung. Eine derartige Behandlung verspricht doch in allen Fällen große Erfolge. Die Kinder entwickeln sich bei derartigen Leiden in der Anstalt ohne Operation viel schneller, und das ist auch begreiflich: durch eine derartige operationslose Behandlung kommen die Kinder in der Entwicklung enorm vorwärts und die Natur hilft weiter.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 875 D
WILSON
ANNEX